



Wie die IS-Terroristen
ihr Kalifat errichten

DER STAAT DES BÖSEN

Share-Economy
**Wer profitiert vom
sanften Kapitalismus?**

Raumfahrt
**Das aberwitzige Projekt
einer Kolonie auf dem Mars**

Kreditkarten
**Ein Hacker erbeutete
40 Millionen Dollar**



Lichtjahre voraus.

Der Audi A7 Sportback
mit intelligenten Matrix LED-Scheinwerfern.*

Kraftstoffverbrauch in l/100 km: innerorts 10,0–5,5; außerorts 6,2–4,3;
kombiniert 7,6–4,7; CO₂-Emissionen in g/km: kombiniert 176–122.

*Optionale Sonderausstattung.



Audi
Vorsprung durch Technik



Thüringen ist ein ausgezeichnete Wirtschaftsstandort und ein attraktiver Platz zum Leben und Arbeiten. Unternehmer profitieren von einer hochmodernen Infrastruktur, der zentralen Lage in Deutschland und motivierten Fachkräften. Für Mitarbeiter verbinden sich gute Perspektiven im Job, die beste Kinderbetreuung für die Kleinen und schöne Ausflugsmöglichkeiten ins Grüne mit einer hohen Lebensqualität. Wann wollen Sie unser Land entdecken? Mehr erfahren: im Internet www.das-ist-thueringen.de oder persönlich: +49 (0) 361 5603450.

Freistaat
Thüringen 
Hier hat Zukunft Tradition.

Das ist Thüringen.

Mehr Power, weniger Verbrauch dank MDC Power. Die Daimler-Tochter aus Kölleda hat schon über 3 Millionen Motoren für Mercedes-Benz produziert. Thüringen. Raum für Ideen. Platz für Entwicklung.



Die Thüringen-App für das iPad.
Jetzt kostenlos downloaden!

Thüringer Ministerium für
Wirtschaft, Arbeit und Technologie

Hausmitteilung

Betr.: Gaza, Bankraub, DEIN SPIEGEL

Auf einem Trümmerberg in Beit Hanun, im Nordosten des Gaza-Streifens, trafen Julia Amalia Heyer und Juliane von Mittelstaedt zwei junge Männer, die Söhne der Familie Wahdan. Zwei Wochen zuvor hatten israelische Militärs den Straßenzug bombardieren lassen; jetzt suchten die zwei Palästinenser hier nach den Leichen ihrer Angehörigen. Und so erfuhren die SPIEGEL-Redakteurinnen von einer Tragödie: wie acht Menschen der Familie Wahdan eine Woche lang in ihrem Haus eingeschlossen waren, weil israelische Soldaten das Gebäude besetzt hatten; wie die Wahdans zurückblieben, als die Soldaten abzogen; wie dann der Bombenangriff kam, ohne Warnung. Die Soldaten hatten zuvor die Mobiltelefone der Familie beschlagnahmt, nur die älteste Tochter, Zeinab, hatte ihr Handy verstecken können. Jeden Tag konnte sie telefonieren, oft auch chatten – und so konnten Heyer und Mittelstaedt detailliert die letzten Tage der Eingeschlossenen rekonstruieren, Aussagen überprüfen. Sie sprachen mit Menschenrechtlern, Politikern, Rotkreuz-Mitarbeitern – und mit jenem Obersten der israelischen Armee, der die Kämpfe in dem Stadtviertel befehligt hatte. Aus allem ergibt sich ein schrecklicher Verdacht: „Die Armee hat, als sie das Viertel zerstörte, den Tod dieser Familie in Kauf genommen“, sagt Heyer.



Mittelstaedt, Heyer in Dschabalia

Seite 82

Es war ein Verbrechen, wie es noch keines gegeben hatte, der schillerndste Cyber-Bankraub in der Kriminalgeschichte: Hacker waren in das Computersystem eines IT-Unternehmens im indischen Bangalore eingedrungen, sie hatten Daten von zwölf Kreditkarten gestohlen, von einer Bank aus Oman. Die Daten kopierten sie auf Blankokarten, mit denen zogen Hunderte „Laufburschen“ konzertiert los: In einer einzigen Nacht im Februar 2013 erbeuteten sie in 24 Ländern insgesamt 40 Millionen Dollar – ein „epochales“ Verbrechen, so der Staatsanwalt Murat Ayilmaz. Aber noch in der Tatnacht wurden in Deutschland zwei Helfershelfer gefasst; in Düsseldorf kamen sie vor Gericht. SPIEGEL-ONLINE-Redakteur Jörg Diehl verfolgte das Verfahren vor dem Landgericht, Saal 120. Wer plant einen solch kühnen Coup? Wie wird er in die Tat umgesetzt? Diehl ging diesen Fragen über ein Jahr lang nach; er stieß auf eine weltweit operierende Cyber-Bande. Die faszinierendste Figur für Diehl war der mutmaßliche Drahtzieher – ein Mann, der sich im Netz „Predator“ nannte und das Leben eines Playboys führte.

Seite 36



FOTO: ALESSIO ROMENZI / DER SPIEGEL

Wenn Kindern zum ersten Mal klar wird, dass die Salami auf ihrer Pizza von einem Tier stammt, wenn sie begreifen, dass Würste und Schnitzel nicht auf Bäumen wachsen, dann mögen viele von ihnen plötzlich kein Fleisch mehr. Und sie stellen unbequeme Fragen: Wie wurden die Tiere gehalten? Können wir nicht auf Fleisch verzichten? DEIN SPIEGEL, das Nachrichten-Magazin für Kinder, klärt auf: Müssen Vegetarier wirklich mit Mangelerscheinungen rechnen? Außerdem im Heft: Kinder aus Israel und Palästina erzählen von ihrem Alltag im Kriegsgebiet. Das Heft erscheint an diesem Dienstag.



GOLD IST GUT, ES GLEICH MITNEHMEN ZU KÖNNEN, IST BESSER. DEGUSSA.

Die steigende Nachfrage nach Gold muss nicht bedeuten, dass Sie auf Ihr Anlageprodukt warten müssen. Denn wir bei Degussa haben immer genügend Gold für Sie vorrätig. Gold von Degussa – setzen Sie auf Verfügbarkeit, die sich rechnet.

DEGUSSA-GOLDHANDEL.DE





Im Bann der Islamisten

Terrorismus Die Gruppe „Islamischer Staat“ rollt den Nahen Osten auf, Zehntausende sind auf der Flucht, und die Welt fragt sich, wie die mörderische Organisation so groß werden konnte. Auch Deutschland erwägt nun Waffenlieferungen ins Krisengebiet. Aber lassen sich die Islamisten noch stoppen? **Seiten 18, 72, 77**

Ein Dorf auf dem Mars

Raumfahrt Angekündigt ist ein weltweites TV-Spektakel: Das Projekt „Mars One“ sucht Kolonisten, die im Jahr 2024 zum Wüstenplaneten aufbrechen sollen. Kleine Einschränkung: Einen Rückflug wird es nicht geben. Dennoch kämpfen demnächst 704 Freiwillige um ein Ticket für die Himmelfahrtsmission. **Seite 102**



Teilen statt Kaufen

Internet Das Privatauto als Taxi, die eigene Wohnung als Hotelzimmer: Die Share-Economy verspricht ressourcenschonenden Konsum ohne Reue. Doch hinter dem angeblichen Gegenentwurf zum Kapitalismus verbirgt sich ein knallhartes Geschäftsmodell mit gewieften Protagonisten wie dem deutschen WunderCar-Chef Gunnar Froh. **Seite 58**

Tragödie in Gaza

Nahost Eine Woche lang sind acht Menschen – Frauen, Kinder und ein alter Mann – in ihrem Haus im Gaza-Streifen eingeschlossen. Sie können nicht fliehen, niemand kann ihnen helfen. Eine Stunde vor der Feuerpause werden sie bei einem israelischen Luftangriff getötet. Dabei musste die Armee wissen, dass sich in dem Haus Zivilisten befanden. **Seite 82**

FOTOS: YOUSSEF BOUDLAL / REUTERS (O.); NASA / AP (M.); THOMAS GRABKA / DER SPIEGEL (L.U.); POLARIS / STUDIO X (R.)

Titel

72 Der Staat des Bösen Die Kämpfer vom „Islamischen Staat“ bedrohen die Welt und bauen ihr „Kalifat“ im Irak und in Syrien aus. Wie können die Extremisten gestoppt werden?

77 Jesiden SPIEGEL-Reporter Christoph Reuter über das Drama am Berg Sindschar

Deutschland

12 Leitartikel Kriterien für das deutsche Engagement in der Welt

14 Parteifreunde protestieren gegen Merkels Rentenpolitik / Krankenkassen-Chefs drohen Gehaltseinbußen / Ehemalige wollen Odenwaldschule übernehmen / Kolumne: Im Zweifel links

18 Regierung Wie die Irak-Krise zur Kraftprobe zwischen Kanzlerin Merkel und Verteidigungsministerin von der Leyen wurde

21 Flüchtlinge Eine jesidische Familie musste sieben Monate auf Visa für Deutschland warten

22 Spionage Wie der BND amerikanische Außenminister abhörte

24 Migration Das geplante Paket im Kampf gegen Sozialmissbrauch ist eine Mogelpackung

25 Union Baden-Württembergs Exministerpräsident Erwin Teufel rechnet mit der Politik seiner Partei ab

27 Sachsen Warum die AfD nahe der Ostgrenze so erfolgreich ist

28 NSA-Ausschuss Massenhaft geschwärzte Akten erzürnen die Parlamentarier

30 FDP Wurde Walter Scheel durch einen Trick entmündigt?

32 Beziehungen Immer mehr Frauen entscheiden sich auch ohne Partner für ein Kind

35 Arbeit Der Staat soll Arbeitnehmer vor Chef-Mails in der Freizeit schützen

36 Kriminalität Wie Fahnder den mutmaßlichen Drahtzieher eines spektakulären Cyber-Bankraubs in Frankfurt am Main aufspürten

38 Bildung SPIEGEL-Gespräch mit dem Inklusionskritiker Bernd Ahrbeck über die bestmögliche Förderung behinderter Kinder

41 Haustiere Zoos ärgern sich über das Aussetzen von Katzen, Echsen und Schildkröten

42 Nothilfe Nahe der Hamburger Reeperbahn sorgt eine Nonne für Obdachlose

46 Datenschutz Sind Kameras am Armaturenbrett nützliche Beweismittel oder verbotene Werkzeuge der Überwachung?

47 Restitution Kolumbianische Dorfbewohner verlangen Skulpturen vom Ethnologischen Museum Berlin zurück

Gesellschaft

48 Sechserpack: Friedlicher Protest mit Obst / Wie gefährlich ist Chili?

49 Eine Meldung und ihre Geschichte Ein 100-jähriger Bettler schenkt der bulgarischen Kirche ein Vermögen

50 Amok Tödliche Gefahr durch Männer, die Frauen hassen

55 Homestory Warum ein SPIEGEL-Reporter mehr wusste als die New Yorker Polizei

Wirtschaft

57 Russland-Sanktionen wirken / Gabriel trifft Google-Chefaufseher

58 Share-Economy Die Ökonomie des Teilens und ihre Schattenseiten

65 Interview DGB-Chef Reiner Hoffmann über die Risiken der Share-Economy

66 Karstadt Ein neuer Retter für den angeschlagenen Warenhauskonzern

69 Freihandel Das Abkommen mit Kanada liefert den TTIP-Gegnern Munition

Ausland

70 Neue Restriktionen gegen Uiguren in China / Parteifreunde kritisieren den türkischen Wahlsieger Erdoğan

80 Ukraine Bericht aus dem umkämpften Donezk

82 Nahost Wie Israels Armee eine Palästinenser-Familie bombardierte – Rekonstruktion einer Tragödie

88 Italien Blender oder Hoffnungsträger – wie ernsthaft sind die Reformen von Matteo Renzi?

94 Global Village Warum Araber so gern in Zell am See Ferien machen

Sport

95 Neue Starttechnik für Schwimmer / Schachgroßmeister Arkadij Naiditsch erklärt, wie er Weltmeister Magnus Carlsen besiegte

96 Fußball SPIEGEL-Gespräch mit Nationalspieler Christoph Kramer über seinen K. o. im WM-Finale und sein 350 Seiten langes Tagebuch

99 Stars Der Amerikaner Floyd Mayweather Jr. ist die größte Geldmaschine des Boxens

Wissenschaft

100 Das Schweigen der Mathematikerin / Gesundheitsexperte Karl Lauterbach über seinen Verzicht auf Salz

102 Raumfahrt Wie realistisch ist es, den Wüstenplaneten Mars zu besiedeln?

106 Seuchen Warum die Biowaffen-Furcht der Amerikaner im Kampf gegen Ebola helfen könnte

109 Denkmalpflege Die magische Kraft der Hochdruckreiniger

Kultur

110 Hinreißendes Spaßguerilla-Theater aus Japan / London lässt Denkmäler reden / Kolumne: Zur Lage der Welt

112 Kunst SPIEGEL-Gespräch mit dem Leipziger Gerd Harry Lybke über seine Vergangenheit als illegaler Galerist in der DDR

118 Kino Philip Seymour Hoffmans letzte große Rolle in „A Man Most Wanted“

122 Essay Die Moskauer Schriftstellerin Ljudmila Ulitzkaja und ihr Leiden an Russland

126 Schauspieler Der Tod des Komikers Robin Williams

127 Literaturkritik Der erste Roman des Startenors Rolando Villazón

Medien

129 Kein Platz für Karen Miosga / Computerspiel-Turniere faszinieren Millionen

130 TV-Filme Warum das deutsche Fernsehen die Macht so öde inszeniert

8 Briefe

125 Bestseller

134 Impressum, Leserservice

135 Nachrufe

136 Personalien

138 Hohlspiegel / Rückspiegel

Wegweiser für Informanten:
www.spiegel.de/briefkasten



Ljudmila Ulitzkaja,

Schriftstellerin, gehört zu den wichtigsten Autorinnen Russlands. In einem Essay beschreibt sie, warum sie sich jetzt schämt: „Unser Volk hat die moralische Orientierung verloren.“ **Seite 122**



Christoph Kramer,

Nationalspieler, führt seit seiner Jugend ein Tagebuch. Im SPIEGEL-Gespräch erzählt der Weltmeister, was er über seinen K. o. im Finale von Rio schreiben wird. **Seite 96**



René Benko,

österreichischer Immobilieninvestor, übernimmt Karstadt, der Milliardär Nicolas Berggruen zieht sich zurück. Gerettet ist der marode Warenhauskonzern aber noch lange nicht. **Seite 66**



„Die Biochemie der Liebe wissenschaftlich zu entschlüsseln ist interessant. Aber dieser Allmachbarkeitswahn nervt. Mein Gehirn möchte das lieber selber machen. Vielleicht unvollkommen, aber medikamentenunabhängig.“

Kirstin Brehm, Stuttgart

Gaukelei der Experten

Nr. 33/2014 Liebe auf Rezept – Ewig frisch verliebt: Wie neue Medikamente unsere Gefühle steuern

Nüchtern betrachtet scheint mir die Abhängigkeit von gefühlsregulierenden Pillen allemal besser als die Abhängigkeit von einem egomanischen Monster, um dessen Gunst man sich selbsterniedrigend und würdelos abstrampelt – dabei das Ganze noch als „Liebe“ deklariert. Besser noch wäre eine selbstregulierende Hirnchemie zwecks Bodenhaftung, um nicht die Kasen von Profiteuren zu füllen, deren Charakter nicht minder monströs ist.

Hans Scholz, Bad Neuenahr-Ahrweiler (Rhld.-Pf.)

Die Kartierung des Menschen verbindet sich mit einem Heilsversprechen, das Ihre Protagonisten nicht einlösen können: Liebe ist sehr viel mehr als ein steuerbares Gefühl. Die Sorge um einen anderen Menschen, das echte Interesse am anderen – das ist doch wohl mehr eine Frage des Bewusstseins als der Biochemie. Liebe ist oft harte Arbeit. Vor allem aber ist sie erhaben über den Größenwahn und die Gaukelei der Experten, wo immer sie mit unserer Angst Geschäfte machen wollen.

André Beßler, Bremen

Die tatsächlichen und potenziellen Gefahren beim Einsatz von Hormonen wie Oxytocin sind sehr viel größer als beschrieben, denn sie verändern den Mechanismus der eigenen Wahrnehmung und Urteilsbildung auf der denkbar tiefsten Ebene. Selbst wenn man sich des Einsatzes eines solchen Liebeshormons bewusst ist, wird das sich anschließende Erleben angenehmer codiert und als ein wieder erstrebenswerter Zustand erinnert, bis hin zu einem ausgeprägten Suchtverhalten.

Thomas Schustek, Obergünzburg (Bayern)

Sie reden von „Liebe“, meinen aber Sex, Lust, Trieb, Hormone. Liebe ist vielfältig. Sie ist Zuneigung, Verbundenheit, Wertschätzung, Verantwortung. Es ist die unbegrenzte, bedingungslose, nicht nachlassende und ohne Rezept und Pillen auskommende Eltern-, Geschwister-, Selbstliebe und Paarliebe jenseits der Sexualität. Aber auch die Liebe zum Beruf, zur Kunst, zum Hobby, zur Heimat kann gemeint sein. Sex setzt keine Liebe voraus. Liebe aber auch keinen Sex. Platonische Beziehungen kommen in einer dekadent übersexualisierten Gesellschaft wohl nicht vor.

Karl-Heinz Best, Ginsheim-Gustavsburg (Hessen)

Die uralte Frage nach der Henne und dem Ei stellt sich auch hier: Löst der erste Blick, das Lächeln, das Wort, das sie tauschen, die Hormontropfen aus, die die Liebesempfindungen im Gehirn koordinieren? Oder ist es umgekehrt? Ist es die Biochemie, die das hervorbringt? Nur ein tumber Tor entscheidet sich dafür. Und der wird dann auch Pillen erfinden, um die Liebe zu befeuern oder zu optimieren.

Dr. Thomas Krauß, Schnackenburg (Nieders.)

Schon Goethes Mephisto wusste, als er Faust den Verjüngungstrunk verabreichen ließ: „Du siehst, mit diesem Trank im Leibe / Bald Helenen in jedem Weibe.“ Lustig endet das Ganze bekanntermaßen nicht.

Friedhelm Baumgärtner, Wiesbaden

Willkommen in einer noch besseren und schöneren Welt dank der Pharmaindustrie.

Veronika Engel, Oranienburg (Brandenb.)

Gesundheit ist keine Ware

Nr. 32/2014 Wie Ärzte im Klinikum Bayreuth unter Druck des Managements gerieten

In diesem Klinikum liegt einiges im Argen. Meine Schwester befand sich 2011 dort auf einer Station. Es lagen benutzte Spritzen und Verpackungen sowie jede Menge Schmutz auf den Böden der Flure, und das Personal agierte lustlos und unengagiert. Meine Schwester berichtete mir von einer alten Frau, die eines Nachts starke Schmerzen bekam. Beide klingelten mehrere Male vergeblich, bis meine Schwester beschloss, Hilfe zu holen. Dreimal ging sie und musste recht massiv werden, bevor sich eine der Schwestern, die sich in aller Ruhe unterhielten, bequimte, endlich zu kommen. Die alte Dame wurde nicht behandelt, sodass ihr Martyrium bis zur Visite am Morgen weiterging. Ich beschwerte mich später bei der Klinikleitung und schrieb auch, erfolglos, an das Gesundheitsamt und an die Bayerische Staatskanzlei.

Michael Schön, Neustadt (Bayern)

Gesundheit ist keine Ware, und Krankenhäuser sind keine Warenhäuser, mit denen man Profite erwirtschaften soll. In unserem solidarisch organisierten Gesundheitssystem ist das von den Mitgliedern eingezahlte Geld dazu da, das Gesundheitssystem für die Gesamtbevölkerung zu finanzieren. Von Kliniken erwirtschaftete Überschüsse gehören den Krankenkassenmitgliedern und nicht privaten Profiteuren.

Thomas Pap, Cottbus, Facharzt

Abstruse Diskussion?

Nr. 32/2014 Minister Heiko Maas will den Mord-Paragrafen reformieren

Von 1872 bis 1941 wurde ohne Ausnahme mit dem Tode bestraft, wer einen anderen „mit Überlegung“ tötete. Warum er das tat, auf welche Art, war ohne Bedeutung. Weil es bis 1933 keine verminderte Schuldfähigkeit gab, war selbst auf diesem Weg keine Vermeidung der Todesstrafe möglich. Die Neufassung des Paragrafen 211 Strafgesetzbuch jetzt mit Inhalt zu versehen, war auf jeden Fall besser, zumal sie nicht von den Nazis stammte, sondern wohl teils auf Entwürfe des Schweizer Strafrechtlers Carl Stooss zurückging. Wenn man an den 211 einen minder schweren Fall mit zeitiger Freiheitsstrafe anfügen würde, wäre das genügend Änderung.

Dr. Eberhard Foth, Waldbronn, Richter am BGH a.D.

Es ist offensichtlich, dass man ohne Änderung der Paragrafen 211 und 212 den tödenden Racker zu lebenslanger Freiheitsstrafe, den verzweifelten Ehemann aber, der seine leidende Frau erstickt hat, viel milder hätte bestrafen können. Das Grundproblem liegt im Fehlen von genügend Fallbeispielen, wie sie das englische Recht zur Verfügung stellt. Da wir das Präzedenzrecht nicht übernehmen wollen, gilt es, an den bestehenden Gesetzen zu feilen.

Gebhart Müller-König, Moissburg (Nieders.)

Wie verfahren denn unsere demokratischen Nachbarländer? Hier könnte man doch wichtige Vergleiche ziehen, schauen, ob es dort auch Strafrechtsreformen gab, die eben nicht unter einer Gewaltherrschaft, wie bei uns 1941, stattfanden.

Dr. Uwe Zeller, Stuttgart

Eine strafrechtliche Norm aus einer politischen oder anderen Laune heraus umformulieren zu wollen ist gefährlich. Diese Vorschriften sollten niemals Gegenstand solcher abstrusen Diskussionen sein. Gesetze sind extra abstrakt formuliert, damit sie eine Vielzahl von Fällen erfassen.

Dirk Stassen, Trier

Es macht durchaus Sinn, zwischen fahrlässiger Tötung, Totschlag und Mord zu unterscheiden. Wobei es für alle diese Taten dieselbe Mindeststrafe geben sollte, denn dass ein Mensch durch Verschulden anderer zu Tode kommt, ist nicht ungesühnt hinnehmbar.

Michael Heitmeier, Herrenberg (Bad.-Württ.)



zoos made with ibm

Der Point Defiance Zoo & Aquarium hat seine Daten mit IBM Analytics zusammengeführt. Jetzt fließen auch Wettervorhersagen und Social-Media-Aktivitäten in die Planung von Personal und Beschaffung mit ein. So kann das Zooprogramm noch besser auf die Besucher abgestimmt werden.

ibm.com/madewithdata/de

Made with IBM

IBM, das IBM Logo, ibm.com, Made with IBM und das Bildzeichen des Planeten sind Marken oder eingetragene Marken der International Business Machines Corporation in den Vereinigten Staaten und/oder anderen Ländern. Andere Namen von Firmen, Produkten und Dienstleistungen können Marken oder eingetragene Marken ihrer jeweiligen Inhaber sein. Eine aktuelle Liste sämtlicher IBM Marken und Handelszeichen findet sich im Internet unter www.ibm.com/legal/copytrade.shtml. © 2014 IBM Corporation.

SPIEGEL GESCHICHTE

SONNTAG, 24. 8., 22.00 – 23.00 UHR | SKY

Martin Luther King – Der Marsch auf Washington

Der Marsch auf Washington im August 1963 gilt nicht nur wegen der berühmten „Ich habe einen Traum“-Rede von Martin Luther King als eine der Sternstunden der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Mehr als eine viertel Million Teilnehmer setzten ein friedliches Zeichen für Freiheit und Gleichberechtigung.

TERRA X

SONNTAG, 24. 8., 19.30 – 20.15 UHR | ZDF

Zeitreise – Die Welt im Jahr 1000

Das Jahr 1000: Dass in China Kai-feng, die größte Stadt der Welt, entsteht, davon weiß in Europa Kaiser Heinrich II. nichts. Auch auf anderen Kontinenten erblühen glanzvolle Kulturen. SPIEGEL TV reist mit dem Berliner Archäologen Matthias Wemhoff zurück in das Jahr 1000.

SPIEGEL TV MAGAZIN

SONNTAG, 24. 8., 22.25 – 23.30 UHR | RTL

Gewinner und Verlierer – Wenn die Schullaufbahn zum Wettrennen wird

Gresz, Internatsschüler Clemens

Lewin leidet – weil er an seiner alten Klasse gemobbt wurde, besucht er eine Web-Schule. Mabel kämpft – weil ihre Eltern das Studium nicht finanzieren können, ist sie auf Stipendien angewiesen. Jason hofft – weil er früher Mist gebaut hat, macht er seinen Abschluss im Gefängnis. Und Johanna freut sich – weil ihre Eltern gespart haben, lebt sie jetzt im Elite-Internat Salem. SPIEGEL-TV-Moderatorin Maria Gresz und ihre Kollegin Julia Kriwitz mit einer Schwerpunktsehung über ein Bildungssystem, das keine Chancengleichheit produziert.

Briefe
Wie vom Hammer getroffen

Nr. 32/2014 Die Soziologin Eva Illouz über fehlendes Mitleid, Angst und Radikalisierung in Israel

Illouz' ruhige, in jedem Satz nachspürende und überlegende Weise einer Reflexion über das Empfinden und Verhalten des eigenen Volkes ist wohltuend und berührt mich.

Prof. Anita Lüdke, Köln

Was Eva Illouz in ihrer durchaus nachvollziehbaren Analyse der israelischen Psyche als kognitive Dissonanz beschreibt, ist gerade dies nicht. Kognitive Dissonanz als kollektives Unbehagen und damit als Basis für Einsicht und Veränderungsmöglichkeiten wäre dringend geboten, damit die Menschen in Israel nicht in eine über Generationen entstandene perfide Falle geraten: Sie fügen Leid zu, weil sie selbst gelitten haben.

Dr. Klaus Neumann, München, Psychologe

Illouz' Aussagen haben mich wie ein Hammer getroffen. Eine bedauernswerte Gesellschaft, wenn nicht die vielen Toten, Demütigungen und die Landnahme von den Palästinensern wären. Also weiterhin hätscheln? Nein, Sanktionen, Sanktionen, sonst vernichtet Israel nicht nur weiter die Palästinenser, sondern auch sich selbst.

Inge Mertes, Wentorf bei Hamburg

Nix mehr zu tanzen

Nr. 32/2014 Schriftsteller Lars Brandt fordert einen Künstlerprotest gegen Europas Faschisten

Sein Vater, Willy Brandt, hätte das Problem nüchtern und präzise benannt und keinen Schaum vor dem Mund gehabt.

Dr. Berndt Seite, Schwerin, Ministerpräsident a. D.

Man kann Brandt nur zustimmen. 20 bis 25 Prozent für Le Pen und Co. in Frankreich klingen wie neue Drohglocken für die nächste Katastrophe in Europa. Wir müssen reagieren, bevor es zu spät ist.

Patrick Leray, Balaruc-Le-Vieux (Frankreich)

„Kümmern wir uns um die Gegenwart, jeder mit den Mitteln, die seine sind!“ Dieser Satz von Brandt hat mich elektrisiert; genau das habe ich mit meinen gestalterischen Mitteln in den letzten 30 Jahren getan.

Prof. Holger Matthies, Hamburg, Grafikdesigner

Bei dieser schöngestig-wortgewaltigen Abhandlung vermisse ich konkrete Fakten, die zum Erstarken der Rechten führen. Islamistische Gruppen drohen mit Anschlägen in Deutschland, verletzte Ehrgefühle führen zu Morden an Angehörigen, und Richter berücksichtigen dies bei der Strafzumessung. Unsere Humanität wird als Schwäche begriffen, und unsere Gesetze

lassen uns hilflos erscheinen. Unser Sozialstaat wird von vielen begrüßt, Integrationswilligkeit ist nicht immer erkennbar.

Hans-Achim Teichert, Götzenhain (Hessen)

Der Kommentar trifft den braunen Nagel auf den Kopf, leider lässt er das kleine Ösland außer Acht. Auch dort toben die Rechten im blauen Deckmäntelchen namens FPÖ. Der Operettenstaat hat bald nix mehr zu tanzen.

Sylvia Dürr, Innsbruck

Etwas Wichtiges fehlt in diesem schönen Artikel: Europa wird nicht durch mehr oder weniger abgehobene Künstler allein vor dem neuen Faschismus gerettet, sondern durch ein nicht nationalistisches Eintreten für die Kultureinheiten namens Nationen, in diesem Sinne durch Volks-Kultur. Das vermisst man seit Jahrzehnten auf linker Seite, besonders in Deutschland.

Prof. Dr. Johannes Heinrichs, Duisburg

Ab geht die Post

Nr. 32/2014 Kolumne von Claudia Voigt

Ob das Tragen von Shorts – zumindest aus dem Blickwinkel des Mannes – wirklich ein Kollateralschaden der Gleichberechtigung ist, sei dahingestellt. Ganz sicher aber ist die in den USA beliebte Kombination aus Shorts und Cowboystiefeln der definitive Abgesang an Geschmack und Weiblichkeit.

Michael J. Blay, Langenselbold (Hessen)

Auf einer Reise nach Odessa erging es mir genau umgekehrt: überwiegend elegant und sehr feminin gekleidete Frauen, häufig Model-Maße, angetan mit High Heels. Schlapperlook mit Birkenstockschuhen ist die Ausnahme – was soll man nun davon halten, von wegen Kollateralschaden?

Brigitte v. Wilcken, Berlin

Es gibt wohl nichts Entspannteres als den Floridian Style: Shorts, Shirts, Flip-Flops, gute Uhr, und ab geht die Post. An den Strand genauso wie ins Restaurant, ohne sich umziehen zu müssen.

Christiane Oselka, Düsseldorf

An Voigt sind wohl die letzten Jahre Frauenlässigkeit, Coolness und Selbstverständlichkeit unbemerkt vorbeigezogen. Warum sollten Frauen keine Shorts tragen?

Georgia Metzger, Karlsruhe

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen.
leserbriefe@spiegel.de

In einer Teilaufgabe befindet sich im Mittelbund ein zwölfseitiger Beihefter der Firma Peek & Cloppenburg.



DasErste.de

SPORTSCHAU¹

Der Samstag hat wieder einen Sinn.
Mit der Bundesliga in der Sportschau.

Ab 23. August, samstags, 18.00 Uhr

Das Erste¹

Leitartikel

Kriterien für die deutsche Außenpolitik

Mehr Verantwortung in der Welt – die Regierung tut das Richtige im Irak.

Es sieht nach Hals über Kopf aus. Im Rekordtempo schickte die Bundesregierung die Luftwaffe mit Hilfsgütern zu den Kurden im Irak. In der Not ist Tempo manchmal richtig. Aber jeder Auslandseinsatz der Bundeswehr schafft ein Beispiel für weitere Fälle. Damit steckt in der Eilentscheidung etwas Grundsätzliches, ein Schritt hin zu größerer Verantwortung der Deutschen in der Welt.

Darüber muss in der Öffentlichkeit gründlich diskutiert werden. In der Außenpolitik kann es keine Automatismen geben, keine starren Kriterien, weil jeder Konflikt seine eigene Logik hat und neu bedacht werden sollte. Dabei können ein paar grundsätzliche Überlegungen hilfreich sein. Hier sind sieben Leitlinien für die Auslandseinsätze der Bundeswehr:

Erstens: Unsere Vergangenheit sollte uns vorsichtig machen, aber nicht unsere Gegenwart blockieren. Die Bundeswehr ist Militär ohne Militarismus. Anders als befürchtet haben sich Kriegskultur und Größenwahn im vereinten Deutschland nicht entwickelt. Die Politik ist mit Kampfeinsätzen bislang skrupulös umgegangen und wird dies wohl auch weiter tun. Deshalb ist es richtig, dass Deutschland seiner Verantwortung für das Geschehen in der Welt gerecht werden soll.

Zweitens: Es gibt in Kriegen keine Haltung ohne Schuld. Wer militärisch eingreift, wird Schuld auf sich laden, weil Soldaten im Kampf töten und getötet werden. Wer aber passiv zusieht, überlässt andere ihrem schrecklichen Schicksal. Die fundamentalistischen Gegner militärischer Interventionen können sich daher ihre Selbstgerechtigkeit sparen.

Drittens: Wer handelt, wird frustriert, sollte das aber aushalten können. Die Bilanz des Eingreifens ist nicht gut. Irak, Afghanistan, Libyen – die Kriege dort gehen immer weiter. Wo sie durch Intervention beendet wurden, zum Beispiel auf dem Balkan, waren und sind dauerhafte Truppenpräsenz und massive Hilfszahlungen nötig. Mit Waffen und Soldaten lässt sich nun mal keine Welt schaffen, die leuchtet. Aber am schlimmsten waren und sind die Zustände dort, wo angesichts eines großen Mordens niemand eingegriffen hat: in Ruanda, in Syrien.

Viertens: Menschlichkeit ist ein Faktor der Außenpolitik, sollte jedoch nicht entscheidend sein. Wir leben in einer Bilderwelt, und Bilder von Menschen in Not wirken stark auf unser Gewissen ein, lassen aber auch den Verstand in den Hintergrund treten. Emotionen können einen Impuls für die Debatte geben, wie im Fall der hilflosen Jesiden, sie muss

aber kühl geführt werden, was heißen kann, dass Deutschland sich mitunter gegen eine humanitäre Intervention entscheidet, auch wenn das bitter ist.

Fünftens: Im deutschen Interesse ist eine möglichst stabile Welt. Das klingt banal, bedeutet aber den Abschied von missionarischen Ideen. Wenn deutsche Waffen oder Soldaten in Konflikten eingesetzt werden, dann mit dem Ziel, die Lage zu stabilisieren und Menschen in Not zu helfen, nicht für eine Demokratisierung oder für Frauenrechte. Und dabei können nur die westlich orientierten Kräfte Partner der Deutschen sein.

Sechstens: Bei Konflikten in der Welt gibt es fast immer die Erwartung, dass die Amerikaner die militärischen Dinge

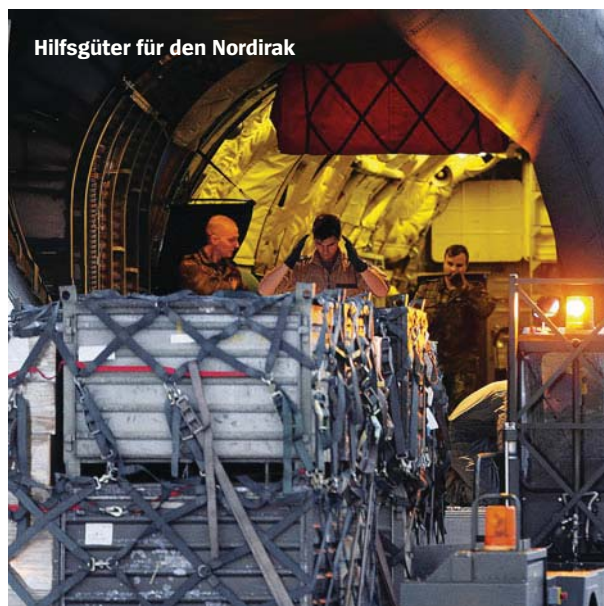
schon regeln werden. Tatsächlich sind die Amerikaner jedes Mal stärker gefordert. Sie wollen Weltmacht und Weltpolizist sein, die Deutschen nicht. Aber eine reine Schonhaltung verbietet sich. Es sollte gelten: großzügig sein mit Logistik und Hilfsgütern, vorsichtig mit Waffenlieferungen, weil Waffen in falsche Hände geraten können; offen für Militäreinsätze, wenn unsere Partner uns wirklich brauchen und ihre Interessen weitgehend mit unseren übereinstimmen.

Siebtens: Deutschland tritt auf der Weltbühne nur als Partner anderer auf. Wir machen keine Alleingänge. Ein Mandat der Vereinten Nationen ist dabei die beste Form der Legitimation für militärische Kampfeinsätze, weshalb sich Deutsch-

land darum bemühen sollte. Die USA bleiben ein wichtiger Partner, nicht nur durch die Nato. Unsere nächsten aber sind die Länder in der Europäischen Union. Außenpolitisch und militärisch sollte die EU verstärkt gemeinsam handeln, um die Abhängigkeit von der Weltmacht Amerika zu verringern.

Gemessen an diesen Leitlinien passiert derzeit das Richtige im kurdischen Teil des Irak. Die Bundesregierung schickt Hilfsgüter, die keine Waffen sind. Für alles andere sollte es ein Mandat der Uno geben.

Die oberste Devise der Bundesrepublik für größere Verantwortung in der Welt heißt: Friedlichkeit. Von Deutschland darf nie mehr eine Aggression ausgehen. Aber auch der Friedliche muss manchmal unfriedlich werden, um Kriege zu beenden oder einzudämmen. Sonst gewinnen die Unfriedlichen die Oberhand über die Welt. Das darf nicht passieren. Auch darin liegt eine deutsche Verpflichtung aus der Vergangenheit.



Microsoft

Surface Pro 3



Gedacht. Notiert.

Wichtiges sofort festhalten.



Umwelt Gefährliche Holzöfen

Private Holzöfen und -kamine erhöhen die Feinstaubbelastung in Deutschland erheblich. Dies geht aus Datensätzen einzelner Bundesländer hervor, die das Umweltbundesamt (UBA) in Dessau aufgearbeitet hat. Nach den Berechnungen der Experten liegen die Emissionen aller Kleinf Feuerungsanlagen teilweise über den Gesamtemissionen aus dem Straßenverkehr. Sie tragen damit im Herbst und Winter maßgeblich zur Überschreitung der Grenzwerte bei. In Deutschland werden derzeit über 14 Millionen kleine Öfen und 700 000 Kesselöfen für Wohnanlagen betrieben. Nach den Modellrechnungen des UBA ist insbesondere Süddeutschland vom Staub der Verbrennungsanlagen betroffen, dort sind es vor allem die Wohlstandsregionen um München und Stuttgart. Auch das Rhein-Main-Gebiet weist hohe Belastungen aus. Gesetzlich darf der Grenzwert von 50 Mikrogramm an nicht mehr als 35 Tagen pro Jahr überschritten werden. In Stuttgart, Reutlingen, Tübingen, aber auch in Gelsenkirchen und Aachen lag die Zahl der Staubtage im vergangenen Jahr deutlich darüber. UBA-Präsidentin Maria Krautzberger: „Zu viele Holzöfen und -kamine sind Staubschleudern. In Kommunen mit hoher Feinstaubbelastung sollten darum nur noch Anlagen betrieben werden dürfen, die den neuesten Emissionsstandards entsprechen.“ red



Konjunktur

Widerstand gegen Merkels Rentenpläne

Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) stößt mit dem Versprechen, die Ostrenten dem Westniveau anzugleichen, auf Widerstand in ihrer eigenen Partei. „Es muss irgendwann Schluss damit sein, mit dem Füllhorn übers Land zu ziehen“, sagte der wirtschaftspolitische Sprecher der Unionsbundestagsfraktion Joachim Pfeiffer (CDU). „Wir müssen unsere Versprechen für neue Leistungen endlich wieder an den wirtschaftlichen Realitäten orientieren.“ Auch führende SPD-Politiker fordern angesichts des leicht schrumpfenden Bruttoinlandsprodukts im zweiten Quartal 2014 eine stärkere Betonung der Wirtschaftspolitik, ohne dabei die Rentenpolitik zu kritisieren. „Der

Erfolg der letzten Jahre darf kein Ruhekiten sein“, so Niedersachsens Ministerpräsident Stephan Weil. „Wir müssen den Grundlagen unserer Wirtschaft wieder wesentlich mehr Aufmerksamkeit widmen.“ Unterstützung erhält er von Wolfgang Tiefensee, dem wirtschaftspolitischen Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion. „Der Rückgang der Wirtschaftsleistung ist ein Warnsignal.“ Der CSU-Mittelstandsexperte Hans Michelbach beklagt Versäumnisse bei den Koalitionsverhandlungen. „Jetzt rächt sich, dass im Koalitionsvertrag weder Investitionsanreize noch die Beseitigung der kalten Progression im Steuerrecht vereinbart wurden. So kann es nicht weitergehen.“ gor, mp

Turbo-Abi G8 = G9

Schüler, die ihr Abitur nach acht Jahren Gymnasialzeit ablegen, sind in der Schule genauso erfolgreich wie G9-Gymnasiasten. Die Vermutung, ihre Leistungen litten unter einer verkürzten Schulzeit, lässt sich nicht belegen. Zu diesem Schluss kommt der „Bildungsmonitor 2014“ im Auftrag der arbeitgebernahen Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft, der am Dienstag in Berlin vorgestellt wird. Es könnten „weder eindeutig positive noch negative Effekte festgestellt werden“, heißt es darin. „Die Leistungsvergleiche zwischen beiden Gruppen sind spektakulär unspektakulär“, sagt Axel Plünnecke vom Institut der

deutschen Wirtschaft Köln, das die Untersuchung durchführte. Die Forscher hatten 22 Bildungsstudien zur Schulzeitverkürzung ausgewertet. Sie räumen allerdings ein: „Eine umfassende wissenschaftliche Evaluation der Wirksamkeit der G8-Reform auf die Bildungsergebnisse fehlt bislang.“ Verglichen wurden außerdem die Lebenszufriedenheit sowie das außerschulische Engagement beider Schülergruppen. Einer der Hauptvorwürfe der G8-Gegner lautet, die Kinder hätten keine Freizeit mehr. Das Ergebnis: Obwohl sie tatsächlich weniger Zeit zur freien Verfügung haben als G9-Gymnasiasten, betreiben die G8-Schüler mehr „bildungsorientierte Freizeitaktivitäten“ wie Sport, Musik und

Ehrenamt. Ein Problem ist das offenbar nicht: Beide Schülergruppen seien im Durchschnitt „gleich zufrieden mit ihrem Leben“, meinen die Forscher. him, lgr

Odenwaldschule Mögliche Übernahme

Ehemalige Schüler der Odenwaldschule bereiten sich auf eine mögliche Übernahme des finanziell angeschlagenen und mit internen Macht- und Richtungskämpfen beschäftigten Internats vor. Es gebe „konkrete Überlegungen“, die Einrichtung in eine gemeinnützige GmbH zu überführen, heißt es in einem Rundbrief an Mitglieder der Altschülervereinigung und des Förderkreises der Odenwaldschule.

FOTOS: STEFAN BONESS / IPON (O.); GABY WOJCIECH / VISUM (U.)

Jakob Augstein Im Zweifel links

Mehr Willy wagen



„Sanktionen allein sind noch keine Politik“, hat Außenminister Frank-Walter Steinmeier gesagt. Die Sanktionen haben wir. Dann wäre es jetzt Zeit für die Politik. Im Umgang mit Putins Russland muss Deutschland von vorn anfangen. Wir wissen schon: Das liegt Angela Merkel nicht. Sie mag es nicht, sich Ziele zu setzen. Bei Merkel-

verstehen heißt die Lieblingsstrategie der Kanzlerin „Auf Sicht fahren“. Aber das genügt jetzt nicht mehr. Stattdessen: auf die Karte gucken und den Kompass dazu nehmen! Angela Merkel muss mehr Willy wagen.

Die Geschichte der wechselseitigen Enttäuschungen zwischen Russland und dem Westen reicht lang zurück. Die größte Selbsttäuschung des Westens war es zu glauben, dass die Russen so werden wollen wie wir. Als Zar Peter der Große auf dem Sterbebett lag, soll er gebetet haben: „Herr, wenn du über mich zu Gericht sitzen wirst, so vergiss nicht, mit welchem Land ich es zu tun hatte.“ Der Westen sollte daran denken, wenn er über Putin zu Gericht sitzt.

Egon Bahr hat neulich gesagt: „Putin wird nie ein lupenreiner Demokrat werden und seine Kinder und Enkel auch nicht. Es wird hoffentlich eine ‚Demokratie à la russe‘ geben. So wie es ja auch eine Demokratie nach amerikanischem Vorbild und nach britischem Vorbild gibt.“ Mehr können wir Russland nicht abverlangen.

Die EU sollte den Russen jetzt ein Angebot machen, um die Krise beizulegen. Die Lösung liegt darin, dass sich Russland aus der Ostukraine heraushält, während die Krim russisch bleibt. Den Unterschied zwischen einer Anerkennung de jure und de facto kennen wir aus den Beziehungen zur DDR. Und schließlich: Die Ukraine tritt nicht der Nato bei. Das verletzt nicht ihr Selbstbestimmungsrecht, denn es gibt keinen Anspruch auf Mitgliedschaft. Mit der westlichen Orientierung des Landes hat das nichts zu tun, siehe Finnland oder Österreich.

Im US-Magazin *Foreign Affairs* stehen einige weitreichende Überlegungen für eine neue Russlandpolitik des Westens. Dazu gehören ein Marshallplan für die Staaten der früheren UdSSR, ein gemeinsamer ost-westlicher Wirtschaftsraum und eine Ablösung der Nato durch eine Nord-Allianz, der neben Russland auch Japan angehören könnte. Darunter sind kühne Ideen, wie die Autoren selber schreiben, aber immerhin Ideen.

Man sollte übrigens davon ausgehen, dass die USA heute ebenso mit Misstrauen auf Veränderungen reagieren würden wie damals. Als Brandt sich 1973 einer Operation unterzog, unterhielten sich Richard Nixon und Henry Kissinger über ihn:

Kissinger: „Leider wird er uns erhalten bleiben, ja.“

Nixon: „Er ist ein Trottel.“ – Kissinger: „Er ist ein Trottel.“ – Nixon: „Er ist ein Trottel ...“ – Kissinger: „Und er ist gefährlich.“ – Nixon: „Tja, leider ist er gefährlich.“

An dieser Stelle schreiben drei Kolumnisten im Wechsel. Nächste Woche ist Jan Fleischhauer an der Reihe, danach Juli Zeh.

Die Autoren schlagen vor, Gesellschaftsanteile ab 5000 bis 25 000 Euro „oder auch höher“ zu kaufen. Bislang wird die Schule von einem Trägerverein verwaltet, der sich jedoch über eine Neuausrichtung heillos zerstritten und zuletzt sowohl den Schulleiter als auch die Internatsleiterin entlassen hat. Die Odenwaldschule war früher besonders bei wohlhabenden und prominenten Familien beliebt. Vor gut vier Jahren wurde bekannt, dass es dort jahrzehntelang zu massenhaftem Kindesmissbrauch durch Lehrer und einen Schulleiter gekommen war. mab

Bayern

Justiz verklagt Hubert Haderthauer

Der Freistaat Bayern wird Klage gegen den Ingolstädter Landgerichtsarzt und Ehemann von Staatsministerin Christine Haderthauer, Hubert Haderthauer, einreichen. Grund sind angeblich zu Unrecht kassierte Honorare des Arztes. Haderthauer hatte als

Landgerichtsarzt Laborleistungen für Drogenscreenings gegenüber der Justiz abrechnet. Allein von 2005 bis 2009 soll er dafür rund 118 000 Euro bekommen haben. Die Drogentests dienten größtenteils der Kontrolle von Bewährungsaufgaben. 2012 waren dem Justizministerium Zweifel gekommen, ob Haderthauer diese Leistungen berechnen durfte. Das Ministerium beauftragte den Präsidenten des Oberlandesgerichts München mit internen Ermittlungen. Es kam auch die Frage auf, ob Haderthauer die Qualifikation für die Laborleistungen besitzt. Der Freistaat forderte schließlich mit einem im Juli 2014 zugestellten Mahnbescheid zunächst 13 360 Euro für das Jahr 2003 zurück. Die Forderung erwies sich jedoch als verjährt. Das Justizministerium wies jetzt das Gericht an, Ansprüche gegen Haderthauer für 2004 und 2005 gerichtlich geltend zu machen. Ein Anwalt wurde bereits beauftragt, Klage zu erheben. Gegenüber dem SPIEGEL wollte sich Haderthauer nicht äußern. cnm

Erst so ...

In Deutschland ist der Export von Waffen in Spannungsgebiete verboten. Darüber wollen Sie sich einfach hinwegsetzen?

Das ist kein Verbot, sondern eine Richtlinie, an die sich die Bundesregierungen bedauerlicherweise selten halten. Deutschland liefert Waffen nach Nahost. Und nach Saudi-Arabien, das mit deutschen Waffen in einem Nachbarland einmarschiert ist.

Und jetzt, nach Ihrem Willen, nach Kurdistan?

In dieser Notsituation ist das erforderlich, um größeres Unheil zu verhindern.

(Linken-Fraktionschef Gregor Gysi am 12. 8. 2014 in einem Interview der *tageszeitung*)



... dann so

Sie sind heftig kritisiert worden, weil Sie sich für Waffenlieferungen nach Kurdistan ausgesprochen haben, und zwar nicht nur von den Linken in Ihrer Partei, sondern auch von Realpolitikern. Wie ist das heute früh? Sind Sie trotzdem noch für die Waffenlieferungen?

Nein, nein. Ich habe das ja relativiert. Es ist auch ein bisschen ein Missverständnis.

(Gysi am 14. 8. 2014 in einem Interview des Deutschlandfunks)



Kommentar

Zu gut, um wahr zu sein

Medien stilisierten einen prügelnden Ehemann zum edlen Kämpfer für die Gerechtigkeit.

Aus der forensischen Psychiatrie trat im letzten Jahr eine Lichtgestalt, ihr Name: Gustl Mollath. Die Story, die der brave Nürnberger erzählte, klang gut. Zu gut, um sie kaputtzurecherchieren. Ein ehrlicher Bürger landet als unschuldig Opfer einer Intrige seiner Frau in der Psychiatrie. Dort wird er mundtot gemacht, um zu verhindern, dass er gigantische Schwarzgeldverschiebungen aufdeckt.

Monatelang jagten investigative Spitzenkräfte zum Beispiel von *Süddeutscher Zeitung* und *Report Mainz* dieser Verschwörung nach. Sie führte in den Sumpf eines Nürnberger Handballvereins und von dort bis hinauf in höchste Kreise, wo sich Banker, Politiker, Anwälte, ein halbes Dutzend Psychiater und ebenso viele Richter und Staatsanwälte gegen Mollath verschworen hatten, um Steuerhinterziehungen in Milliardenhöhe vertuschen zu können.

Das Irre war: Die Geschichte wurde geglaubt. Ein Buch beschrieb Mollath raunend als „Mann, der zu viel wusste“. Eine TV-Dokumentation erklärte all seine Behauptungen für wahr („Ich war Millionär“). In Talkshows schwadronierte er von angeblicher Psychiatriefolter und schweren Straftaten seiner Exfrau. Sie wurde zur Hexe gemacht, während sich sein Fall in den Kommentarspalten zum größten Justiz- und Psychiatrieskandal aller Zeiten auswuchs, passend zum bayerischen Landtagswahlkampf.

Es gibt ein untrügliches Zeichen medialer Skandalisierung: Abweichende Einschätzungen werden nur noch niedergemacht, Fakten ignoriert. Dieser Punkt war erreicht, als öffentlicher Druck einen Untersuchungsausschuss erzwang, doch dessen Ergebnisse – keine Verschwörung, kein Schwarzgeld – in den Medien keine Resonanz fanden.

Mollath war ein Pleitier und gewalttätig, er lebte vom Geld seiner Frau und schwärzte sie bei ihrem Arbeitgeber an, als sie ihn verließ. Diese Informationen lagen schon früher vor. Aber in Zeiten des Mollath-Hypes versanken sie wie Kiesel in Haferschleim. Erst im justiziellen Faktencheck durch das Regensburger Landgericht wurde aus dem „Mann, der zu viel wusste“, wieder der Mann, der seine Frau trat, biss und würgte, womöglich im Wahn.

Es stimmt: Mollath saß viel zu lange in forensischen Einrichtungen. Es stimmt aber auch, dass diese ihre Patienten nicht länger behalten als nötig. Hätte er mit den Psychiatern geredet, er wäre wohl bald wieder draußen gewesen.

Beate Lakotta

Bundestag
Offene Türen

Vertraulich tagende Ausschüsse des Bundestags könnten bald der Vergangenheit angehören. Grund ist ein Beschluss des Berliner Verwaltungsgerichts vom 31. Juli. Ein Redakteur des Berliner *Tagesspiegel* hatte geklagt, weil er die Herausgabe von Wortprotokollen des Innenausschusses über den Fall Sebastian Edathy (SPD) erzwingen wollte. Die Richter wiesen die Klage zwar zurück; allerdings befanden sie, dass nicht öffentliche Ausschüsse grundsätzlich mehr Informationen preisgeben sollten. Denkbar sei eine „wahrheitsgemäße und vollständige Zusammenfassung dieser Verhandlungen, insbesondere ihres wesentlichen Inhalts“, heißt es in der Begründung. Die Opposition fühlt sich gestärkt: „Wir wollen mehr Transparenz und Öffentlichkeit im Bundestag. Dazu gehört auch die Öffentlichkeit von Ausschusssitzungen“, sagte die Parlamentarische Geschäftsführerin der Grünen, Britta Haßelmann. Ihre Linken-Kollegin Petra Sitte fordert eine Änderung der Geschäftsordnung. „Öffentliche Sitzungen müssen die Regel sein. Nicht öffentliche Sitzungen müssen als Ausnahme begründet und beschlossen werden.“ Bislang finden die meisten Sitzungen hinter verschlossenen Türen statt. Der Gerichtsbeschluss wird derzeit von Juristen des Bundestags geprüft. amz

Kitaplätze
Viele Widersprüche

Der Rechtsanspruch auf einen gut erreichbaren und qualitativ hochwertigen Kitaplatz steht für viele Eltern ein- bis unter dreijähriger Kinder nur auf dem Papier: Die Wissenschaftlichen Dienste des Bundestags haben die Rechtslage auf Anfrage der Linkspartei zusammengefasst und mehrere juristische Unklarheiten und

Widersprüche identifiziert. Streitig ist beispielsweise, in welchem zeitlichen Umfang Kinder betreut werden müssen. Ganztagesplätze seien nicht gemeint, Rechtsprechung und Literatur schwankten zwischen vier und sechs Stunden pro Tag, heißt es in dem Papier der Experten. Auch bei der Entfernung von der Kita zum Wohnort gebe es sehr unterschiedliche Auffassungen. Mehrere Gerichte haben bereits dazu geurteilt, mal wurden 5, mal 15 Kilometer Wegstrecke für vertretbar erklärt. Das sei eine Zumutung, kritisiert die kinderpolitische Sprecherin der Linken-Fraktion, Diana Golze. Sie fordert ein Kitaqualitätsgesetz, das die „rechtlichen Unschärfen ausräumt und die Betreuungssituation verbessert“. akm

Klima
Uno-Generalsekretär
sauer auf Merkel

Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon ist verstimmt über Bundeskanzlerin Angela Merkel. Grund ist Merkels Absage für den lange geplanten Klimagipfel, der am 23. September in New York stattfinden soll. Schon vor Monaten hatte das Kanzleramt „terminliche Gründe“ dafür angegeben. Ban Ki Moon hatte daraufhin noch einmal in Berlin nachhaken lassen. Als die Antwort erneut negativ ausfiel, sagte er verärgert seine ursprünglich geplante Teilnahme am Petersberger Klimadialog Mitte Juli in Berlin ab. Für die Gipfelkonferenz im September haben sich unter anderen US-Präsident Barack Obama und Frankreichs

FOTOS: DANIEL KARMANN / DPA (O.); SPENCER PLATT / GETTY IMAGES (U.)

Staatspräsident François Hollande angekündigt. Das Treffen gilt als wichtige Etappe auf dem Weg zu einem neuen Klimavertrag, der im kommenden Jahr in Paris verabschiedet werden soll. Merkel wird in New York von Umweltministerin Barbara Hendricks (SPD) vertreten. An der eigentlichen Gipfelkonferenz von Ban Ki Moon darf die Ministerin allerdings nicht teilnehmen. red

Bundesregierung Sichere neue Netze

Die Bundesregierung will in den kommenden drei Jahren mindestens 250 Millionen Euro investieren, um eine abhörsichere Behördenkommunikation „nachhaltig und auf alle Zeiten zu gewährleisten“. So steht es in einem internen „Hintergrundpapier“ des Bundesinnenministeriums. In dem Schreiben räumt die Regierung ein, keine ausreichende Kontrolle mehr über die wichtigsten Kommunikationsplattformen des Bundes zu haben: Neben dem 1997 installierten Regierungsnetz gebe es derzeit rund 40 weitere Netze in Deutschland, über welche die Behörden Daten und Informationen austauschen. Die meisten von ihnen befinden sich in privater Hand. „Die schiere Menge der Netze ... hat zu einer Unübersichtlichkeit und zu einer Komplexität geführt, welche die Beherrschbarkeit und damit Sicherheit infrage stellt“, heißt es in dem Ministeriumspapier. Seit Beginn der NSA-Affäre steht die Befürchtung im Raum, dass ausländische Geheimdienste auch die Bundesnetze anzapfen könnten. Um dem entgegenzuwirken, will die Regierung auf die „Leerrohrinfrastruktur“ eines Privatunternehmens zurückgreifen. Dieses hat bereits eine Rohrtrasse ringförmig durch Deutschland verlegt. Die darin befindlichen Glasfaserkabel sind angeblich „weitgehend vor äußerer Beschädigung und unbefugtem Zugriff

geschützt“. Durch den Erwerb, heißt es intern, könne der Bund wieder „die unmittelbare Kontrolle“ über seine gesamte Kommunikation erlangen. jös, mba, gud

Krankenkassen Weniger Geld für Vorstände

Den Chefs mehrerer gesetzlicher Krankenkassen drohen empfindliche Gehaltseinbußen. Das Bundesversicherungsamt (BVA) verlangt, dass sich die Kassen einer neuen „Richtlinie für Wirtschaftlichkeitsbetrachtungen“ unterwerfen. Danach sollen Prämien und Altersvorsorge gedeckelt, Dienstwagen bei der Vergütung stärker berücksichtigt werden. Bestandsgarantien, die einige altgediente Krankenkassenchefs für ihre nächste Vertragsverlängerung bereits ausgehandelt haben, hält das Amt für unwirksam. Der Vorstand der Bosch BKK hat einer geforderten Gehaltskürzung bereits zugestimmt. Andere Kassenchefs könnten sich wehren, etwa auch Ingo Kailuweit von der Ersatzkrankenkasse KKH, dessen Vertragsverlängerung demnächst ansteht. neu

Jahresbezüge von Krankenkassen-Vorstandsvorsitzenden 2013, in Euro

TK Jens Baas	288848
Barmer GEK Christoph Straub	282813
DAK Gesundheit Herbert Rebscher	246625
AOK Plus Rainer Striebel	246390
AOK Bayern Helmut Platzer	241132
KKH Ingo Kailuweit	232153
AOK Nordost Frank Michalak	224234
AOK Baden-Württemberg Christopher Hermann	223500
SBK Hans Unterhuber	220000
AOK Hessen Fritz Müller	218800



Die Augenzeugin

„Wir sind hereingefallen“

Sandra Brandenburg, 36, aus Wesel wollte mit ihrer Familie Urlaub auf Sylt machen und dort ihren Geburtstag feiern. Im Internet buchte sie eine Ferienwohnung – und stellte drei Tage vor Reisebeginn fest, dass diese gar nicht existiert.

Es sollte unser erster Sylt-Urlaub werden, wir hatten zwei Reiseführer besorgt und Pläne gemacht: Ich wollte mir die Sansibar und Kampen ansehen, mein Mann in List Austern probieren. Und mit unserem 14 Monate alten Sohn Toni hätten wir viel am Strand gebuddelt. Mitte Juli habe ich auf dem Internetportal FeWo-direkt eine Ferienwohnung gesucht und bin auf das Angebot eines Dennis Meyer gestoßen. Ich hatte gar nicht damit gerechnet, so kurzfristig noch etwas zu finden, aber Herr Meyer bot unter www.traum-wohnung.org unter anderem das „Schwalbennest 2“ in Westerland an: drei Zimmer, Garten, Terrasse, kein Schickimicki. Es klang perfekt. Herr Meyer hat sofort auf meine Anfrage reagiert, wir haben mehrere E-Mails ausgetauscht, und nach der Buchung schrieb er noch, dass in der Wohnung Mehrkornbrötchen und Nordseekrabben auf uns warten würden. Als Ankunftsdatum war der 9. August abgemacht, im Vorfeld mussten wir 75 Prozent der Mietsumme auf ein Konto der Postbank überweisen: 588,75 Euro. Drei Tage vor Urlaubsbeginn funktionierte weder die Homepage noch der Mailaccount von Herrn Meyer. Ich dachte erst an ein Problem seines Servers, aber dann habe ich die Herkunft seiner Internetadresse überprüft – sie war in Kuala Lumpur registriert. Da war mir klar: Das sieht nicht gut aus, wir packen besser noch nicht. Stattdessen hat mein Mann in dem Hotel angerufen, das in derselben Straße liegt, die Herr Meyer uns genannt hatte. Ein Mitarbeiter hat für uns bei der angegebenen Adresse geklingelt, und der Hausbesitzer bestätigte unsere Befürchtung: Eine Ferienwohnung gibt es dort nicht. Wir sind auf einen Betrüger hereingefallen. Mein Mann hat am nächsten Morgen Anzeige erstattet, und ich gründete bei Facebook eine Gruppe für Betrugsopfer. Wir reisen viel und buchen unsere Flüge und Hotels immer selbst, bisher sind wir damit nie auf die Nase geflogen. Die Website des Betrügers war professionell gemacht, künftig werde ich besser recherchieren, wer hinter solchen Angeboten steckt. Ein Ehepaar auf Sylt hat von unserer Geschichte gehört und uns für das kommende Jahr eine Woche Urlaub in seiner Ferienwohnung spendiert. Dann wollen wir es mit der Insel noch einmal versuchen.

Aufgezeichnet von Anna-Lena Roth

A full-page photograph of Ursula von der Leyen, then German Minister of Defense, descending the airstair of a dark green military transport aircraft. She is wearing a dark blue leather jacket and black trousers. The aircraft has a "LTG 63" insignia with a bee logo. In the foreground, there are military bags, one labeled "BEDRUCK".

Think Big

Regierung In einem atemlosen Hin und Her ringt Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen der Kanzlerin eine Kursänderung ab: Deutschland erwägt Waffenlieferungen in das nordirakische Kriegsgebiet. Es ist ein holpriger Start in die neue deutsche Außenpolitik.

Ministerin von der Leyen



FOTO: AXEL HEIMKEN / DPA

Am Montagmorgen vergangener Woche sitzt Ursula von der Leyen im Fond ihrer Limousine auf der Autobahn zwischen Hannover und Berlin. Es ist der erste Tag nach ihrem Urlaub. Noch im Auto lässt sich die Verteidigungsministerin telefonisch über die neuen Entwicklungen im Irak unterrichten.

Sie sind dramatisch. Da sind die Bilder Zehntausender Menschen in sengender Hitze, ohne Wasser, ohne Essen, in ständiger Gefahr, von der Terrortruppe des „Islamischen Staats“ (IS) niedergemetzelt zu werden. Die Amerikaner fliegen Luftangriffe, ihre mit verzweifelte Menschen überladenen Helikopter werden vom Boden aus beschossen. In Berlin werden die Forderungen lauter, Waffen an die bedrängten Kurden zu liefern.

Was tut Deutschland, um ein Massaker der Dschihadisten an den Flüchtlingen, die zur Religionsgruppe der Jesiden gehören, zu verhindern?

Die Analysen, die der Ministerin aus dem Krisenstab vorgetragen werden, sind vorsichtig formuliert. Von diplomatischen Bemühungen ist die Rede. Von humanitärer Hilfe. Und davon, dass man dafür sorgen müsse, dass die ihr Ziel auch erreicht.

Von der Leyen ist irritiert. Das könne doch nicht alles sein, murmelt sie später ihren Vertrauten zu. Sie ahnt auch, dass mit der Krise im Irak ihre eigene Glaubwürdigkeit auf dem Spiel steht. „Gleichgültigkeit ist für Deutschland keine Option“ – mit diesen Worten hatte sie auf der Münchner Sicherheitskonferenz Ende Januar eine neue, engagiertere deutsche Sicherheitspolitik angekündigt. Wann, wenn nicht jetzt, sollte sie diese Ankündigung auf der ganz großen Bühne einlösen – die sie ja durchaus liebt?

Gegen Mittag ruft von der Leyen im Bendlerblock ihre engsten Berater zusammen und lässt sie wissen: Von nun an werde man die Krise im Irak in einem neuen Maßstab angehen. Ein Völkermord müsse um jeden Preis verhindert werden, auch mit deutscher Hilfe. Mit Kleinmaßnahmen sei es nicht mehr getan, so die Ministerin. Es müsse groß gedacht werden.

Think Big – das große Rad, das war bisher nicht die Maxime deutscher Außen- und Sicherheitspolitik. Schon gar nicht unter der vorsichtig agierenden Bundeskanzlerin Angela Merkel. Im Gegenteil. Wenn es um Einsätze in internationalen Krisengebieten geht, kann es immer sein, dass sich Deutschland hinten anstellt. Waffenlieferungen in Kriegsgebiete waren ausgeschlossen. Doch in der vergangenen Woche ließ sich die Kanzlerin in einem bemerkenswerten Gerangel mit ihrer Verteidigungsministerin von einer Wende überzeugen, die der erste Schritt zu einer veränderten Rolle Deutschlands werden könnte.

Schon Anfang des Jahres hatte von der Leyen gemeinsam mit Bundespräsident Joachim Gauck und Außenminister Frank-Walter Steinmeier mehr deutsches Engagement in den Krisenregionen dieser Welt gefordert. Notfalls auch mit militärischen Mitteln. Merkel wollte sich damals weder von ihren Ministern noch vom Bundespräsidenten eine außenpolitische Grundsatzdebatte aufzwingen lassen. „Außenpolitik ist ein Bereich, wo ausführlich geredet wird, Veränderungen sich aber langsam vollziehen“, hieß es damals im Kanzleramt. Es sei gut, dass diskutiert werde, daraus ergäben sich aber keine konkreten Folgen. Im Ernstfall, so gab man zu verstehen, entscheide immer noch die Kanzlerin.

Nun ist der Ernstfall eingetreten. Und von der Leyen hat sich fürs Erste durchgesetzt. Was sich zwischen Montag und Mittwoch in Berlin abspielte, war durchaus auch eine Kraftprobe zwischen der Kanzlerin und jener Frau, die derzeit als ihre aussichtsreichste Nachfolgerin gehandelt wird. Vor allem aber könnte es ein Schritt zum Kurswechsel in einer Grundsatzfrage deutscher Außenpolitik sein: Wann, unter welchen Bedingungen und wie soll sich Deutschland an Militäreinsätzen im Ausland beteiligen? Und: Kann es unter bestimmten Bedingungen richtig sein, Waffen auch in Krisengebiete zu liefern, in ein Land, in dem ein Bürgerkrieg tobt und niemand wissen kann, in wessen Hände die Waffen am Ende gelangen werden?

Ausgerechnet in der Außenpolitik, jenem Feld, wo Merkel unangefochten die Richtlinien der deutschen Politik bestimmt, trieben von der Leyen und Außenminister Steinmeier die Kanzlerin vor sich her. Das Kanzleramt bewegte sich innerhalb von drei Tagen von einem strikten „Nein“ zu deutschen Waffenlieferungen an die bedrängten Kurden zu einem „Gut möglich“.

Die deutsche Debatte hat damit eine neue Qualität, aber gerade für von der Leyen hat sie auch eine neue Fallhöhe. Um den in einer Kette von Medienauftritten geschürten Erwartungen zu entsprechen, wird sie womöglich mehr als Medikamente liefern müssen – oder als Maulheldin dastehen. Das ist ihr in der Vergangenheit auch schon passiert.

Einstweilen schafft Deutschland Lebensmittel und Sanitätsgüter in den Irak, am Freitag flogen die ersten Transportmaschinen der Bundeswehr Hilfsgüter Richtung Arbil. Das ist nicht ungewöhnlich in solchen Krisen. Anders, dass die Ministerin auch auf dem Rollfeld ein Interview gab.

Zu etwa der Zeit am Montagmorgen, als Ursula von der Leyen beschließt, das große Rad zu drehen, verkündet Merkels Sprecher Steffen Seibert vor der versammelten Hauptstadtspresse noch das Gegenteil. Die Bundesregierung fühle sich dem Prinzip verpflichtet, keine Waffen in Kriegs- und

Kampfgebiete zu liefern, sagt er. Zuvor hatte Merkel zum ersten Mal nach ihrem dreiwöchigen Urlaub wieder die Morgenlage im Kanzleramt geleitet.

Beim Koalitionspartner, in der Führung der SPD, legt sich Außenminister Steinmeier schon früh auf eine Linie fest, die Seiberts Äußerungen klar entgegensteht. Am Montagmorgen hat Parteichef Sigmar Gabriel eine Präsidiumsschaltzelle angesetzt und extra auch den Außenminister, der nicht Mitglied des Gremiums ist, dazu gebeten. Steinmeier hat schon aus seinem Urlaub heraus deutlich gemacht, dass Deutschland mehr als humanitäre Hilfe leisten müsse. „Wir müssen sehen, was wir darüber hinaus tun können.“ Nun fordert er, alle Hilfsmöglichkeiten ohne Tabu zu prüfen. Das schloss nach seinem Verständnis auch die Lieferung von Waffen ein.

Damit stehen die beiden in dieser Frage wichtigsten Minister gegen Kanzlerin Merkel. Sie wollen im Irak ein deutlich stärkeres deutsches Engagement als die Regierungschefin. Mehr noch: Die Rivalität treibt die beiden Spitzenminister von der Leyen und Steinmeier die Woche über in einen Überbietungswettbewerb, immer weiter reichen die Forderungen. Selbst Linken-Fraktionschef Gregor Gysi und führende Grüne fordern, dass Deutschland einem Genozid an den Jesiden nicht tatenlos zusehen dürfe. Zudem wächst der Druck durch das Vorpreschen anderer EU-Staaten, die einseitig Waffenlieferungen zumindest ankündigen.

Das alles stärkt die Position auch der Verteidigungsministerin. Noch am Montag telefoniert von der Leyen mit der Kanzlerin. Es ist wohl der entscheidende Moment in diesem Tauziehen. Hält Merkel an der Minimalposition fest, die ihr Sprecher am Morgen verkündet hat, wird es für von der Leyen schwierig. Dann wäre klar, dass die neue deutsche Verantwortung in der Welt bestenfalls für Sonntagsreden taugt, nicht aber für den Ernstfall. Doch es kommt anders. Am Ende steht Merckels Kurswechsel. Die Kanzlerin lässt von der Leyen freie Hand für ihre ambitionierten Pläne, die auch Steinmeier teilt.

Think Big – nichts könnte besser als diese zwei Worte beschreiben, wie unterschiedlich die beiden starken CDU-Frauen auf die Politik blicken. Hier die Kanzlerin, zögerlich, abwartend, reagierend mit ihrer ausgeprägten Abneigung gegen große Konzepte und langfristige Strategien. Da die Ministerin, die sich in jedem Ressort ziel-sicher genau jene Fragen sucht, die maxi-



Kanzlerin Merkel
Zögerlich, abwartend, reagierend

male öffentliche Wirkung versprechen. Immer geht es dabei um Grundsätze, Konzepte, den ganz großen Wurf. Wo Merkel herunterdimmt, dreht von der Leyen auf. Wo Merkel darauf bedacht ist, keine Erwartungen zu wecken, um sich nicht unter Zugzwang zu setzen, schürt von der Leyen mit Ankündigungen bewusst die Erwartungen – um diese dann als Hebel zu nutzen, ihre Pläne durchzubringen.

Doch nicht nur im Politikstil, auch in der Sache liegen die Kanzlerin und ihre Ministerin weit auseinander. Merkel sieht Einsätze der Bundeswehr im Ausland grundsätzlich skeptisch. Guido Westerwelles Politik der militärischen Zurückhaltung wurde von ihr nie infrage gestellt. In Libyen, dem einzigen größeren, risikoreichen Einsatz, über den sie während ihrer Kanzlerschaft zu entscheiden hatte, hielt sich Deutschland heraus. Wer vom Ende her denkt, dem sind Militäreinsätze mit ihren unkalkulierbaren Folgen suspekt. Und Merkel weiß, wie unpopulär Interventionen bei den Deutschen sind.

Von der Leyen dagegen ist davon überzeugt, dass die bisherige zurückhaltende Linie der deutschen Sicherheitspolitik falsch ist. Hinzu kommt, dass sie sich als Verteidigungsministerin nur profilieren kann, wenn sie etwas tut. In der Ukraine, wo der Westen ein militärisches Vorgehen ausgeschlossen hat, musste sie monatelang zusehen, wie Außenminister Steinmeier Schlagzeilen machte, während sie sich kaum öffentlich äußerte, weil sie fürchtete, als Kriegstreiberin kritisiert zu werden. Kein Wunder, dass sie angesichts der Lage im Irak ihre Stunde gekommen sieht.

Nach dem Telefonat mit Merkel spricht sich von der Leyen mit Kanzlerberater

Christoph Heusgen über das weitere Vorgehen ab. Am Dienstagmorgen telefoniert sie mit Steinmeier. Beide sind sich schnell einig, dass die Vorsicht nun ein Ende haben müsse. Nun solle gehandelt werden. Es ist das Gespräch, nach dem der Begriff der „nicht letalen Waffen“ in die Debatte eingeführt wird. Seitdem macht die Regierung einen Unterschied, der in den Richtlinien für Rüstungsexporte gar nicht relevant ist: Sie unterscheidet zwischen tödlichen und nicht tödlichen Waffen.

Doch das Auswärtige Amt macht deutlich, dass es auch die Lieferung tödlicher Waffen durch die Rüstungsexportrichtlinien gedeckt sieht. Wie ein Sprecher am Mittwoch erläutert, erlauben die „Politischen Grundsätze“ der Bundesregierung Waffenlieferungen in Kriegsgebiete, wenn „im Einzelfall besondere außen- oder sicherheitspolitische Interessen“ dafür sprechen. Mit anderen Worten: Der politische Wille muss da sein. Er schließe nicht aus, sagte Steinmeier, „dass wir gegebenenfalls, wenn die Bedrohungslage so anhält, auch Waffen liefern müssen“.

Bei der Kabinettsitzung am Mittwoch wird die neue Linie nicht mehr grundsätzlich infrage gestellt. Die Skeptiker bleiben in der Minderheit. „Vielleicht muss man auch einmal über seinen Schatten springen“, fasst ein Minister die Gemütslage am Tisch später zusammen.

Auch Vizekanzler und SPD-Parteichef Gabriel trägt die Linie mit. Dabei stellt ihn die Frage der Waffenlieferungen vor ein besonderes Dilemma. Schließlich hat der Wirtschaftsminister sich eine restriktive Exportpolitik für Rüstungsgüter auf die Fahnen geschrieben. Da passen deutsche Gewehre für kämpfende Kurden nicht ins Bild. „Wir stehen zu unseren Grundsätzen: Wir wollen keine Waffenlieferungen in Krisengebiete“, sagt Gabriel. „Aber wir können auch nicht zusehen, wie bis an die Zähne bewaffnete Fanatiker Tausende unschuldige Menschen umbringen und deren Verteidiger keine wirksamen Mittel zum Schutz haben.“ Es sei ein „Dilemma“, aber „am Ende dürfen wir bei einem Völkermord vor unseren Augen nicht tatenlos zuschauen“.

Bei der Debatte gehe es nicht um klassische Rüstungsexporte, so Gabriel. Im aktuellen Fall, so Gabriel, bitte ein Staat oder Teilstaat um die Lieferung von Rüstungsgütern, „um sich gegen eine marodierende Mordbande verteidigen zu können“. Doch der SPD-Vorsitzende tut sich schwer mit Lieferungen: „Wäre die Region nicht jahrzehntelang aus Ost und West mit allen denkbaren Waffen ausgestattet worden, hätten die Terroristen des IS nie an die Waffen kommen können, die jetzt im Irak zu dieser Katastrophe geführt haben.“

In der Union ist die Zustimmung zum neuen Kurs noch brüchig. Entwicklungshil-

UMFRAGE Waffenlieferungen in das irakische Krisengebiet

71 %

der Befragten **lehnen** Waffenlieferungen in das irakische Krisengebiet grundsätzlich **ab**.

Emnid-Umfrage im Auftrag von N24 vom 13. August; 1000 Befragte

19 % finden, dass auch Deutschland Waffen liefern sollte.

8 % meinen, nur die Amerikaner sollten Waffen liefern.

feminister Gerd Müller oder der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses Norbert Röttgen lehnen Waffenlieferungen an die Kurden ab, andere, wie die Chefin der CSU-Landesgruppe im Bundestag Gerda Hasselfeldt, wollen „darüber nachdenken“. Ihr für Außenpolitik zuständiger Parteivize, Bundesagrarminister Christian Schmidt, sieht Deutschland im Irak in der Pflicht: „Wir müssen registrieren, dass die Frage deutscher Verantwortung in der Welt heute keine abstrakte Diskussion mehr ist.“ Im Extremfall sollten auch Schutzausrüstung, Defensiv- und Abwehrwaffen geliefert werden, beispielsweise leicht bedienbares Material wie die Panzerabwehrrakete „Milan“. „Sich zurücklehnen und hinterher die unschuldigen Toten zählen – das ist keine Option“, so Schmidt.

CDU-Vizechefin Julia Klöckner macht sich ebenfalls für Waffenlieferungen stark, trotz aller ethischen Bedenken, wie sie sagt: „Wer Waffenlieferungen grundsätzlich ausschließt, wird beim Kirchentag zwar mit viel Applaus bedacht, als Politiker kann man aber nicht nur auf den Ap-

plaus und den ruhigen Schlaf schielen – Verantwortung heißt auch Abwägen, das Schlimmere verhindern.“

Im Bendlerblock erarbeiten seit Montag die wichtigsten Militärs und Beamten rund um Drei-Sterne-General Markus Kneip einen Plan, was in den Nordirak geflogen werden könnte. Auch mithilfe von BND-Leuten im Kurdengebiet hatte Kneip bald eine Liste beisammen: Gepanzerte Fahrzeuge könne man liefern, auch Bundeswehr-Unimogs aus den Beständen. Ebenso Minensuchgeräte, Helme, Splitterschutzwesten oder Sanitätsmaterial.

Doch inzwischen hat sich die Lage im Sindschar-Gebirge etwas entspannt. Die unmittelbare Gefahr eines Genozids, die die deutsche Debatte anheizte, scheint vorerst gebannt. Umso mehr wird der Irak jetzt zum Testfall für Deutschlands internationales Engagement – und für die Glaubwürdigkeit Ursula von der Leyens. Sie wird zeigen müssen, dass ihre Ankündigungspolitik nicht nur der eigenen PR diene.

Mit Decken und Medikamenten wird sich der Konflikt nicht lösen, das zerfallende

Land sich nicht stabilisieren lassen. Deshalb dreht von der Leyen weiter auf und spricht von Blauhelmsoldaten für den Irak. Wenn der Uno-Sicherheitsrat über eine internationale Mission berate, werde Deutschland das unterstützen, heißt es in Regierungskreisen. Aber auch mit Soldaten?

Bei den irakischen Kurden hat die deutsche Debatte große Hoffnungen geweckt. „Wir brauchen so schnell wie möglich moderne Sturmgewehre wie das deutsche G36 und panzerbrechende Waffen“, so Oberst Hasar Ismail, Berater des kurdischen Peshmerga-Ministers Mustafa Kadir. Der will sogar noch mehr, weil die Islamisten auch Hunderte gepanzerte „Humvee“-Fahrzeuge der irakischen Armee erbeutet hätten. Ohne die schnelle Lieferung panzerbrechender Waffen hätten seine Kämpfer „keine Chance“.

Christiane Hoffmann, Horand Knap, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski

Lesen Sie weiter zum Thema

Seite 72: Vom Aufstieg der Terror-Miliz „Islamischer Staat“ im Irak und in Syrien

Schleppende Hilfe

Wie Behörden die Aufnahme jesidischer Flüchtlinge verzögern.

Rafi Hassans Kinder würden lieber Kika gucken. Denn das Programm, das im Wohnzimmer der Jesidenfamilie in Bielefeld-Heepen gerade läuft, macht ihnen Angst. Rudaw TV, ein kurdischer Sender. Er bringt den Krieg per Satellit nach Nordrhein-Westfalen.

Voller Sorge blicken Rafi Hassan, 36, und seine Frau Afaf, 30, auf den Bildschirm. Sie sehen erschöpfte jesidische Flüchtlinge, mit Staub auf den Kleidern und Tränen in den Augen. Tagelang waren sie im Sindschar-Gebirge im Norden Iraks eingeschlossen. Gerade noch konnten sie der islamistischen IS-Miliz entkommen. Diese hält die Jesiden für „Teufelsanbeter“, die den Tod verdienen.

Auch Rafi Hassans Vater, Mutter und Geschwister sind im Nordirak auf der Flucht vor den Kämpfern des IS. Zunächst harrten sie in der Nähe des Mosul-Stausees aus. Als es dort zu unsicher wurde, suchten sie wie Zehntausende andere Flüchtlinge in der Stadt Zakho Zuflucht, berichtet die Familie. Dabei könnten die Jesiden längst in Deutschland bei ihren Angehörigen sein – hätten die Behörden sich nicht so viel Zeit gelassen.

Vorigen Herbst waren Rafi Hassans Eltern und vier seiner Geschwister vor dem

Krieg in Syrien in den Irak geflüchtet. Im Januar beantragten sie im Generalkonsulat in Erbil Visa für Deutschland. Der Familie war zugesagt worden, über ein Sonderprogramm zur deutschen Verwandtschaft in Nordrhein-Westfalen ziehen zu können; die lebt dort seit mehr als zehn Jahren. Die Ausländerbehörde in Bielefeld hatte schon zugestimmt. Doch dann tat sich lange: nichts.

In dramatischen Appellen fordern in diesen Tagen Politiker eine rasche Aufnahme von jesidischen Flüchtlingen in Deutschland. Man solle den „um ihr Leben rennenden Menschen“ zumindest vorübergehend Zuflucht gewähren, sagte der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses, Norbert Röttgen (CDU).

Eine nennenswerte Anzahl verfolgte Jesiden aufzunehmen: Auch das wäre ein Zeichen, dass Deutschland weltweit mehr Verantwortung übernehmen will.

Doch der Fall der Hassans zeigt, wie schwerfällig die deutsche Bürokratie sein kann. Die Jesidenfamilie wartet seit

mehr als sieben Monaten darauf, nach Deutschland auszureisen. Offenbar kein Einzelfall: Vor Kurzem räumte die Bundesregierung ein, dass von 10 000 Syrien-Flüchtlingen, denen schon 2013 eine Aufnahme versprochen worden war, bisher nur etwa 6000 hier angekommen sind.

Die Angehörigen der Hassans in Bielefeld hakten immer wieder bei den Ämtern nach. Mehrmals bestätigte die Ausländerbehörde dem deutschen Generalkonsulat in Erbil, dass aus ihrer Sicht alles geklärt sei. Doch dort verzögerte sich das Verfahren: Familienbücher mussten überprüft und für drei der sechs Angehörigen Ersatzpässe ausgestellt werden. Auch das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge in Nürnberg muss in solchen Fällen zustimmen.

All das kann sicher einige Wochen dauern. Aber ein halbes Jahr?

Während die Jesidenfamilie auf ihre Visa wartete, spitzte sich die Lage im Irak zu. Im Juni rief die IS-Miliz ihr „Kalifat“ aus, inzwischen warnen die Vereinten Nationen vor einem Genozid.

In den Fall der Hassans kam erst vorige Woche Bewegung – nachdem der SPIEGEL bei den Behörden nachgefragt hatte. Plötzlich ging alles ganz schnell. Das „Problem beim Informationsfluss“ sei geklärt, hieß es, die Familie könne ihre Visa abholen. Die hofft nun, so schnell wie möglich nach Deutschland fliegen zu können. „Wir sind nur noch erschöpft“, sagte Rafi Hassans Vater am Freitag per Handy aus dem Irak.

Wolf Wiedmann-Schmidt



Jeside Rafi Hassan, Ehefrau Afaf mit Handfoto des Vaters

Beifang im Netz

Spionage Der BND hörte Gespräche von US-Außenministern ab – und hat den Nato-Bündnispartner Türkei im Visier.

Mitte Juli war die Bundesregierung einigermaßen stolz auf sich. Erstmals seit Langem hatte sie in der nicht enden wollenden Spionageaffäre rasch, einmütig und hart reagiert: Ein US-Spion im Bundesnachrichtendienst war enttarnt, der oberste CIA-Repräsentant aus dem Land geschickt und Washington damit demonstriert worden, dass man sich auf Dauer doch nicht alles gefallen lässt. Ein Hauch von Offensivgeist wehte plötzlich durch das Berliner Regierungsviertel.

Von Dauer war der nicht. Vier Wochen später befindet sich Angela Merkels Mannschaft wieder in der Defensive.

Seit am Freitag der vergangenen Woche durch einen Bericht der *Süddeutschen Zeitung* bekannt wurde, dass der Bundesnachrichtendienst (BND) – wenn auch wohl nur zufällig – ein Gespräch der damaligen US-Außenministerin Hillary Clinton abgehört hat, klingt das Diktum von Kanzlerin Merkel etwas schal: „Ausspähen unter Freunden, das geht gar nicht.“

Nach SPIEGEL-Informationen betrifft die Affäre zudem nicht nur Clinton. Im ver-

gangenen Jahr traf es auch Clintons Nachfolger John Kerry, als dieser im Nahen Osten zwischen Israelis, Palästinensern und arabischen Staaten vermittelte. Immerhin: Der Mitschnitt mindestens eines Kerry-Gesprächs wurde vom BND offenbar unverzüglich und weisungsgemäß vernichtet.

Dass das Gleiche nicht auch mit dem Clinton-Gespräch passierte, ist ein weiteres Kuriosum der an Merkwürdigkeiten nicht eben armen NSA-Affäre (siehe Seite 28). Es mussten dafür mehrere für den BND unglückliche Zufälle zusammenkommen.

Der Dienst fängt seit Jahren von seinem Horchposten im bayerischen Bad Aibling aus Satelliten-Telefongespräche im Nahen Osten ab, um Erkenntnisse über die islamistische Terrorszene zu erlangen. Dummerweise, heißt es nun in Sicherheitskreisen, seien in der Vergangenheit mehrfach US-Amtsträger, als sie im Flugzeug über Satellit telefonierten, ins Raster des BND geraten. Es handle sich um eine Art unbeabsichtigten „Beifang“.

Im Jahr 2012 landete so auch Hillary Clinton im Netz des BND. Die damalige Außenministerin telefonierte mit dem ehemaligen Uno-Generalsekretär Kofi Annan. Er war seit Ende Februar 2012 als Sondergesandter der Vereinten Nationen und der Arabischen Liga für Syrien im Einsatz. Annan kam gerade von Verhandlungsgesprächen aus Syrien und wollte Clinton auf den neuesten Stand bringen.

In der BND-Zentrale wurde, wie es damals üblich war, eine mehrseitige Abschrift des Telefonats gefertigt und an die Behördenleitung weitergereicht. Diese ordnete wie üblich an, dass die Mitschrift zu vernichten sei. Bis ins Kanzleramt gelangte

das Papier demnach nicht, wie es heißt. Aber der Mann, der den Job erledigen sollte, war ausgerechnet Markus R., beschäftigt in der Abteilung Auslandsbeziehungen – und vor Kurzem enttarnt als mutmaßlicher Agent im Dienst der Amerikaner.

R. dachte gar nicht daran, das Transkript sofort zu beseitigen. Er packte offenbar eine Kopie zu den anderen 217 zum Teil hoch brisanten BND-Dokumenten, die er seinen Auftraggebern lieferte und die deutsche Ermittler Anfang Juli bei einer Durchsuchung von R.s Wohnung auf einem USB-Stick entdeckten.

Die Amerikaner drehten nun den Spieß um und bezichtigten die Deutschen in internen Gesprächen der Bigotterie. In deutschen Sicherheitskreisen heißt es zwar, „befreundete Länder waren und sind für uns kein Aufklärungsziel“. Auch verweist man dort darauf, dass die Beifänge seit Mitte vergangenen Jahres auf Anweisung des Kanzleramts nicht einmal mehr der BND-Leitung vorgelegt, sondern prompt vernichtet werden. Aber für die ohnehin ramponierten Beziehungen zu den USA bedeutet der Fall einen weiteren Tiefschlag.

Entsprechend frustriert zeigten sich am Freitag hohe Regierungsmitglieder. Man habe, hieß es in Berlin, einen umfassenden Sachstandsbericht vom Bundesnachrichtendienst angefordert. Und darin wird es nach Lage der Dinge nicht nur um die Abhörpanne gehen – sondern auch um ein weiteres, wohl noch heikleres Thema.

Unter den vom BND-Maulwurf Markus R. entwendeten Dokumenten befindet sich nämlich ein zweites brisantes Papier: das sogenannte „Auftragsprofil“, mit dem die Bundesregierung alle vier Jahre die Arbeitsschwerpunkte des BND festlegt. Das aktuell gültige stammt aus dem Jahr 2009 und wurde wegen der NSA-Affäre bislang noch nicht erneuert. Das soll erst in den kommenden Monaten geschehen.

Im also noch aktuellen Auftragsprofil steht nach SPIEGEL-Informationen die Türkei. Sie ist damit offiziell Aufklärungsziel des BND. Dass der deutsche Geheimdienst den Nato-Bündnispartner – auf Geheiß der Bundesregierung – ins Visier genommen hat, könnte die jüngsten Versuche der deutschen Regierung torpedieren, die Spannungen zwischen Berlin und Ankara zu lösen. Denn nun droht eine wütende Antwort der Türken. Und in Berlin grübelt man, wie man den brüskierten Partner besänftigen könnte, der in der gegenwärtigen Irak-Krise eine so wichtige Rolle spielt. In der Bundesregierung heißt es, man werde schnell auf die Regierung in Ankara zugehen. Auch in diesem Fall gilt: Es könnte noch dauern, bevor die Koalition wieder in die Offensive kommt.

Nikolaus Blome, Hubert Gude, Sven Röbel,
Jörg Schindler, Fidelius Schmid



Gesprächspartner Annan, Clinton 2012: Telefonat aus dem Flugzeug

Human medizinisch

Humanmedizin ist erst dann human, wenn sie alle Menschen erreicht. Die Kleinen und die Großen. Die Jungen und die Alten. Die Armen und die Reichen. Gesundheit will verstanden werden. Und muss daher auch verständlich sein. Dabei hilft das Gespräch in der Apotheke. Und die Apotheken Umschau: mit ihrer Stärke, Kompliziertes einfach wiederzugeben. Immer für alle da zu sein.

Lesen was gesund macht.

Weitere Themen:

- ▶ **Lippenherpes:**
Wie Sie die lästigen Bläschen gezielt bekämpfen
- ▶ **Fitness-Mythen:**
Lernen Sie die wichtigsten Sport-Irrtümer kennen
- ▶ **Gicht:**
Mit der richtigen Ernährung die Krankheit in den Griff bekommen
- ▶ **Lymphdrüsenkrebs:**
Neue Wirkstoffe verbessern die Therapie
- ▶ **Pflege für gebräunte Haut:**
Was Kosmetik-Experten empfehlen

Alle 14 Tage **NEU**
in Ihrer Apotheke.





Minister Nahles, de Maizière
Dürftige Faktenlage

Harte Haltung

Migration Die Regierung will die Armutszuwanderung aus der EU eindämmen. Doch der CSU gehen die Pläne nicht weit genug.

Jetzt soll es also Elisabeta Dano richten. Ausgerechnet die arbeitslose Rumänin, die mit ihrem kleinen Sohn Florin in Leipzig wohnt, ist die letzte Hoffnung der CSU. Eine Frau, die so ziemlich alle Voraussetzungen erfüllt, um im derben Sprachgebrauch mancher Christsozialer als Sozialschmarotzerin zu gelten. Um das Thema Sozialmissbrauch auf die Agenda zu setzen, hatten die Parteiobere Anfang des Jahres den Slogan „Wer betrügt, der fliegt“ erfunden.

Dano lebt seit Jahren in Deutschland und ist arbeitslos. Sie kann nicht einmal nachweisen, dass sie sich ernsthaft um eine Stelle bemüht hätte. Das Jobcenter Leipzig hatte deshalb ihren Antrag auf Hartz IV abgelehnt. Dano legte Klage dagegen ein.

Doch wie das Jobcenter kam auch das Sozialgericht Leipzig zu dem Schluss, dass Dano nicht wirklich Arbeit suchte. Deshalb sei es rechtens, ihr als EU-Ausländerin keine staatliche Stütze zu zahlen. Weil aber umstritten ist, ob die restriktive deutsche Gesetzgebung mit dem EU-Recht vereinbar ist, liegt der Fall seit verganginem Sommer beim Europäischen Gerichtshof (EuGH).

Für die CSU ist das die Chance. Sollte das Gericht in Luxemburg die harte deutsche Haltung bestätigen, wollen die Bayern eine Debatte eröffnen, die ein Bericht der Bundesregierung in Sachen Arbeitsmigration vergangene Woche beenden sollte: Wann kann Deutschland EU-Ausländern Sozialhilfe und andere Sozialleistungen wie beispielsweise das Kindergeld verweigern?

Kanzlerin Angela Merkel hatte im Februar eine Staatssekretärsrunde einsetzen lassen, um die Gemüter zu beruhigen, die die CSU aufgeheizt hatte. Das ist Merkel erst einmal gelungen.

Allerdings zeigt sich jetzt auch: Die Ergebnisse der Arbeitsgruppe unter der Federführung von Bundesinnenminister Thomas de Maizière (CDU) und Arbeitsministerin Andrea Nahles (SPD) tragen nicht viel dazu bei, die realen Probleme zu lösen. Am ehesten helfen noch jene 275 Millionen Euro vom Bund für Kommunen, die besonders von Armutszuwanderung betroffen sind.

Die Hardliner in der Union feiern es als großen Erfolg, dass EU-Bürger in Deutschland höchstens sechs Monate nach einer Arbeitsstelle fahnden dürfen. Wer dann nichts hat, muss wieder gehen. Außerdem soll es eine bis zu fünfjährige Einreiseperrre für Ausländer geben, die sich Sozialleistungen erschleichen.

Das klingt erst einmal markig. Allein: Ähnliche Sanktionen stehen bereits heute im Gesetzblatt. Schon jetzt haben EU-Ausländer, die zur Arbeitssuche eingereist sind, nicht zwangsläufig Anspruch auf Hartz IV. Und inaktive EU-Bürger wie Dano dürfen schon nach geltendem Recht nach drei Monaten ausgewiesen werden, wenn sie sich nicht selbst finanzieren können. Die Möglichkeiten werden jedoch

von den Behörden kaum genutzt. Wer will in einem Europa der offenen Grenzen auch kontrollieren, dass ausgewiesene Ausländer am nächsten Tag nicht wieder einreisen?

Dazu kommt, dass die Politik auf einer extrem dürftigen Faktenlage operiert. Missbrauch gibt es, aber ist er auch ein Massenphänomen mit Milliarden Schaden?

Zwar ist die Zahl der Hartz-IV-Empfänger unter Bulgaren und Rumänen in jüngster Zeit extrem gestiegen, im April dieses Jahres lag sie um 66 Prozent höher als ein Jahr zuvor. Schaut man allerdings genauer hin, sieht die Sache schon anders aus: In Deutschland lebten im Frühjahr rund 58 700 Rumänen und Bulgaren, die auf staatliche Stütze angewiesen waren – nur knapp ein Prozent aller Empfänger und weniger als im Durchschnitt der ausländischen Bevölkerung.

Gleichzeitig ist die Zahl der Rumänen und Bulgaren, die in Deutschland arbeiten, um 76 Prozent auf 240 000 gestiegen – die meisten zahlen in die Sozialkassen ein. Es sind Zahlen, die sich kaum dazu eignen, eine politische Debatte um einen angeblichen massenhaften Sozialbetrug anzuzünden.

Die CSU liebäugelt dennoch damit. Sie würde am liebsten die Verabschiedung des neuen Gesetzespakets verschieben und die Luxemburger Entscheidung zum Fall Dano abwarten. Lässt das Gericht die restriktive Hartz-IV-Vergabe durchgehen, wäre dies Rückenwind für die Forderung nach weiteren Verschärfungen der Gesetze.

Dabei schaut die CSU vor allem auf das Kindergeld. Die Partei besteht auf einer dreimonatigen Wartezeit, bevor es das zum ersten Mal gibt. Derzeit steht in dem Abschlussbericht lediglich ein entsprechender Prüfungsauftrag.

Außerdem will die CSU erreichen, dass EU-Ausländer, die zwar in Deutschland arbeiten, aber ihre Kinder im Heimatland lassen, deutlich weniger Kindergeld erhalten. Das Niveau der Zahlungen soll sich am Herkunftsland orientieren. Geplant ist zudem, dass Eltern, die nur kurz in Deutschland arbeiten, überhaupt kein Kindergeld erhalten sollen.

„Es ist nicht einzusehen, warum jemand, der nur wenige Wochen in Deutschland arbeitet, Anspruch auf Kindergeld haben soll“, sagt Agrarminister Christian Schmidt, der für die CSU die Verhandlungen leitet. „Die Prüfungsaufträge im Bericht verstehen wir so, dass die Erkenntnisse der beim EuGH anhängigen Rechtssachen auch im Gesetzgebungsverfahren noch berücksichtigt werden sollten.“ Die Debatte beginnt also von vorn.

Markus Dettmer, Peter Müller

„Dafür sind wir nicht gewählt“

Union Exministerpräsident Erwin Teufel hadert mit der Großen Koalition. Er will das alte Profil der CDU zurück und respektiert die AfD.

SPIEGEL: Herr Teufel, die Union hat die Wahl gewonnen, in der Regierung erkennt man ihre Handschrift aber kaum. Ist der Preis für die Große Koalition zu hoch?

Teufel: Die CDU sollte an einigen für die Bürger wichtigen Stellen unverwechselbarer sein. Die soziale Marktwirtschaft ist unser Markenkern. Aber was nutzt das, wenn wir uns nur noch in Sonntagsreden dazu bekennen, in der Praxis davon aber nichts zu sehen ist? Politik beginnt mit dem Betrachten der Wirklichkeit. Die Wirklichkeit ist: Die Rentenbezugsdauer hat sich seit 1960 verdoppelt. Die Geburtenzahl hat sich seit 1964 halbiert. Die Hälfte der Beitragszahler wird die wachsende

Zahl der Rentner und die zunehmende Rentenbezugsdauer nicht mehr bezahlen können. Die von Arbeitsminister Franz Müntefering durchgesetzte Rente mit 67 war eine große Leistung. Ich habe auch volles Verständnis, wenn Arbeitsunfähige früher in Rente gehen. Aber eine Rente mit 63 nach 45 Beitragsjahren für einen arbeitsfähigen Menschen ist unverantwortlich. Dafür sind wir nicht gewählt.

SPIEGEL: Die Kanzlerin sagt, in Koalitionen seien Kompromisse eben unvermeidlich.

Teufel: Niemand ist verpflichtet, das, was er als unsinnig erkennt, umzusetzen – auch nicht im Wege des Kompromisses. Ich hätte mir gewünscht, dass wir der SPD an anderen Stellen entgegengekommen wären als ausgerechnet bei der Rente mit 63.

SPIEGEL: Bei der Mütterrente macht die Union selbst Politik auf Kosten künftiger Generationen.

Teufel: Kinder sind das Wichtigste, was wir haben. Die Anerkennung der Erziehungsleistung der Mutter ist eine wichtige familienpolitische Leistung.

SPIEGEL: Andererseits hat die Union davon profitiert, dass sie sich unter Angela Merkel vom konservativen Familienbegriff gelöst hat. Die steuerliche Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Lebenspartnerschaften mit der Ehe etwa war überfällig.



Teufel, 74, war von 1991 bis 2005 baden-württembergischer Ministerpräsident und gilt als einer der letzten prominenten Konservativen in der CDU. Schon vor drei Jahren hatte er mit seiner Kritik am Profil der Partei eine heftige Kursdebatte ausgelöst. Jetzt legt er nach. Wie Fraktionsvize Michael Fuchs (SPIEGEL 33/2014) gehen ihm die Kompromisse in der Großen Koalition zu weit.

Teufel: Ich habe nichts gegen solche Randgruppen. Sie gehören zu unserer Gesellschaft. Aber Bund, Länder und Gemeinden müssen die Familie fördern. Familie ist, wo Kinder und später Enkelkinder sind. Das sollte der Kern unserer Familienpolitik sein. Ich mache die Erfahrung, dass Familien mit einem Normaleinkommen an den Rand des Existenzminimums geraten, wenn das dritte Kind kommt. Es geht am Monatsende null auf null auf. Für den außergewöhnlichen Fall ist keine Reserve da. Der außergewöhnliche Fall ist bereits, wenn die Waschmaschine kaputtgeht oder zwei Kinder gleichzeitig ins Schullandheim gehen sollen und dafür 200 Euro fällig werden. Eltern melden dann ihre Kinder krank. Um diese Menschen muss sich die CDU kümmern, wenn sie Volkspartei bleiben will.

SPIEGEL: Vor der Sommerpause verabschiedete auch Ihre Partei eine Reform des Staatsbürgerschaftsrechts, der Doppelpass wird erleichtert. Was halten Sie davon?

Teufel: Ich bin gegen eine doppelte Staatsbürgerschaft. Wer volljährig ist, muss sich entscheiden. Wir zwingen niemanden, Deutscher zu werden. Wenn er aber Deutscher werden will, dann muss er auch bereit sein, auf die andere Staatsbürgerschaft zu verzichten. Wir haben ja gerade bei der Europawahl erlebt, was für ein Unsinn die doppelte Staatsbürgerschaft ist. Da haben viele Leute doppelt abgestimmt, darunter sogar Spitzenjournalisten.

SPIEGEL: Mit der AfD haben Konservative, denen die ganze Merkel-CDU nicht passt, jetzt eine Alternative. Beim Staatsbürgerschaftsrecht etwa vertritt die AfD die gleiche Position wie die CDU früher.

Teufel: Soll ich die AfD dafür kritisieren, dass sie in einem Punkt genau die Haltung vertritt, die ich auch als richtig empfinde und die meine Partei noch bis vor Kurzem selbst vertreten hat? Nein, natürlich kommen die Wähler der AfD teilweise von CDU, CSU und FDP. Das sehen Sie ja schon am Personal. Der AfD-Vertreter aus Baden-Württemberg, der eben ins Europäische Parlament gewählt wurde, war vor zwei Jahren noch Mitglied der CDU, aktiv in einem Ortsverband.

SPIEGEL: Wie gefährlich ist die AfD für die CDU?

Teufel: Man kann die AfD heute noch gar nicht bewerten. Jeder von uns in der Union kennt einige AfD-Politiker und hat zu einzelnen gute Beziehungen. Die Politiker an der Spitze der AfD sind angesehene Hochschullehrer und ehemalige Verbandschefs. An diesen Menschen habe ich nichts auszusetzen. Und ich siede die AfD derzeit auch nicht am rechten Rand an.

SPIEGEL: Einzelne CDU-Politiker können sich sogar eine Koalition mit der AfD vorstellen. Sie auch?

Teufel: Ich möchte jetzt erst mal sehen, was die AfD im Europäischen Parlament zu-

MITWISSE GESUCHT!

Wissen für jeden Tag. Und für jede Gelegenheit.



- Interessante Fakten
- Packende Hintergrundinfos
- Knifflige Rätsel

„Dein SPIEGEL“ Das große Buch

Hardcover, 224 Seiten
978-3-551-25170-1
€ (D) 16,90 | € (A) 17,40

„Dein SPIEGEL“ Der Wissens- block

Softcover, 96 Seiten
978-3-551-25173-2
€ (D) 5,99 | € (A) 6,20

„Dein SPIEGEL“ Schülerkalender 2014/2015

Softcover, 192 Seiten
978-3-551-25174-9
€ (D) 7,99 | € (A) 8,30

„Dein SPIEGEL“ Kalender für jeden Tag

Softcover, 736 Seiten
978-3-551-25171-8
€ (D) 12,90 | € (A) 13,30

„Dein SPIEGEL“ 1000 Fragen und Antworten

Fächer, 84 Seiten
978-3-551-25172-5
€ (D) 5,99 | € (A) 6,20

JETZT ÜBERALL IM HANDEL!

Dein SPIEGEL

CARLSEN
www.carlsen.de

Deutschland

stande bringt: Wie sieht ihre Politik im Alltag aus? Und wenn sie dann in einen Landtag einziehen sollte, möchte ich sehen: Entwickelt sich die AfD zu einem Rechtsanleger im Parteiensystem, oder bleibt sie eine konservative Kraft? Wie bei allen neuen Rechtsparteien schleichen sich auch bei der AfD Leute ein, die die Parteiführung da gar nicht will. Mal sehen, wie sie dieses Problem löst. Dann erst kann man die Frage, ob die Union mit der AfD koalieren kann, beantworten. Das reicht in zwei, drei Jahren, wenn die nächste Bundestagswahl ansteht.

SPIEGEL: Wie soll die Union mit einer Partei koalieren, die bei der Rettung des Euro einen ganz anderen Kurs fordert?

Teufel: Die meisten Mitglieder der AfD haben keine feindliche Haltung zu Europa, sondern zur Euro-Rettungspolitik. Dafür gibt es eine ganze Menge guter Gründe. Ich halte es für die größte Selbstverständlichkeit, dass nicht nur jeder Bürger Verträge einhalten muss, sondern auch jede Regierung. Vertragsbruch ist im Fall der Eurokrise besonders schlimm, weil die Stabilitätskriterien der Ersatz für die politische Union waren, die nicht zustande kam.

SPIEGEL: Andererseits hat die Sparpolitik in Südeuropa zu einer Jugendarbeitslosigkeit geführt, die ohne staatliche Investitionen kaum in den Griff zu bekommen ist.

Teufel: Ich bin ganz sicher, dass man sich nicht dauerhaft ungestraft in Dimensionen verschulden kann, wie dies Italien oder Frankreich tun. Auf Dauer wird auch die Niedrigzinspolitik der EZB nicht dazu führen, dass sich diese Länder weiterhin auf dem Kapitalmarkt refinanzieren können. Stattdessen sollten Frankreich, Portugal, Italien, Spanien, all diese Länder, Reformen vorantreiben, zum Beispiel indem sie ihre überbesetzten öffentlichen Verwaltungen reduzieren.

SPIEGEL: Das Problem mit dieser Argumentation ist doch, dass sie die politische Realität nicht beachtet. Auch in Deutschland hätten Parteien wie die AfD weit mehr Zulauf, wenn es eine Jugendarbeitslosigkeit von 50 Prozent gäbe wie in Spanien.

Teufel: Wenn Länder wie Frankreich oder Spanien auf lange Zeit Jugendarbeitslosigkeit in dieser Dimension haben, stellt sich die Systemfrage, das stimmt. Die Erfolge des Front national in Frankreich sind beängstigend. Deswegen muss Europa diese Länder unterstützen, aber man muss es richtig machen! Man könnte Geld aus EU-Töpfen nehmen, um diese Länder beim Ausbau eines dualen Ausbildungssystems nach deutschem Vorbild zu unterstützen. Und man sollte Existenzgründungen fördern. Letztlich bleibt den Ländern aber nicht erspart, eigene Reformen durchzuführen, um die Wettbewerbsfähigkeit ihrer Unternehmen wieder zu erreichen.

Interview: Peter Müller

Dauerhaftes Missbehagen

Sachsen Bei der Landtagswahl hat die AfD gute Chancen, erstmals in ein Länderparlament einzuziehen. Sie profitiert von wankelmütigen Protestwählern.

Man weiß alles über Dürrhennersdorf. Die Gemeinde in der sächsischen Lausitz liegt 396 Meter über dem Meeresspiegel, hat kaum mehr als tausend Einwohner. Sechs davon sind „Nichtdeutsche“. Es gibt hier 15 Menschen mit Migrationshintergrund, das Durchschnittsalter liegt bei 48 Jahren. Seit der Wende haben die Dürrhennersdorfer denselben Bürgermeister, er ist parteilos und wurde zuletzt mit 76,1 Prozent der Stimmen wiedergewählt.

Über das Rätsel von Dürrhennersdorf weiß man wenig. Es begann bei der Bundestagswahl 2013. Auf Anhieb wurde die gerade gegründete Alternative für Deutschland (AfD) hier zur zweitstärksten Kraft: mit 15,6 Prozent. Zur Europawahl in diesem Jahr legte die Truppe der Eurokritiker noch einmal zu: 26,8 Prozent. Ein deutschlandweit einmaliger Rekordwert, der die Partei euphorisierte.

Der Ort im Dreiländereck zwischen Tschechien, Polen und Deutschland gilt nun als eine Art Keimzelle der Alternative, die sich in Sachsen anschießt, erstmals in einen Landtag einzuziehen. Zur Europawahl stimmten bereits 10,1 Prozent der Sachsen für die AfD, in Wahlumfragen liegt die Partei von Bernd Lucke derzeit stabil zwischen sechs und acht Prozent. Die Alternative könnte FDP und NPD aus dem Parlament drängen und nebenbei eine absolute Mehrheit der CDU an der Elbe verhindern.

Dass Dürrhennersdorf zur AfD-Hochburg wurde, hat mit einem besonders umtriebigen Einwohner zu tun. Birco Randt, 49, empfängt im Hinterzimmer eines Reisebüros in der Kreisstadt Löbau, er klagt über die vielen Krisenherde der Welt, dann schiebt er AfD-Flyer über den Tisch. Darauf steht: „Lieber Geld für deutsche Straßen als für Banken in Südeuropa!“, „Schluss mit diesem Euro“. Randt hat die Dinger einst für zehn Euro im Internet bei der AfD bestellt und in Dürrhennersdorf verteilt. Nicht als Parteimitglied, sondern einfach so.

Er habe, sagt Randt, die Partei im Internet verfolgt und „für ihre schlauen Leute wie Professor Lucke und Doktor Henkel“ bewundert. Er fand ihre Thesen einleuch-



AfD-Anhänger Randt in Dürrhennersdorf: Wahlkampf auf eigene Faust

tend und betrieb auf eigene Faust Wahlkampf. Vor allem Nichtwähler habe er im Ort angesprochen. Viele hätten seine Flyer dankbar mitgenommen. Manche habe er später im Wahllokal wiedergetroffen.

Laut aktuellen Studien haben AfD-Wähler Affinität zu rechtsextremen Positionen. Nach Erhebungen der Universität Leipzig neigt die Hälfte der AfD-Wähler zu Ausländerfeindlichkeit, jeder siebte ist Antisemit und etwa jeder zehnte verharmlost den Nationalsozialismus.

Randt weist dagegen jede Nähe zum Rechtsextremismus von sich, er sei überhaupt kein Parteigänger, nicht mal zu Zeiten der DDR, als er Agraringenieur für Pflanzen- und Tierproduktion war. Die ersten Jahre nach der Wende habe er noch CDU gewählt, dann nichts mehr. „Die NPD kam für mich nicht infrage“, sagt der Reisekaufmann. Er sei für Zuwanderung, aber nicht in die Sozialsysteme.

Dürrhennersdorf ist kein Hort für Rechtsextreme. 2009 wählten 4,2 Prozent die NPD, 2013 waren es 3,8 Prozent. Erst ein Blick auf die anderen Parteien zeigt, was sich in der Gemeinde tatsächlich verschoben hat: Die FDP verlor 14,3 Prozentpunkte, die Linke fast 10.

Der Dresdner Politikwissenschaftler Werner Patzelt sagt, dass die Wähler der AfD „ein allgemeines Missbehagen mit unserem politischen System“ befallen habe. Sie würden „Systemkritik und Systemskepsis zum Ausdruck bringen“. Tatsächlich haben die Dürrhennersdorfer Wähler seit der Wende mal die NPD, mal die PDS und die Linke und mal die FDP mit überdurchschnittlich vielen Stimmen bedacht. Aber ihrem Missbehagen konnte keine Partei abhelfen, die wankelmütigen Protestwähler versuchen es bei jeder Wahl woanders, jetzt eben bei der AfD.

Wer nach den Gründen des „allgemeinen Missbehagens“ sucht, erfährt von Bür-

germeister Albrecht Gubsch, dass die Menschen abwanderten. „Früher wohnten drei Generationen auf einem Hof, heute sind es oft nur noch zwei Leute“, sagt er. Die Löhne in der Region seien zu niedrig, erste Häuser stünden leer. Grenzkriminalität verstöre die Menschen zusätzlich.

Birco Randt erzählt von Autodiebstählen und Einbrüchen in Werkstätten. „Hier bei uns wird die Polizei eingespart, und in Berlin interessiert das niemanden.“ Die Bürger fühlen sich alleingelassen und Kriminellen ausgeliefert, auch wenn die Statistik das nicht hergibt.

Die zuständige Polizeidirektion Görlitz hat 2013 insgesamt 30 Straftaten in Dürrhennersdorf registriert, nur 4 davon waren Einbrüche. Vor sechs Jahren waren es noch 20. Aber die AfD nimmt die Sorgen der Menschen auf, wie einst die Kümmerer der PDS. Es ist wohl kein Wunder, dass die sechs besten sächsischen Wahlergebnisse der Alternative bei der Europawahl im Grenzgebiet zustande kamen.

Randt hat schon wieder neue Flyer. In den Papieren fordert die Direktkandidatin für den Dürrhennersdorfer Wahlkreis die Einführung permanenter Personenkontrollen an den deutschen Außengrenzen, dazu den Slogan: „Kriminelle bekämpfen, Opfer schützen“.

Parteimitglied ist Randt noch immer nicht, aber er wird wieder Nichtwähler ansprechen und der Jugend im Ort, der „Partygeneration“, wie er sie nennt, Fragen nach ihrer Zukunft stellen. Randt wird Flyer verteilen und Plakate an Laternen hängen. Er hofft, dass die AfD im hundert Kilometer entfernten Dresden alles zum Guten wendet. „Ob es wirklich so wird, weiß ich natürlich auch nicht.“

Wenn nicht, zieht die Protestkarawane bei der nächsten Wahl eben weiter.

Steffen Winter

Sabotage in Berlin

Geheimdienste Wichtige Zeugen werden nicht gehört, viele Akten geschwärzt – wie sollen Parlamentarier die NSA-Affäre aufklären?

Selbst der Ablauf des „Damenprogramms“ ist offenbar ein Staatsgeheimnis, jedenfalls sind die Punkte mit dickem Filzschreiber übermalt. Nur das Wort „Sekttempfang“ ist noch lesbar, der Rest der Tagesordnung für den dreitägigen Besuch des damaligen NSA-Chefs Michael Hayden im November 1999 in Deutschland besteht überwiegend aus schwarzen Balken.

Hayden sprach damals über eine engere Kooperation der deutschen und amerikanischen Geheimdienste und versicherte, die USA betrieben in Deutschland keine Wirtschaftsspionage. Doch den Unterlagen ist das nicht zu entnehmen.

Die Parlamentarier, die die Spähaktivitäten der NSA auf deutschem Boden aufklären sollen, werden derzeit häufig mit Dokumenten konfrontiert, die an unpersönliche Kondolenzschreiben erinnern: ein paar formelhafte Worte, umgeben von sehr viel Schwarz. Ausschussmitglieder klagen, in den mehr als 800 Ordnern, die die Regierung bislang an das Gremium geliefert habe, finde sich kaum ein interessanter Satz. Die Inhalte seien entweder banal – oder geschwärzt.

Nach dem Gezerre um die vorerst geplante Befragung des Whistleblowers Edward Snowden, der mit seinen Dokumenten das Ausmaß der US-Laushangriffe öffentlich machte, behindert der nächste Konflikt die Arbeit des Ausschusses.

Die Opposition droht wegen der Schwärzungen mit einer Klage vor dem Bundesverfassungsgericht. Auch Vertreter der Regierungsfractionen sind erbost: „Die Stellen, an denen seitenweise geschwärzt wurde, müssen offengelegt werden“, fordert der Ausschussvorsitzende Patrick Sensburg (CDU). Die Bundesregierung müsse die Gründe für die vielen schwarzen Balken „in jedem Einzelfall“ erklären.

Weiträumig geschwärzt sind etwa zwei Ordner aus dem Bundesamt für Verfas-

sungsschutz. Sie könnten – theoretisch – Licht ins Dunkel um das Überwachungsprogramm Prism bringen, mit dem die NSA-Enthüllungen im Juni 2013 ihren Anfang nahmen.

Dass die Öffentlichkeit mehr über das Spähprogramm erfährt, an dem Unterlagen von Snowden zufolge auch Internetkonzerne wie Microsoft, Google, Facebook und Apple beteiligt sind, erscheint angesichts der Schwarzmalerei unwahrscheinlich. Von einer „Sabotage der Aufklärungsarbeit“ spricht die Linken-Obfrau, Martina Renner.

Nach knapp fünf Monaten Ausschussarbeit ist den Parlamentariern schmerzlich bewusst, welche gewaltigen Schwierigkeiten sie überwinden müssen, um die NSA-Affäre der Aufklärung näherbringen zu können. Daran, die Hintergründe für den Laushangriff auf das Kanzlerhandy rekonstruieren zu können, glauben die meisten Ausschussmitglieder selbst nicht mehr.

Schlüsselfiguren wie Snowden oder seinen Vertrauten Glenn Greenwald werden die Parlamentarier nach derzeitigem Stand nicht befragen können, andere Hauptpersonen sitzen in den USA – und die Bundesregierung mauert. Sie fürchtet, dass jedes vertrauliche Dokument, das an die

www.vw-service.de

ZUM GLÜCK HAT JEDES HANDWERK SEINE MEISTER.



LUST AUF MEHR?

VOLKSWAGEN SERVICE.

Damit Ihr Volkswagen ein Volkswagen bleibt.



Höchstleistungen garantiert: Volkswagen punktet beim AUTO BILD Werkstatt-Test*. Denn unsere Service-Spezialisten beweisen jeden Tag: Ob Fahrzeug-Sicherheits-Check oder LongLife Mobilitätsgarantie, ob komplexe Reparatur oder ausführliche Beratung – wir setzen alles in Bewegung, um Ihnen zu helfen. Meisterlich, für Sie.



Das Auto.



Aktionskunst an der US-Botschaft: Mister Spoc soll in Amerika Vertrauen aufbauen

Öffentlichkeit gelangt, die angespannten Beziehungen zwischen den Geheimdiensten weiter verschlechtern könnte.

Vertrauen aufbauen soll jetzt „Mister Spoc“, wie er im Ausschuss halb anerkennend, halb spöttisch genannt wird. Hinter dem Kürzel verbirgt sich der „Single Point of Contact“, so sein offizieller Titel, Klaus-Dieter Fritsche. Der Staatssekretär im Kanzleramt ist nun alleiniger Ansprechpartner der ausländischen Geheimdienste. Er soll über neue Leitlinien für die Zusammenarbeit der Dienste verhandeln und die Freigabe von NSA-Dokumenten bewirken.

Am 26. August wird er zu einer Rundreise starten, zu den Auslandsdiensten der USA, Kanadas, Australiens und Neuseelands. Zusammen mit Großbritannien, wo Fritsche bereits war, bilden sie die Five Eyes – jenen angloamerikanischen Ge-

heimdienstverbund, der eng kooperiert. Fritsche will ihnen die Arbeit des Untersuchungsausschusses erklären, etwa dass „streng geheimes“ Material in der Geheimdienststelle des Bundestags gelagert wird und nur dort eingesehen werden kann.

„Mister Spoc“ wird als Bittsteller unterwegs sein, denn bei Informationen, die aus dem Ausland stammen, bestimmen die Partnerdienste, was die Ausschussmitglieder ungeschwärzt lesen können.

Nicht nur durch ausländische Dienste gesperrtes Material wird für den Ausschuss geschwärzt: Tabu ist zudem, was den „Kernbereich exekutiver Eigenverantwortung“ betrifft. Mit diesem Einwand verweigert die Bundesregierung unter anderem Protokolle über Gespräche bei Staatsbesuchen. Namen werden mit Hinweis auf die Persönlichkeitsrechte geschwärzt, andere Inhalte mit Verweis auf „Quellen-

schutz“ oder „Methodenschutz“ oder auch, weil der Bezug zum Untersuchungsthema angeblich fehlt. „Da wird voll durchgebremst“, ärgert sich Grünen-Obmann Konstantin von Notz.

Mit der Aufregung der Linken und Grünen im Ausschuss könnte die Regierung noch gut leben. Schwerer wiegt, dass auch die Mitglieder von Union und SPD sich in der letzten Sitzung vor der Sommerpause Anfang Juli über die Schwärzungen empörten. Daraufhin signalisierte das Kanzleramt, seine Praxis zu überprüfen.

Der Ausschuss will jetzt Beispiele für besonders unsinnige und nicht zu rechtfertigende Schwärzungen sammeln, um die Regierung zum Umdenken zu bringen. Falls das nicht gelingt, „droht eine weitere juristische Auseinandersetzung, mit der geklärt werden muss, ob die Bundesregierung oder das Parlament den Verfahrensgang in diesem Ausschuss bestimmen“, sagt Linken-Politikerin Renner.

Das könnte dazu führen, dass auch dieser Streit vor dem Bundesverfassungsgericht landet. Die Karlsruher Richter müssen vermutlich ebenfalls entscheiden, ob Edward Snowden doch in Deutschland als Zeuge gehört werden kann.

Hubert Gude, Jörg Schindler

FOTO: SOEREN STACHE / DPA



Auf Treppensteigen kann ich gut verzichten.

Worauf ich nicht verzichten kann,
sind mein Haus und meine Unabhängigkeit.
Die Treppe nehme ich problemlos.
Natürlich mit meinem Lifta Treppenlift.

Deutschlandweit vor Ort,
immer für Sie da.

Jetzt kostenlos informieren:

☎ 0800-20 33 110

www.lifta.de


Lifta
Der Treppenlift

Einfach so in der Mappe

FDP Der bizarre Streit um Walter Scheel geht vor Gericht: Hat seine Ehefrau bei der Vollmacht zur Entmündigung des Altbundespräsidenten getrickst?

Barbara Scheel hat in den vergangenen Monaten einiges von dem verspielt, was ihr wichtig ist. Das Büro ihres Ehemanns, des früheren Bundespräsidenten Walter Scheel, ist wegen ihres Verhaltens von Bad Krozingen nach Berlin verlegt worden. Den Dienstwagen hat das Präsidialamt ihr entzogen. Aber nun droht ihr ein viel größerer Verlust: Sie muss fürchten, die Verfügungsgewalt über das Leben ihres demenzkranken Ehemanns zu verlieren.

Walter Scheels Tochter Cornelia hat, unterstützt von ihren drei Geschwistern, bei Gericht einen „Antrag auf Einrichtung einer Kontrollbetreuung“ gestellt. Die vier Kinder des früheren Bundespräsidenten wollen erreichen, dass Barbara Scheel nicht mehr alle Entscheidungen für ihren Mann allein treffen kann. Es sei zu befürchten, dass Barbara Scheel dem Wohl ihres Vaters in erheblicher Weise schade, heißt es in dem Schreiben des Kölner Anwalts Robert Lorenz an das Amtsgericht Staufeu im Breisgau.

Barbara Scheel sagt am Telefon, sie wisse nichts von diesem Antrag. Cornelia könne sie gern anrufen, wenn es etwas zu besprechen gebe.

Der Konflikt zwischen Frau und Kindern dreht sich um die Frage, ob Barbara Scheel ihrem Mann einen guten Lebensabend ermöglicht oder ob der Altbundespräsident Opfer eines „absolutistischen Machtanspruches der Bevollmächtigten über ihren Ehemann“ geworden ist, wie es in dem Antrag an das Gericht heißt. Im Zentrum der Auseinandersetzung steht eine umfassende Vorsorgevollmacht, die Scheel vor drei Jahren zugunsten seiner Frau unterschrieben hatte.

Tochter Cornelia Scheel wirft Barbara Scheel vor, sich diese Vollmacht erschlichen zu haben. Tatsächlich erscheinen die Umstände, glaubt man der Darstellung im Antrag, ziemlich fragwürdig. So hat Scheel den Angaben zufolge auf einem Vollmachtsformular aus dem Internet seiner Frau sämtliche möglichen Entscheidungsbefugnisse erteilt. Dazu gehören auch die „Unterbringung mit freiheitsentziehender Wirkung“, das Festbinden am



Ehemaliger Bundespräsident Scheel, Gattin Barbara: Zahlreiche Eskapaden

Bett oder Ruhigstellen mit Medikamenten. In einem handschriftlichen Zusatz sei zudem festgelegt, dass dafür keine Genehmigung des Betreuungsgerichts notwendig sein solle. Die ist aber gesetzlich vorgeschrieben.

Fraglich ist, ob Scheel sich über die Tragweite seiner Unterschrift im Klaren war. Nach Darstellung seines Büroleiters Christoph Höppel, der im Antrag als Zeuge angeführt wird, wies Barbara Scheel Höppel an, das Schreiben in die allgemeine Unterschriftenmappe zu legen, die Scheel regelmäßig vorgelegt werde. Darin befinden sich üblicherweise Glückwunschscheine und andere Post.

Höppel bezweifelt, dass Scheel deswegen und wegen seiner auch damals schon fortschreitenden Demenz in der Lage gewesen sei zu erfassen, was er da unterschrieb. Barbara Scheel nennt das Unsinn. „Die Vollmacht wurde zur rechten Zeit erteilt“, sagt sie. Wann und wie ihr Mann unterschrieben habe, wisse sie nicht.

Das Amtsgericht hat inzwischen einen Gutachter beauftragt. Er soll klären, ob Scheel eine solche Vollmacht überhaupt noch erteilen konnte. Damit kommt das Gericht auch einem Wunsch Cornelia Scheels nach. Sie beklagt in ihrem Antrag, das Verhalten Barbara Scheels lasse „auf eine Nichteignung ihrer Person als Bevollmächtigte auf ganzer Linie schließen“.

Tatsächlich gab es in den letzten Monaten zahlreiche Berichte über Eskapaden der Gattin des Altpäsidenten. Dazu zählten Streitereien mit der Leitung des Parkstifts St. Ulrich in Bad Krozingen, in dem Walter Scheel seit mehr als zwei Jahren lebt (SPIEGEL 27/2014). Frau Scheel hatte sich wiederholt über das Personal des

Heims beschwert. Sie beklagte, dass zu viele Ausländer in der Pflege eingesetzt seien. Die Heimleitung hatte schon im Frühjahr das Bundespräsidialamt in Berlin um Hilfe gebeten, weil die Auftritte seiner Frau eine vernünftige Pflege Scheels unmöglich machten.

Es ist nicht der einzige Vorwurf.

Barbara Scheel arbeite zudem konsequent darauf hin, ihren Mann von seinen Kindern und alten Freunden zu isolieren, heißt es im Antrag der Tochter. Sie berichtet von einem Treffen mit ihrem Vater vor rund sechs Wochen. Dabei hat sie ihren Wagen nach eigenen Angaben auf dem Personalparkplatz abstellen müssen, damit Barbara Scheel sie nicht bemerkte. Dann sei ihr bedeutet worden, dass die Luft nun für zwei Stunden rein sei. Ihr Vater habe sie erkannt und sich über den Besuch sehr gefreut, berichtet die Tochter.

Barbara Scheel bestreitet, eine Art Kontaktsperre verhängt zu haben. Cornelia könne wie ihre Geschwister Scheel jederzeit besuchen, auch wenn sie nicht seine leibliche Tochter sei. Alte Freunde Scheels wie der frühere FDP-Bundestagsabgeordnete Manfred Vohrer bestätigten im Gespräch allerdings die Vorhaltungen der Kinder. Barbara Scheel versuche, auch ihn von ihrem Mann fernzuhalten, sagt er.

Setzen sich die Kinder des Altbundespräsidenten durch, würde das Gericht einen Kontrollbetreuer einsetzen. Der könnte versuchen, sich mit Barbara Scheel zu einigen. Falls das misslingt, was wahrscheinlich scheint, könnte er die Vollmacht widerrufen, die Scheel seiner Frau erteilt hat. Dann hätte Barbara Scheel die Macht über ihren Ehemann verloren.

Ralf Neukirch

DU HAST ES IN DER HAND



RTL



Der entsorgte Vater

Beziehungen Immer mehr Frauen entscheiden sich dafür, ohne festen Partner ein Kind zu bekommen. Ist der Verzicht auf eine traditionelle Familie ein Akt der Befreiung?

Wenn Nadja* in diesen Tagen zu Bett geht, dann sperrt sie die Wohnungstüre nicht zu. Sie achtet darauf, dass immer ein aufgeladenes Handy neben ihr liegt. Im Geldbeutel hat sie so viel Bares, dass es für eine Taxifahrt ins Krankenhaus reicht. Nadja, 40, ist im neunten Monat schwanger, durch eine Samenspende. Einen Partner hat sie nicht. „Man muss unheimlich viel beachten, wenn man allein ist“, sagt sie, „aber mir fehlt nichts.“

Nadja öffnet ihren Laptop und ruft eine Seite im Internet auf. „Europäische Samenbank“ steht da. Sie klickt auf den Begriff Spenderliste. Alphabetisch geordnet erscheinen Namen: Albert, Benni, Cesar. „Da ist meiner“, ruft sie irgendwann. Ein kaukasisch-skandinavischer Typ, Augen-

farbe Blau, 179 cm, Zahnarzt. Klickt Nadja auf seinen Namen, kann sie das Sperma dieses Mannes „zum Einkaufswagen hinzufügen“. Das kostet 295 Euro. „Man geht wirklich shoppen“, sagt sie, „am Anfang hat mich das auch irritiert.“

In ein paar Tagen wird Nadja eine Single-Mutter mit Kind sein, freiwillig alleinerziehend. Sie gehört dann zu einer Gruppe von Frauen, deren Lebensmodell nicht neu ist, aber offenbar immer populärer wird. Diese Frauen verabschieden sich von der Idee einer traditionellen Familie. Sie bekommen ihre Kinder allein. Biologische Väter finden sie im Internet oder im Bekanntenkreis. Den Nachwuchs ziehen sie mit Freunden, Verwandten und Gleichgesinnten groß.

„Wir stellen einen echten Kulturwandel fest“, sagt die New Yorker Psychotherapeutin Jane Mattes, die bereits 1981 in den USA den Verein Single Mothers by Choice

gegründet hat. „Früher war der Schritt zur Single-Mom definitiv zweite Wahl“, sagt Mattes, „jetzt wird er zu einer selbstverständlichen Möglichkeit.“ Inzwischen unterhält ihr Verein lokale Gruppen in mehr als 30 amerikanischen Städten, über ein Internetforum tauschen sich weltweit Mitglieder aus. „Ich brauche keinen Typen. Wir leben im Jahr 2014!“, verkündete kürzlich die amerikanische Sängerin Katy Perry, 29, im Interview mit dem Magazin *Rolling Stone*. In ein paar Jahren werde sie Mutter, ob mit oder ohne Partner.

Das Phänomen nimmt auch in Deutschland zu – da sind sich Soziologen, Kulturwissenschaftler und Reproduktionsmediziner einig. „Ein Viertel meiner Kundinnen sind inzwischen Single-Frauen“, sagt der Arzt Michael Poluda, Betreiber eines Zentrums für Fortpflanzungsmedizin in München. Seine typischen Kundinnen seien gut ausgebildete, beruflich erfolgreiche Groß-

* Alle Namen von Familienmitgliedern von der Redaktion geändert.

städterinnen. „Aber sie sind längst nicht mehr die Einzigen.“

Warum aber entscheiden sich viele Frauen dafür, ohne festen Partner ein Kind auf die Welt zu bringen? Und wohin führt sie dieser Schritt? Was bedeutet es für eine Gesellschaft, wenn die klassische Familie nur noch eine Option unter vielen ist?

Kathrin ist 46 Jahre alt und Mutter von Mirko, einem siebenjährigen Jungen mit dunklen Locken und einer Leidenschaft für Fußball. „Wenn man allein ist, organisiert man sich eben.“ Kathrin hat sich ein Netzwerk aus Freunden geschaffen, ihre „Großfamilie“.

Ein grüner Innenhof in Berlin-Kreuzberg, auf dem Grill liegen Bio-Steaks und Rote-Bete-Scheiben. Mirko jagt mit einer Horde Kinder über einen Spielplatz. Um einen Tisch sitzen die Erwachsenen: Patchwork-Eltern, ein junges Paar und Kathrin.

Das Paar wohnt mit seinen beiden Kindern im selben Haus. Die drei Erwachsenen passen gegenseitig auf ihre Kinder auf. Per Babyphone hört Kathrin der kleinen Tochter der beiden von ihrer Wohnung aus beim Schlafen zu. Sie kochen gemeinsam, fahren in die Toskana und bauen Kartoffeln in Kathrins Schrebergarten an.

„Irgendwann habe ich gemerkt, Karriere ist nicht alles“, erzählt Kathrin. Sie hatte ihre beruflichen Ziele erreicht, war fest angestellte Art-Direktorin in einer Agentur. „Ich habe mich gefragt: Was kommt jetzt?“ Sie dachte an Familiengründung. Doch in Berlin fand sich unter all den potenziellen Partnern kein passender Mann. „Die wenigsten wollten sich fest binden.“ Der Witwer mit Reihenhaushaus im Grünen sei schließlich auch nicht ihr Fall gewesen. Mehrere Beziehungen gingen auseinander. Nach ihrem 35. Geburtstag hätten die Männer geradezu panisch auf sie reagiert. „Die glauben, man will ihnen gleich ein Kind anhängen.“

In Kathrins Küche hängt das Foto eines dunkelhaarigen Mannes mit freundlichem Lachen. Sie hat ihn im Urlaub in Sri Lanka kennengelernt, ein Hotelangestellter. „Eine echte Liebesgeschichte“, sagt sie. Seine Familie allerdings bestand auf einer arrangierten Ehe mit einer Einheimischen. Wieder in Berlin, schlug Kathrin ihm schließlich per E-Mail vor, ihre Liebe anders zu manifestieren. Ob er sich vorstellen könnte, ihr ein Kind zu machen? Zwei Wochen später kam die Antwort: „Wann kommst Du?“

Und dann habe sie eines Morgens am Pool in Sri Lanka gesessen, einen Kaffee in der Hand, habe auf das Meer geblickt und einfach gewusst, dass sie jetzt schwanger war. Sie nennt das ihr „Abschiedsgeschenk“.

Die israelische Soziologin Eva Illouz erforscht Liebesbeziehungen in Zeiten des Kapitalismus. Früher habe man von Männern

erwartet, dass sie heiraten und Nachkommen in die Welt setzen. Dieser Druck sei mit der Auflösung patriarchaler Strukturen weggefallen. Heute mache es Sinn, ein hedonistischer Single zu sein, sagt Illouz. Männer haben scheinbar unbegrenzt Zeit und können aus einem größeren Pool jüngerer Partnerinnen wählen. Also halten sie sich lange alle Möglichkeiten offen. Familiengründung und die damit verbundenen Pflichten werden nach hinten verschoben.

Der gesellschaftliche Druck, Kinder zu bekommen, lastet auf den Frauen. In Beziehungen zu Männern haben sie deshalb

Mit 37 fing sie an, Männer regelrecht zu „casten“. Schließlich entschied sie sich für eine Samenbank.

schlechtere Karten – sofern sie sich das traditionelle Modell wünschen.

Wenn das biologische Fenster sich langsam schließt, stellen sie fest, dass sie romantische Liebe, Sexualität und Fortpflanzung nicht mehr mit ein und demselben Mann umsetzen können. „Wirtschaftlich unabhängige Frauen trennen dann diese Dimensionen“, sagt Illouz. Sie sieht darin einen Akt der Befreiung. Die Soziologin glaubt, dass die klassische Familie sich weiter auflösen wird. An ihre Stelle würden ganz unterschiedliche, individuell ausgehandelte Lebensmodelle mit Kind treten.

Nadja sitzt in ihrem Lieblingscafé. Ihr Bauch spannt unter ihrem Ringelshirt. Sie hat dunkle Locken und sieht jünger aus, als sie ist. „Ich hatte eigentlich nie Probleme, Männer kennenzulernen“, erzählt sie. Sogar jetzt in der Schwangerschaft werde sie noch oft angesprochen. Bis zu ihrem 30. Lebensjahr sei sie immer in einer festen Beziehung gewesen. Danach habe sie viel nachholen wollen, Party machen, mit Freundinnen um die Welt reisen. Sie studierte internationales Management. Lange Zeit dachte sie gar nicht an Familie.

Mit 37 fing sie an, Männer regelrecht zu „casten“. Bei ihren Verabredungen interessierte sie nur noch, ob der Mann ein

guter Vater sein könnte. Ob er ihr selbst gefiel, war Nebensache. „Irgendwann habe ich gemerkt, dass ich damit weder mir noch meinem Gegenüber gerecht wurde.“ Sie dachte daran, ob sie nicht einen schwulen Bekannten bitten könnte, ihr ein Kind zu machen. Doch den Gedanken verwarf sie schnell. „Ich wollte mich nicht ständig mit einem Dritten auseinandersetzen.“ Schließlich entschied sie sich für eine Samenbank.

Nadja sagt, sie sei ganz froh, dass sie Kinderkriegen und Romantik getrennt habe. Es gebe keine Beziehung, die an der Herausforderung eines gemeinsamen Kin-

des scheitern könnte. „Verlieben kann ich mich später immer noch.“

Die meisten Landesärztekammern erlauben Reproduktionsmediziner nur, Ehepaaren und „festgefügt“ Hetero-Partnerschaften den Kinderwunsch zu erfüllen. Gesetzlich gibt es weitere Einschränkungen: So muss etwa das Kind die Möglichkeit haben, mit 18 Jahren den Namen seines biologischen Vaters zu erfahren. Mit der Behandlung von Single-Frauen bewegen sich Ärzte in einer Grauzone.

„Ich mache das aus Gerechtigkeitsgründen“, sagt der Berliner Frauenarzt Matthias Bloechle, bei dem sich auch Nadja behandeln ließ. Die Frauen hätten den gleichen Anspruch auf moderne Fortpflanzungsmedizin wie Paare, die sich ja oft wieder trennen würden. Auch Single-Frauen müsse die Möglichkeit offenstehen, möglichst ohne gesundheitliche Risiken schwanger zu werden. Es sei verantwortungslos, ihnen einen One-Night-Stand oder eine Verabredung mit einem Fremden aus dem Internet zuzumuten.

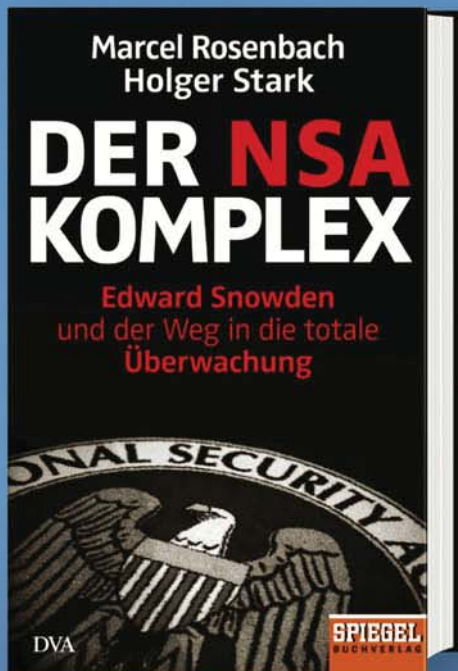
Auch ohne Hilfe von Ärzten können Frauen ohne festen Partner Mutter werden. Die moderne Reproduktionsmedizin erleichtert es ihnen, indem sie Sexualität und Fortpflanzung völlig entkoppelt. Kinderkriegen sei heute keine „leibliche Tatsache“ mehr, sondern eine „kulturelle Methode“, sagt der Kulturwissenschaftler Andreas Bernard.

Doch warum wollen Frauen ohne Partner Kinder großziehen? Schließlich erfordert das auch Opfer. Die Soziologin Illouz glaubt, dass die biologische Verbindung mit dem eigenen Kind „die letzte sichere Beziehung“ der Gegenwart sei. Alle anderen Bindungen, das entspreche dem allgemeinen Erfahrungshorizont, könnten zerbrechen. Auch Männer hätten deshalb eine Sehnsucht nach biologischen Nachkommen. Nur sei es für sie schwieriger, einen Kinderwunsch außerhalb einer Partnerschaft umzusetzen. „Sie müssten quasi einen Bauch mieten und sich in eine komplizierte ver-



Werdende Mutter Nadja
„Man geht wirklich shoppen“

Warum
Sie die **NSA**
fürchten sollten,
auch wenn Sie
nichts
zu verbergen
haben



Gebunden · 384 Seiten · € 19,99 (D)
ISBN 978-3-421-04658-1
Auch als eBook erhältlich.

»Ein Thriller – und nichts weniger als die Geschichte des ersten großen Zivilisationsbruchs des digitalen Zeitalters, erzählt von zweien, die ihn aufdecken halfen.«

FRANK SCHIRRMACHER, FAZ

Jetzt im Buchhandel!

DVA
www.dva.de

SPIEGEL
BUCHVERLAG

Deutschland

tragliche Lage begeben“, so Illouz. „Es gibt noch keine etablierten Modelle dafür.“

Dora, 45, Lehrerin aus Bonn, lebt in einem solchen Modell. Für sie kam eine Samenspende nicht infrage. „Ich wollte einen Vater, der für das Kind in irgendeiner Weise präsent ist.“ Über das deutsche Internetforum „SFMK, Single Frauen mit Kinderwunsch“ lernte sie einen Geschäftsmann aus Süddeutschland kennen. „Thomas, 40 Jahre, verheiratet, kinderlos mit Kinderwunsch. Ehefrau gibt mich frei“, so stand es da.

Sie tauschten Telefonnummern aus und trafen sich auf halber Wegstrecke in Frankfurt. Thomas holte sie vom Bahnhof ab. Die Situation, sagt Dora, sei surreal gewesen. Sie schlenderten gemeinsam durch die Stadt. Warum er überhaupt ein Kind wolle,



Container in einer Londoner Samenbank
„Ein archaischer Wunsch“

fragte Dora. „Ein archaischer Wunsch“, sagte Thomas. Seine damalige Frau konnte ihm diesen nicht erfüllen.

Als Thomas' Frau im Ausland war, besuchte sie ihn in seinem Haus, blieb eine Woche. Zusammen gingen sie zu einer Anwältin, setzten einen Vertrag über die Unterhaltszahlungen auf. „Getragen von gegenseitigem Respekt“ erfüllten sie sich ihren jeweiligen Kinderwunsch. Eine „eheähnliche Gemeinschaft“ habe zu keinem Zeitpunkt bestanden, so ließen sie es schriftlich festhalten.

Heute ist der gemeinsame Sohn sieben Jahre alt. Seinen Vater sieht er alle zwei Monate. Sie telefonieren regelmäßig. Gerade machen sie gemeinsam Urlaub. Dora

und Thomas haben neue Partner. Thomas hat neben einer Adoptivtochter mit seiner Exfrau ein weiteres leibliches Kind mit seiner neuen Freundin. Doras jetziger Freund ist ebenfalls Vater. „Das ist alles unheimlich kompliziert“, sagt sie, „allein einen Urlaub zu planen ist eine Katastrophe.“

Auch die Hälfte ihrer Freunde lebe nicht mehr in der Konstellation, in der sie einst Eltern wurden. Manchmal trauere sie der heilen Familienwelt hinterher, sagt Dora. Da sei oft so eine Fremdheit zwischen ihrem Sohn und seinem Vater. Sie nennt es das „Großeltern-Syndrom“. Man sehe sich selten und habe sich wenig zu sagen. Neulich habe ihr Sohn sie gefragt, ob Vater und Mutter normalerweise zusammenleben. Das habe sie schade gefunden. „Ich möchte ihm ja vermitteln, dass es lebenslange Partnerschaften gibt, nicht dass Beziehungen alle fünf Jahre zerbröseln.“

Welche Auswirkungen das weitgehende Fehlen von Vätern auf Kinder hat, das ist noch nicht hinreichend erforscht. Söhne und Töchter von Single-Müttern lassen sich nicht einfach mit Scheidungskindern vergleichen, die nicht selten durch die Trennung der Eltern traumatisiert sind. Studien mit gleichgeschlechtlichen Paaren zeigen: Dem Kind geht es gut, wenn es stabile Bezugspersonen hat. Deren Geschlecht scheint nicht ausschlaggebend zu sein.

Kinder einer Single-Mutter haben allerdings oft nur eine feste Bezugsperson. Ein Netzwerk von Freunden verändert sich. Auch Kathrins Kreuzberger Großfamilie hat sich inzwischen aufgelöst, weil das junge Paar in eine größere Wohnung umgezogen ist. Zwar lebt es nur ein paar Straßen weiter. Trotzdem ist das nicht das Gleiche. Kathrins Sohn fragt oft nach seinem Vater: „Warum ist er nicht hier? Warum kümmert er sich nicht um mich?“ An anderen Kindern würde er mitbekommen, wie toll Papas seien. Kathrin plant zu Weihnachten eine Reise nach Sri Lanka.

Das Modell der freiwilligen Single-Mutter hat die altbekannte Kehrseite: Die Erziehung von Kindern ist wieder weitgehend Frauensache. Es besteht die Gefahr, dass die Mütter eben wirklich allein bleiben, mit der doppelten Arbeitsbelastung, dem finanziellen Risiko. Statt die Idee des fürsorglichen Vaters zu stärken, leisten Single-Mütter auch dem ungebundenen Mann Vorschub, der ohne jegliche Verpflichtung Kinder in die Welt setzen kann.

Nadja sitzt auf ihrem Bett, neben dem Kopfkissen ist ein Babykorb befestigt. An einer Wand steht eine Kommode voller Babyklamotten, darauf eine Wickelablage, Windeln, Kuscheltiere, Puder. „Sicher werden viele schlaflose Nächte kommen“, sagt sie. Im Moment freue sie sich aber einfach auf ihr Baby. „Ich gehe das sehr naiv an. Aber wer würde sonst schon Kinder bekommen?“

Nicola Abé

FOTO: BULLSPRESS / NEWS INTERNATIONAL

Geschafft! Ein Funkloch!!



Nacht-Mail-Verbot

Arbeit Ein Gesetz soll verhindern, dass Arbeitnehmer noch spätabends ihre Nachrichten checken. Ausgerechnet Ministerin Nahles zögert.

Andrea Nahles, Spitzname „Speedy“, ist eine fleißige Ministerin. Nach sechs Monaten hatte sie vom Mindestlohn bis zur Mütterrente mehr Gesetze auf den Weg gebracht als die meisten anderen Minister der Großen Koalition. Nur ein Wink des Kanzleramtes hat dafür gesorgt, dass Nahles in der Sommerpause ihren Tatendrang zügelte.

Die knapp tausend Mitarbeiter des Arbeitsministeriums zahlen für den Gestaltungswillen der Chefin einen hohen Preis. Im Haus häufen sich Beschwerden, die Work-Life-Balance habe gelitten; es ist die Rede von „Leistungsverdichtung“, „mehr Arbeit“ und „sehr vielen Überstunden“. Bis spätabends herrsche reger E-Mail-Verkehr. Selbst am Wochenende komme man kaum noch zur Ruhe. Dabei hatten der Personalrat und Nahles' Amtsvorgängerin Ursula von der Leyen (CDU) doch erst im vergangenen Jahr einen Kodex ausgehandelt, wonach die Beamten und Angestellten nur „in begründeten Ausnahmefällen“ in der Freizeit gestört werden dürften, um eine „Selbstaussbeutung der Beschäftigten zu vermeiden“.

Dienstherrin Nahles ist unversehens ins Zentrum einer Debatte geraten, die Mil-

lionen Arbeitnehmer beschäftigt, wenn sie am Badestrand oder beim Wandern in den Bergen auf ihr Smartphone sehen. Laut einer Umfrage muss jeder vierte Deutsche nach Feierabend für den Chef erreichbar sein. Viele gehen auch im Urlaub ran, wenn die Firma anruft; es könnte ja wichtig sein.

Doch was sind „begründete Ausnahmefälle“? Wo verläuft die Trennlinie zwischen Engagement und Selbstaussbeutung? Oder bringt es die neue Arbeitswelt nicht mit sich, dass die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit verschwimmt?

Glaubt man den Gewerkschaften und ihren Gefolgsleuten bei der Union, hat sich die ständige Erreichbarkeit zu einem Problem ausgeweitet, gegen das nur noch gesetzliche Verbote helfen. „Man muss die Menschen auch vor sich selbst schützen“, sagt Christian Bäumler, Vizechef des CDU-Arbeitnehmerflügels CDA. „Wir müssen hier Grenzen setzen, sonst werden die Leute krank.“

Als Blaupause empfiehlt die CDA den Entwurf einer Anti-Stress-Verordnung der IG Metall. Das 80 Seiten starke Papier ächtet den Dauereinsatz moderner Kommunikationsmittel und fordert eine Art Nacht-Mail-Verbot: Der Chef soll außerhalb der normalen Arbeitszeit möglichst nichts mehr schicken, der Beschäftigte soll nichts mehr lesen. Für die Ausgestaltung des Verbots soll die Bundesregierung einen neuen „Ausschuss Psychische Belastung bei der Arbeit“ mit 15 Mitgliedern ins Leben rufen. Chefs, die ihre Mitarbeiter mutwillig unter Stress setzen, würden sich künftig sogar strafbar machen.

CDA-Vize Bäumler schlägt außerdem vor, die Ruhezeiten per Rechtsverordnung möglichst genau festzulegen. Am Schöffengericht Villingen-Schwenningen, wo er als Vorsitzender Richter arbeitet, darf zum

Beispiel zwischen 14 Uhr am Freitag und Montag früh um sechs niemand in seiner Wochenendruhe gestört werden. Für Notfälle gibt es einen Bereitschaftsdienst. So sollten es alle halten, sagt Bäumler.

Arbeitsministerin Nahles hingegen, eine Umbenennung in Arbeits- und Freizeitministerin ist vorerst nicht geplant, steht dem Plan für eine Anti-Stress-Verordnung bislang eher skeptisch gegenüber. Sie hält es offenbar nicht nur für einen Nachteil, dass die modernen Kommunikationsmittel zu einer flexibleren Arbeitswelt beitragen. Auch will sie erst einmal untersuchen lassen, ob wirklich der Stress zunimmt – oder nur die Stresstoleranz sinkt. Ihre eigenen Leute sind bis dahin gut beraten, sich in ihrer Anwesenheit nicht ständig über „Stress“ zu beklagen. Nahles, mit Ministerjob, Parteiamt und Mutterschaft gut ausgelastet, jammert ja auch nicht.

Doch der Druck auf die Ministerin wächst. „Wenn der Koalitionspartner SPD mitzieht, sehe ich gute Chancen, die Pläne für eine Anti-Stress-Verordnung zügig umzusetzen“, sagt Bäumler. Auch die Gewerkschaften in den traditionellen Branchen treiben das Thema voran. Der Automobilkonzern Daimler richtet seinen Beschäftigten in diesem Sommer auf Wunsch ein Killerprogramm für das E-Mail-Konto ein. Sämtliche Nachrichten, die während der Urlaubszeit eingehen, werden automatisch mit einer Abwesenheitsnotiz beantwortet und dann über Nacht gelöscht. Wer aus den Ferien zurück an den Arbeitsplatz kommt, hat den Schreibtisch leer.

Einen solchen E-Mail-Killer hätten die Beschäftigten des Arbeitsministeriums sicher auch gern. So aber gingen vergangene Woche mehrere dringende Nachrichten der Leitungsebene ein, Betreff: Vorbereitung einer möglichen Anti-Stress-Richtlinie.

Alexander Neubacher



Reif für Hollywood

Kriminalität Es schien das perfekte moderne Verbrechen zu sein: Weltweit erbeuteten Hacker 40 Millionen Dollar in einer Nacht. Nun wurde der mutmaßliche Drahtzieher in Frankfurt gefasst.

Am Ende wurde dem Technikgenie die Technik zum Verhängnis. Der weltweit Gesuchte hatte im schicken Frankfurter Hotel Jumeirah eingeklinkt, er war zum Weihnachtssopping in die Stadt am Main gereist. Um 22.32 Uhr am 18. Dezember vorigen Jahres buchte er sich, vermutlich mit seinem Laptop oder seinem handgefertigten Handy, in das kostenlose WLAN des Hotels ein. Als er versuchte, darüber seine E-Mails abzurufen, löste er bei den US-Behörden einen Alarm aus. Das Bundeskriminalamt (BKA) identifizierte die IP-Adresse des Jumeirah und damit den Ort, an dem der Mann sich befand.

41 Minuten nachdem sich der Gesuchte eingeloggt hatte, schickte das BKA eine E-Mail an den Frankfurter Kriminaldienst und bat „höflichst“ um die Festnahme des Mannes. Eine gute Stunde später glitten fünf örtliche Kommissare im Fahrstuhl in den 17. Stock des Hotels. In Zimmer 1706 stellten sie den Flüchtigen, nach dem der Secret Service weltweit gefahndet hatte: Ercan Findikoglu alias „Predator“. Er gilt als genialer Hacker – und als Drahtzieher des größten Cyber-Bankraubs aller Zeiten.

Der Türke mit Schlafzimmerblick, Kinnbart und einem Hang zu teuren Autos und

russischen Frauen soll Kopf einer Bande sein, die in einer Februarnacht 2013 einen Hollywood-reifen Coup hinlegte. In 24 Ländern erbeutete die Truppe mithilfe von manipulierten Kreditkarten fast 40 Millionen Dollar. Hunderte Laufburschen zogen damals weltweit gleichzeitig los, um Geldautomaten von Deutschland bis Japan zu plündern.

Die Täter waren zuvor in das Computersystem eines IT-Unternehmens eingedrungen, das Abrechnungsdaten von Kreditkarten verwaltet. Der Düsseldorfer Staatsanwalt Murat Ayilmaz, der die Ermittlungen in Deutschland leitet, nannte den Coup „einen der am besten organisierten und durchgeführten Bankraube aller Zeiten“.

Der Fall zeigt, wie sehr die digitale Revolution auch das Verbrechen erfasst hat. Nur noch Tölpel überfallen eine Sparkasse mit Strumpfmütze und Gaspistole, das Entdeckungsrisiko ist hoch und die Beute klein. Moderne Banden attackieren Geldhäuser, indem sie mit ihren Laptops Schwachstellen in der Informationstechnik des weltweiten Finanzsystems aufspüren. Dabei machen sie sich zunutze, dass Daten zur Abwicklung von Bankgeschäften rund um den Globus geschickt werden. Wie ge-

nau die neuen Bankräuber arbeiten, haben Ermittler anhand dieses Cyber-Betrugs rekonstruieren können.

Der Mega-Coup begann im Januar 2013 im indischen Bangalore. Die Stadt mit achteinhalb Millionen Einwohnern ist das Zentrum der indischen IT-Branche. Auch die US-amerikanische Firma enStage, die den Zahlungsverkehr für Banken in aller Welt abwickelt, hat hier eine Niederlassung. Die US-Ermittler sind überzeugt, dass eine verschworene Truppe um Ercan Findikoglu eine Schwachstelle des enStage-Systems nutzte und sich Zugang zu deren Server verschaffte. Die Saboteure installierten sogleich mehrere Programme, die ihnen dauerhaften Zutritt ermöglichten. Wie die Ermittler später herausfanden, benutzten sie dafür Computer mit IP-Adressen in Marokko, Deutschland und Russland. Ob die Angreifer tatsächlich dort saßen oder diese Daten manipuliert hatten, um ihren Aufenthaltsort zu verschleiern, konnten die Fahnder nicht klären.

Nachdem sie den Zugang zu enStage gelegt hatten, durchforsteten die Bankräuber die Daten von Kreditkarten. Es erleichterte ihre Arbeit erheblich, dass die Firma einige PIN-Nummern der Karten unverschlüsselt auf dem Server abge-

FOTOS: POLIZEI / DPA

legt hatte. Die Hacker wählten schließlich Karten der Bank Muscat in Oman. Dann erhöhten sie deren maximale Abhebesummen ins Unendliche und kopierten die Daten. Als ihnen dies geglückt war, wussten sie: Ihr Vorhaben würde klappen. Ein Kronzeuge erzählte später dem Secret Service, dass sie es „uneingeschränkte Operation“ nannten – weil Geld fließen würde, ohne Ende.

Nun musste alles ganz schnell gehen, damit enStage keine Möglichkeit hatte, den Eingriff zu bemerken und zu korrigieren. Die Ermittler glauben, dass Findikoglu im sogenannten Darknet – einer dunklen Ecke des Internets, in der es leichtfällt, anonym zu bleiben – mit einer Art Ausschreibung nach Mitstreitern in der ganzen Welt suchte. Die fand er offenbar innerhalb kurzer Zeit, sie übernahmen die weitere Ausführung in einem globalen Franchisesystem.

Die Köpfe der lokalen Gruppen besorgten sich in mehr als 20 Ländern Blankokarten mit Magnetstreifen, wie sie etwa in Hotels als Schlüssel verwendet werden. Diese bespielten sie mit den gestohlenen Daten der Kreditkarten aus Oman.

Die gefälschten Kopien gaben sie dann an Hunderte Kleinkriminelle weiter, die damit nach genauem Plan an die Bankautomaten zogen. In Japan etwa betätigten sich Rumänen als sogenannte Cashing Crews, in den USA waren es Männer aus der Dominikanischen Republik, und in Deutschland schlug eine Zelle zu, die sich in den Niederlanden gebildet hatte. Offenbar rekrutierten sich diese Gruppen aus lokalen Netzwerken von Verbrechern, ein Holländer ist Mitglied eines örtlichen Rockerklubs.

Einige dieser Laufburschen wurden gefasst, fast alle schwiegen und nahmen dafür auch höhere Strafen in Kauf. Das Landgericht Düsseldorf verurteilte einen Tischler und seine Mutter im vergangenen Jahr zu jeweils mehr als vier Jahren Gefängnis. Ein Lkw-Fahrer aus Den Haag war einer der wenigen, die aussagten. Der 47-Jährige erzählte, er sei in einem Blumenladen in seiner Nachbarschaft, der als Treffpunkt des Milieus gilt, von zwei Männern gefragt worden, ob er „schnelles Geld verdienen“ wolle. Dann sei er eines Nachts mit einer Frau, ihr Name sei „Miranda“ gewesen, nach Bremen gefahren. Vorher habe der lokale Anführer Jeroen S. die beiden mit einem Prepaid-Handy, der kopierten Kreditkarte und Adressen von Geldautomaten ausgestattet, die sie ansteuern sollten.

Man habe ihm versprochen, er dürfe ein Viertel der Beute behalten, berichtete der Lkw-Fahrer. Doch am Ende habe er gar kein Geld gesehen, bald darauf sei er festgenommen worden.

Jeroen S., der mutmaßliche Kopf der niederländischen Untergruppierung, die

allein in Deutschland 1,8 Millionen Euro erbeutet hat, sitzt ebenfalls in Haft. Der 38-jährige Niederländer ist unter anderem wegen Körperverletzung polizeibekannt und gilt als ehemaliger Hooligan. Ihm gehört wohl auch der Blumenladen, in dem der Lkw-Fahrer angesprochen wurde. S. soll nicht nur ihm die manipulierten Karten gegeben haben, sondern auch anderen Teams, die dann an Automaten in Deutschland Geld abhoben: in Düsseldorf, Frankfurt, Dortmund, Mannheim, Koblenz, Hamburg, Duisburg und Essen.

Hinter der gesamten Operation aber, davon ist der Secret Service überzeugt, steckt eine kleine Clique um den Hacker Findikoglu. Ermittlungsbehörden beschreiben seine technischen Fähigkeiten als außerordentlich. Dabei pflegt er nicht den Lebensstil eines Nerds, sondern eher den eines Playboys. Der Meisterhacker verfügte wohl in der Türkei über mehrere Villen und Wohnungen, unter anderem im Istanbuler Nobelviertel Nişantaşı. Außerdem ist er gern mit verschiedenen Geländewagen, Limousinen und teuren Motorrädern unterwegs.



Hacker Findikoglu, Komplizen in New York
Bargeld ohne Ende

Als die Beamten ihn in Frankfurt festnahmen, fanden sie 14 000 Euro in bar, eine Luxusuhr von Hublot, ein Handy der Edelmarke Vertu für mehrere Tausend Euro und einen gefälschten russischen Führerschein.

Nach Überzeugung der US-Ermittler gab es für den Hacker auch keinen Grund, sparsam zu sein. Demnach knackte Findikoglu mit seinen Komplizen schon 2011 und 2012 die Systeme von IT-Unternehmen, die Bankgeschäfte abwickelten. Damals soll die Bande etwa Kreditkarten des Amerikanischen Roten Kreuzes manipuliert haben, ausgestellt von der US-Bank JPMorgan Chase. Die Organisation wollte sie nutzen, um bei Katastrophen schnell Hilfsgüter kaufen zu können.

Stattdessen hob die Hackerbande Geld ab, insgesamt rund 19 Millionen US-Dollar, von denen Findikoglu nach Recherchen der Fahnder mehr als die Hälfte bekommen haben soll. Er selbst gab kurz nach seiner Festnahme gegenüber deutschen Behörden an, er sei in der Türkei wegen Hackings schon einmal zu 22 Jahren Haft verurteilt worden. Hinter Gitter aber musste er nur kurz. Beamte vermuten, dass er sich freigekauft haben könnte.

Auf die Spur Findikoglus war der Secret Service mittels eines Kronzeugen gekommen. Der Mann lieferte wertvolle Informationen, womöglich auch zu den elektronischen Geräten, die dem Hacker in Frankfurt zum Verhängnis wurden. Zurzeit sitzt der Türke in der Justizvollzugsanstalt Frankfurt am Main I. Freikommen wird er wohl so schnell nicht. Sowohl die USA als auch die Türkei haben Auslieferungssuchen gestellt.

Findikoglus Anwalt Oliver Wallasch will zu den Vorwürfen der Ermittler nicht Stellung nehmen. Er vertrete seinen Mandanten nur im Auslieferungsverfahren. Das Frankfurter Oberlandesgericht hat eine Überstellung des Türken in die Vereinigten Staaten bereits gestattet. Doch dagegen wehrt sich Wallasch mit einem Eilantrag an das Bundesverfassungsgericht. Er argumentiert, seinem Mandanten drohe in Amerika eine Höchststrafe von fast 250 Jahren, unter anderem wegen Bankbetrugs, Geldwäsche und Verschwörung zum Zugriff auf Computer. Das sei unangemessen hoch, verstoße gegen die Menschenwürde und stehe in einem deutlichen Missverhältnis zu der in Deutschland denkbaren maximalen Haftzeit von 15 Jahren. Notfalls will der Anwalt vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte ziehen.

Doch egal, wie das Verfahren ausgeht: Ercan Findikoglu muss damit rechnen, angeklagt zu werden. Dabei hat sich der Hacker auf seinen rechten Unterarm tätowieren lassen: „Nur Gott kann mich richten.“ Es könnte anders kommen. Jörg Diehl

„Am Rand zu stehen ist schrecklich“

SPIEGEL-Gespräch Der Erziehungswissenschaftler und Inklusionskritiker Bernd Ahrbeck über die Scheu, behinderte Menschen behindert zu nennen, und die emanzipative Kraft des Leistungsprinzips



Ahrbeck, 64, lehrt Verhaltensgestörtenpädagogik an der Humboldt-Universität Berlin. Er forscht seit Jahren zum Umgang mit Behinderungen, vor wenigen Wochen hat er ein Buch über Sinn und Unsinn der Inklusion veröffentlicht („Inklusion. Eine Kritik“. Kohlhammer Verlag, Stuttgart; 160 Seiten; 22,99 Euro).

SPIEGEL: Herr Ahrbeck, wenn Sie Vater eines Sohnes mit Downsyndrom wären, auf welche Art von Schule würden Sie Ihr Kind schicken?

Ahrbeck: Das käme auf das Alter des Kindes an. Ich halte es für sehr gut vertretbar, dass geistig behinderte Kinder mit nicht behinderten gemeinsam eine Grundschule besuchen. In den weiterführenden Schulen wird es schwierig, wenn das Kind dort dem Unterricht nicht folgen kann. Da besteht die Gefahr, dass es emotional und sozial außen vor bleibt und vereinsamt.

SPIEGEL: Viel Aufmerksamkeit hat der Fall des elfjährigen Henri aus dem baden-württembergischen Walldorf gefunden, der trotz Downsyndrom ein Gymnasium besuchen soll. Die Mutter wünscht sich, dass ihr Sohn mit seinen Freunden aus der Grundschule zusammenbleiben kann. Liegt sie damit falsch?

Ahrbeck: Ich halte das Ansinnen für ziemlich abwegig. Die zentrale Funktion von Schule ist ja nicht der Erhalt von Freundschaften, das ist ein sehr persönliches Motiv. Schule ist vor allem dazu da, dass Kinder etwas lernen und sich weiterentwickeln. Wenn man die Sicht von Henris Mutter auf die Spitze treibt, dann dürfte in Zukunft jeder junge Mensch aufs Gymnasium gehen, wenn er sich dort wohler zu fühlen glaubt.

SPIEGEL: In vielen Bundesländern zählt bei der Schulentscheidung heute schon der El-

ternwille und nicht mehr die Empfehlung der Lehrer. Warum soll das nicht auch für behinderte Kinder gelten?

Ahrbeck: Es kommt doch darauf an, dass ein Kind schulisch Anschluss findet. Dafür haben wir in Deutschland ein differenziertes Schulsystem, zu dem auch spezielle Schulen für Kinder mit Förderbedarf gehören. Dieses System sollte nicht leichtfertig aufgegeben werden. Viele Schüler könnten eine Regelschule besuchen, davon bin ich fest überzeugt. Aber einige sind in speziellen Schulen oder Klassen besser aufgehoben. Nehmen Sie ein Grundschulkind mit einer massiven Sprachbehinderung. Sprachstörungen sind kein Schicksal, sie lassen sich relativ gut beheben. Aber das gelingt nur dort, wo eine gezielte Hilfestellung durch erfahrene Lehrkräfte erfolgt.

SPIEGEL: Im bestehenden System schaffen drei Viertel der Sonderschüler keinen Hauptschulabschluss. Spricht das nicht sehr gegen die Förderschulen?

Ahrbeck: Unter diesen Schülern sind viele Kinder mit kognitiven Beeinträchtigungen, für die es sehr schwierig bis unmöglich ist, einen Hauptschulabschluss zu schaffen. Das wird sich auf einer Regelschule nicht automatisch ändern, es sei denn, die Schule trickst bei den Zeugnissen.

SPIEGEL: Die Inklusionsbefürworter verweisen auf Studien, die belegen, dass behinderte Kinder mehr lernen, wenn sie gemeinsam mit nicht behinderten Kindern unterrichtet werden.

Ahrbeck: Es kommt sehr darauf an, von welcher Art von Behinderung wir reden. Ein Kind im Rollstuhl wird dem Unterricht mit der nötigen Intelligenz mühelos folgen können. Ein Kind mit Downsyndrom hingegen wird in der Regel kaum etwas davon haben, wenn es mit Nichtbehinderten lernt. Das Ergebnis des bislang größten Schulversuchs in Hamburg zu lernen, sprach- und verhaltensgestörten Kindern war ernüchternd: Die inklusiv unterrichteten Schüler erreichten nach der vierten Klasse keinen Anschluss an das sonstige Lernniveau. Dafür hatte die allgemeine Leistung deutlich gelitten.

SPIEGEL: Toleranz muss eingeübt werden. Das setzt voraus, dass diejenigen, die anders sind, anders aussehen oder sich anders verhalten, nicht aus dem Gesichtsfeld verschwinden.

Ahrbeck: Die Schule soll zu Toleranz beitragen und auf das Leben in der Demokratie vorbereiten. Aber eine wichtige Frage ist doch: Wie fühlen sich Kinder im

Klassenverbund, wenn sie nirgendwo mit-halten können? In einer Gemeinschaftsschule immer am Rande zu stehen ist schrecklich, das kann ich ihnen als Psychologe aus meiner Arbeit versichern.

SPIEGEL: Die Befürworter einer radikalen Inklusion würden Ihnen entgegenhalten, dass gemeinsames Lernen für beide Seiten gewinnbringend ist, nicht nur für das behinderte Kind. „Vielfalt bereichert“, heißt dazu der Satz, der so etwas wie die Losung der Bewegung ist.

Ahrbeck: Der Satz wird gern benutzt. Leider ist er furchtbar naiv, weil dabei nicht mehr zwischen Erwünschtem und Unerwünschtem unterschieden wird. Es gibt Formen von Vielfalt, die eine Schulklasse eben nicht bereichern, zum Beispiel, wenn ein Kind permanent gewalttätig gegen seine Mitschüler wird. Oder wenn es so stark die Aufmerksamkeit des Lehrers beansprucht, dass kein geregelter Unterricht mehr möglich ist.

SPIEGEL: Leistungsanspruch und gemeinsames Lernen lassen sich nicht miteinander vereinbaren?

Ahrbeck: Im Ideal schon, in der Schulpraxis wird es ab einem gewissen Alter sehr schwierig. Ich kann mir jedenfalls nicht vorstellen, wie ein Kind in der siebten Klasse, das noch nicht einmal die Grundrechenarten beherrscht, die anderen im Mathematikunterricht unterstützen soll.

SPIEGEL: Man könnte die Anforderungen an der individuellen Leistungsfähigkeit ausrichten.

Ahrbeck: Natürlich soll sich der Lehrer didaktisch auf den einzelnen Schüler oder die einzelne Schülerin einstellen. Aber das funktioniert nur, wenn die Schüler einen einigermaßen ähnlichen Leistungsstand haben. Es ist völlig illusorisch zu glauben, ein Lehrer könne für jeden Schüler einen eigenen, auf ihn zugeschnittenen Lehrplan entwickeln. Das kann zu einer Überforderung für alle Beteiligten führen. Dass Schweden im Verlauf der Pisa-Studien so abgestürzt ist, führt die eingesetzte Regierungskommission auch auf die übermäßige Individualisierung im Unterricht zurück.

SPIEGEL: Die Integration behinderter Kinder war den Vereinten Nationen immerhin so wichtig, dass sie ein Recht daraus gemacht haben. Die entsprechende Konvention hat Deutschland 2009 ratifiziert, nun wird sie umgesetzt.

Ahrbeck: Das ist zweifellos begrüßenswert. Die Uno-Behindertenrechtskonvention



Downsyndrom-Kind Henri: „Es kommt darauf an, dass ein Kind schulisch Anschluss findet“

verpflichtet die Unterzeichner dazu, Behinderte im Leben und in ihrer Entwicklung zu stärken. Dazu gehört auch das Recht auf Bildung und Schulbesuch. Von der Schule für alle steht in der Konvention nichts.

SPIEGEL: Ziel sei die „vollständige Integration“, heißt es. Dafür solle der Staat ein Umfeld schaffen, „das die bestmögliche schulische und soziale Entwicklung gestattet“.

Ahrbeck: Nicht für jeden ist das Gleiche gleich gut. Gerade Kinder mit emotionalen und sozialen Problemen, die in der Schule größte Schwierigkeiten haben, brauchen kleine Gruppen, eine überschaubare Umgebung und enge persönliche Beziehungen. An anderer Stelle der Konvention steht, niemand dürfe wegen spezieller Maßnahmen, die er benötigt, diskriminiert werden. Da ist zum Beispiel die Gebärdensprache genannt. Wie sollen denn gehör-

lose Kinder in Gebärdensprache kommunizieren, wenn sie nicht andere Kinder haben, die Gebärdensprache können? Das heißt, sie brauchen einen Ort, an dem sie mit Gleichaltrigen, die ähnliche Probleme haben, zusammenkommen. Das wird nicht die Schule um die Ecke sein.

SPIEGEL: Warum interpretieren dann viele Bildungspolitiker die Uno-Konvention als Votum gegen die Förderschule?

Ahrbeck: Weil sie hoffen, über diesen Hebel doch noch ihre Idee von der Einheitsschule durchsetzen zu können. Schule ist dazu da, Talente zu entfalten und zu Leistung zu ermutigen. Dabei ist es notwendig, Unterschiede zuzulassen, auch institutionell. Wenn der Aufstieg durch Leistung nicht möglich ist, entscheiden andere, viel problematischere Faktoren über das Fortkom-

men – Geld zum Beispiel oder Beziehungen. Ich frage Sie: Welche Chancen hat dann noch ein Migrantenkind, dessen Mutter gerade mal lesen und schreiben kann, den Begrenzungen seiner Herkunft zu entfliehen? Wer das Leistungsprinzip aufgibt, nimmt vielen Menschen, die nicht so rosig gebettet sind, eines der mächtigsten Werkzeuge zur Emanzipation.

SPIEGEL: Dass heißt, auch für behinderte Menschen sollte der von Ihnen gepriesenen Leistungsethos gelten?

Ahrbeck: Selbstverständlich soll ein blinder Schüler, der begabt ist, sich bemühen, das Abitur zu machen, sei es inklusiv oder auf einem Spezialgymnasium. Das Gleiche gilt für Kinder mit sprachlichen Beeinträchtigungen. Für andere Schüler sind die Ziele niedriger zu hängen, aber auch sie sollten sich auf ihrem Niveau anstrengen. Wenn alle per Beschluss gleich gut sind, ist die Leistung eines jeden entwertet.

SPIEGEL: Was schlagen Sie vor?

Ahrbeck: Behutsam vorzugehen und die Probleme ehrlich zu benennen, statt sie auszublenden. Wer Zweifel anmeldet und widerspricht, gerät schnell in den Verdacht, ein Inklusionsfeind zu sein. Die Inklusion wird die Welt nicht kindlicher machen. Die Lebenswirklichkeit setzt irgendwann ein, auch für das Kind mit Downsyndrom.

SPIEGEL: Wo wird denn Wirklichkeit ausgeblendet?

Ahrbeck: Wir sind inzwischen so weit, dass sonderpädagogischer Förderbedarf nicht mehr präzise diagnostiziert und benannt wird, weil das Kind angeblich unter einer inhumanen Etikettierung leidet. Da heißt es dann nicht mehr: „Der Junge hat eine Verhaltensstörung“, sondern: „Er ist eben ein bisschen anders.“ Oder auch: „Der Junge ist verhaltensoriginell.“ So verschwinden die Fachbegriffe meiner Profession, was die Qualität der Arbeit enorm beeinträchtigt. Neulich fragte mich jemand in einem Radiointerview, ob man behinderte Menschen noch behindert nennen dürfe.

SPIEGEL: Und was war Ihre Antwort?

Ahrbeck: Unbedingt. Ich rede im Rahmen meines Fachgebiets auch von Krankheit und Psychopathologie. Wenn ein Kind blind ist oder gehörlos, ist das noch leicht



Ahrbeck, SPIEGEL-Redakteure*
„Was für ein Bild haben wir im Kopf?“

* Jan Fleischhauer und Jan Friedmann in Ahrbecks Büro an der Humboldt-Universität in Berlin.

zu erkennen. Aber es gibt Kinder, deren Beeinträchtigungen auf den ersten Blick weniger auffallen, die schwer lernen oder massive Probleme in der emotional-sozialen Entwicklung haben. Auch sie brauchen eine klare Diagnostik.

SPIEGEL: Stigmatisierung beginnt mit Sprache. Ein anderer Satz der überzeugten Inklusionsanhänger lautet: Du bist nicht behindert, du wirst dazu gemacht.

Ahrbeck: Behinderung ist nicht nur ein soziales Konstrukt. Der fundamentale Irrtum in der Inklusionsdebatte ist die Annahme, dass mit dem Hinweis auf einen Unterschied zwischen Menschen zwangsläufig ein Werturteil verbunden sei. Wenn ich eine Lernbeeinträchtigung erkenne und beschreibe, heißt das doch nicht, dass ich mich über jemanden erhebe.

SPIEGEL: Man könnte, wie manche Inklusionsbefürworter, auch zu dem Schluss kommen, dass Behinderung einfach eine Form des Andersseins ist, so wie das Geschlecht oder die sexuelle Orientierung.

Ahrbeck: Wir müssen aufpassen, dass wir Behinderung nicht banalisieren. Manche Beeinträchtigungen sind für die Betroffenen sehr belastend. Der Germanist und Philosoph Andreas Kuhlmann, ein sehr musisch veranlagter Mensch, sagte über sich, er hätte wahnsinnig gern Musik gemacht. Ein Instrument zu spielen war ihm aber aufgrund einer starken Spastik verwehrt. So jemandem nahezu legen, sein Zustand lasse sich als Teil einer begrüßenswerten Vielfalt auffassen, dürfte ihm wenig helfen. Ich frage mich, was man Menschen eigentlich antut, wenn man sie nicht mehr mit den Begriffen bezeichnen darf, von denen sie genau wissen, dass sie ihrer Realität entsprechen.

SPIEGEL: Das erklärte Ziel der Inklusionsbewegung ist es, Behinderung nicht mehr als Behinderung wahrzunehmen. Ist das so falsch?

Ahrbeck: Natürlich sollten behinderte und nicht behinderte Kinder einen ganz normalen Umgang miteinander haben. Andererseits finde ich es beklemmend, dass es heute offenbar als erschreckend gilt, wenn Behinderte einfach unter sich bleiben – so, als ob es ihnen untereinander nicht gut gehen könnte. Da muss man sich doch fragen, was für ein Bild wir im Kopf haben. Ist Behinderung so schrecklich, dass wir sie nur noch vereinzelt ertragen? Manchmal beschleicht mich der Verdacht, dass es in der ganzen Debatte in Wahrheit weniger um die Behinderten, sondern eher um die Befindlichkeiten der Nichtbehinderten geht. Wenn Behinderung nicht mehr als solche wahrgenommen wird, muss man sich auch keine Gedanken mehr machen, welche schmerzliche Lebenseinschränkung damit verbunden sein kann.

SPIEGEL: Herr Ahrbeck, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



SPORTTHERAPIE

Wer aktiv ist, lebt länger

BRUSTKREBS

Tagebuch einer Behandlung

FRÜHERKENNUNG

Welche Checks sind sinnvoll?

Fette Beute

Haustiere Katzenbabys im Elefantenhege, Chinchillas auf der Besuchertoilette: In der Ferienzeit setzen Urlauber ihre Lieblinge in Zoos aus.

Es war ein Moment des Schreckens, als die Mitarbeiter des Tropenhauses drei Leopardgeckos in der 14 Meter hohen Kuppel entdeckten. Die Echten saßen dort ungestört, weit und breit kein Feind in Sicht – dafür aber fette Beute.

Mehr als 70 Schmetterlingsarten leben in dem gläsernen Gebäude. Sie sind die Hauptattraktion des Papilioramas in der Schweizer Stadt Kerzers. Umgerechnet 15 Euro zahlen Zoobesucher, um die rund tausend Exemplare zu bestaunen, die von den Geckos nun gefressen werden.

Unbekannte haben die Echten illegal in das Tropenhaus geschmuggelt und dort ausgesetzt. „Das ist nicht schwer, die Geckos passen ja problemlos in die Jackentasche oder einen Rucksack“, sagt Papiliorama-Mitarbeiterin Daniela Barilli. „Offensichtlich hatte da jemand keine Lust mehr auf seine Haustiere.“

Regelmäßig müssen die Tropenexperten zu später Stunde auf die Jagd gehen, um die nachtaktiven Echten einzufangen. Acht Geckos konnten bereits an private Interessenten abgegeben werden, zwei Jungtiere harren derzeit in einem eigenen Terrarium aus. Wie viele Gecko-Eier noch in der feuchten Erde liegen, kann niemand sagen – sie sind nur millimetergroß.

Verantwortungslose Tierhalter wie die ehemaligen Gecko-Besitzer beschenken Tropenhäuser, Zoos und botanischen Gärten immer wieder Ärger, in der Ferienzeit werden diese Einrichtungen allzu oft mit Tierheimen verwechselt. Echten, Schlangen, Kaimane, Kätzchen – was den Leuten nicht mehr genehm ist, landet in Kartons vor den Türen, in Auffangstationen oder gleich illegal inmitten der Zootiere.

Die Besitzer haben keine Lust mehr auf ihre Haustiere, sind überfordert oder wollen endlich wieder einen langen Urlaub machen. Einige glauben gar, sie täten Zoos und Tieren damit einen Gefallen. Tatsächlich aber schleppen die Findlinge häufig Krankheiten ein oder fressen die schutzlosen Zootiere auf. Mit großem Aufwand müssen die Tierpfleger die ungebetenen Gäste wieder einfangen und für sie neue Besitzer suchen.

Viel Ärger bereitete etwa dem botanischen Garten in Berlin-Dahlem jene einen Meter lange Kornnatter, die Unbekannte Anfang August nach einem Besuch zurück-

gelassen hatten. Wenig erfreut waren auch die Tierpfleger im Osnabrücker Zoo, als sie mal wieder einen Leguan aus der Hecke keschern mussten.

„Man kann nur den Kopf schütteln“, sagt Jochen Reiter, wissenschaftlicher Leiter des Duisburger Zoos. Aus einer Laune heraus legten sich manche Leute exotische Tiere zu und unterschätzten, wie schwierig die artgerechte Haltung sei. Reiter: „Es ist kaum zu glauben, was Lieschen Müller zu Hause so alles im Käfig hält.“

Die Tiere sind leicht erhältlich. Zoohändler verkaufen Geckos, Schlangen oder Krokodile übers Internet. Eine Vogelspinne gibt es ab elf Euro zuzüglich Versandkosten, sogar katzen große Nasenbären sind im Angebot. „Bei uns kommen die Tiere teilweise in einem trostlosen Zustand an“, sagt Zoologe Reiter. Manchmal fanden sie Schildkröten mit aufgeweichtem Panzer, deformierten Gliedern und triefender Nase. „Wir erkennen sofort, dass die Besitzer nicht einmal wussten, was sie den Tieren füttern dürfen und was nicht.“

Eine tierärztliche Untersuchung ist nicht nur zum Wohle der Neuzugänge nötig, sondern auch zum Schutz der übrigen Tiere. Keiner will, dass sich ein solches Unglück wie im Schweriner Zoo wiederholt. Dort hatte jemand seine Steppenschildkröte an der Eingangskontrolle vorbeigeschleust und das Tier im Terrarium ausgesetzt. Daneben hatte er einen Zettel gelegt. „Ich heiße Rafaella“, stand darauf, außerdem einige Angaben zum Lieblingsfutter sowie die Information, dass der Partner des Reptils kürzlich verstorben sei. Was nicht auf dem Zettel stand: Rafaella hatte Salmonellen – und wenig später waren auch viele der anderen Terrariumbewohner infiziert.

Es sind jedoch nicht nur exotische Reptilien, die bei den Tierpflegern landen. Im Naturzoo Rheine fanden die Mitarbeiter auf der Besuchertoilette ein paar Chinchillas, eine wuschelige Nagetierart. Im Osnabrücker Zoo wurden sieben Katzenbabys entdeckt – die meisten davon im Elefantenhege. Und auch Jochen Reiter rettete einmal einen ganzen Wurf Meerschweinchen aus der prallen Hitze. Jemand hatte eine Kiste mit den Tieren vor dem Zootor abgestellt. „So etwas ist kriminell“, sagt der Zoologe.

Reiter hat in seinem Berufsleben schon viel erlebt. Dem Duisburger Zoo werden nicht nur jede Menge Tiere aufgedrängt, sondern gelegentlich auch welche geklaut – etwa jene zwei Waldschildkröten, die spurlos aus dem Affenhaus verschwanden. Allerdings hatte der Zoo Glück: Die Diebe hatten schon nach ein paar Tagen genug von „Trolli“ und „Wolli“ – und gaben sie bei einer Auffangstation für Reptilien außerhalb Duisburgs wieder ab. Katrin Elger



Tropenhaus im schweizerischen Kerzers, Leopardgecko: Nächtliche Jagd auf die Jäger

Die Nonne von der Alimaus

Nothilfe Mitten in Hamburg-Altona sichern Freiwillige das Überleben von Obdachlosen. Die Einrichtung ist auch Rettungsanker für Gestrandete aus Osteuropa. Eine 77-Jährige leitet das Haus. *Von Bruno Schrep*

Hamburg, um 11 Uhr. Zum späten Frühstück kommen an diesem Montag die unterschiedlichsten Gäste: Torsten Wöhler, der im Park nebenan schläft, sich bereits einen Liter Weißwein reingeschüttet hat. Raducanu Viorel, der mit seiner hochschwangeren Frau und seiner zweieinhalbjährigen Tochter in einem schrottreifen Campingbus haust, ohne Strom und ohne Wasser. Ana Maria Yoldaş, die ihren sechs Wochen alten Säugling in einer Tragetasche mitschleppt und andere Mütter um Windeln anfleht.

Willkommen im Speisesaal der Alimaus, dem Treffpunkt für alle, denen es in Hamburg dreckig geht. Das rote Holzhaus mit den blauen Fensterläden und den Blumenstauden drum herum steht mitten in Altona, eine Oase im Großstadtschlingel, neben der S-Bahn-Station am Nobistor. Die Reeperbahn mit ihren Theatern, Bordellen und Neppläden liegt nur 200 Meter entfernt, zum Hafen, wo die Kreuzfahrtschiffe festmachen, ist es auch nicht weit.

Das Haus mit der putzigen Bezeichnung, benannt nach dem Kosenamen einer früh verstorbenen Tochter der Gründerin, ist

„Der dachte, ich wäre tot“, berichtet Roy. Weil alle Zeugnisse seiner Lebensgeschichte vernichtet sind, die Jazzbücher, die Erinnerungsfotos, die alten Instrumente, erzählt er beim Essen ständig Anekdoten aus seiner Vergangenheit.

Auch Torsten Wöhler hat seine Wohnung verloren. Seit sie abgebrannt ist – sein Mitbewohner schlief mit der Zigarette ein –, pennt der 52-Jährige, der mindestens zehn Jahre älter aussieht, auf Parkbänken und in Hauseingängen. Morgens, wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hat, setzt er seine St.-Pauli-Kappe auf und schleppt sich zu Aldi, um den ersten Literkarton Weißwein zu kaufen. „Den hau ich mir vor dem Frühstück rein“, sagt der Hartz-IV-Empfänger, „wenn ich gut drauf bin, schaff ich vier Kartons am Tag.“

Im Rausch vergisst er nach und nach seine Kindheit in mehreren Heimen, seine Knastaufenthalte, seine drei gescheiterten Ehen und den Umstand, dass er schon zwei Herzinfarkte hatte und seit ein paar Monaten mit einem Bypass herumläuft. Ohne die regelmäßigen Mahlzeiten im Holzhaus, glaubt er, „wäre ich schon tot“.

wissen auch, dass hier montags diverse Kleinunternehmer aufkreuzen, meist Türken, aber auch einige Deutsche, die billige Arbeitskräfte für Baustellen suchen. Schwarz, versteht sich.

Mehr als drei Euro pro Stunde sind nicht drin, auf diesem Markt gibt es keinen Mindestlohn. Nach vier Wochen wollen die Bulgaren zurück, dann werden sie von der nächsten Karawane aus ihrem Dorf abgelöst. Wer nicht viel Geld mitbringen kann, traut sich kaum heim. Andere haben nicht mal Geld für den nächsten Tag.

„Ich besitze noch 1,50 Euro“, sagt Raducanu Viorel aus Rumänien, „wir können keine Milch für die Kleine kaufen.“ Der 47-jährige Mann, klein, kurz geschnittene Haare, düstere Miene, deutet auf Ariane, seine zweieinhalbjährige Tochter mit dem dunklen Lockenkopf, die umherspringt, dabei ständig auf den Fahrradweg läuft, heute schon fast überfahren wurde. Die hochschwangere Mutter, eine zierliche Frau mit verhärmten Zügen und einem riesigen Bauch, kann sich nicht mehr schnell genug bewegen, das Kind nicht ständig festhalten. Aber die Tochter den ganzen Tag einsperren, das will sie auch nicht.

Als Unterkunft dient der Familie seit Wochen ein ausrangierter, vergammelter Campingbus, der auf einem Parkplatz direkt vor der Alimaus steht und nicht mehr fahrtüchtig ist. Die Nummernschilder sind abmontiert, in den Reifen ist kaum noch Luft, auf der Karosserie liegt eine Staubschicht. Sobald die Sonne scheint, wird es im Innern unerträglich stickig.

Der bulgarische Vorbesitzer habe ihm die Karre verkauft, erzählt Raducanu Viorel, für 200 Euro, Raducanus letztes Geld. Trotzdem sei er froh, dass seine schwangere Frau und seine Tochter ein Dach über dem Kopf hätten. Aber für wie lange?

Polizisten, die den abgemeldeten Wagen kontrollierten, drohten schon mehrfach mit dem Abschleppdienst, klebten gelbe Warnzettel an die Windschutzscheibe. Das Ehepaar lebt deshalb in ständiger Angst. „Nehmt doch das Kind gleich mit“, empörte sich der Familienvater bei der letzten Kontrolle. Er kann nicht verstehen, dass die Einhaltung der Verkehrsgesetze wichtiger sein soll als das Schicksal seiner Angehörigen.

In Ploiești, einer Industriestadt nördlich von Bukarest, malochte er jahrelang in einer Raffinerie, bevor er entlassen wurde. Landsleute hätten ihm von tollen Arbeitsmöglichkeiten in Deutschland vorgeschwärmt. Doch ohne Deutschkenntnisse –

Aus alten Lieferwagen klettern 30 abgekämpfte Männer in verschwitzten Unterhemden und T-Shirts.

für seine Besucher oft der einzige Fixpunkt in ihrem Dasein. Und für viele geht es schlicht ums Überleben.

Rund 500 Menschen werden hier jeden Tag kostenlos verköstigt und teilweise auch eingekleidet, mehr als in jeder anderen Einrichtung der Hansestadt. Rund 150 Freiwillige, darunter viele sozial engagierte Jugendliche, Rentner, Hausfrauen, kaufen ein, kochen, servieren, putzen. Der Hilfsverein St. Ansgar, der keinerlei öffentliche Gelder erhält, finanziert sich ausschließlich aus Spenden.

Roy, der Jazzer, kommt dreimal pro Woche. Mehr als 35 Jahre lang spielte er in Kapellen die Trompete, lebte drei Jahre im Mekka des Jazz, in New Orleans, musizierte als einziger Weißer in schwarzen Bands. Heute ist er übergewichtig und krank, die Schachtel mit den Herztabletten ragt aus seiner Hemdtasche. Seine Rente, meist war er nicht versichert, liegt unter hundert Euro, dazu bekommt er Stütze. Als er kürzlich für mehrere Wochen in die Klinik musste und keiner wusste, wo er war, ließ der Verwalter seines Eineinhalb-Zimmer-Apartments kurzerhand die Tür aufbrechen und die Einrichtung auf den Müll karren.

Seit 1993 gibt es die Alimaus. Bis 1999 diente ein ausrangierter Zirkuswagen als Zufluchtsort, es gab Kaffee, Kuchen und Hilfestellung beim Überleben auf der Straße. Besucher wie Roy und Torsten Wöhler waren damals in der Überzahl: Trinker, Junkies, Obdachlose aus ganz Deutschland, dazu Punks und Strichjungen.

Inzwischen bevölkern den Speisesaal mehrheitlich Hilfesuchende aus vielen anderen Regionen, darunter vereinzelte Flüchtlinge aus dem Nahen Osten und aus Afrika. Vor allem aber Arbeitssuchende und mittellose Familien aus Osteuropa.

Montag, 14 Uhr. Vor der Alimaus fahren ein Dutzend Autos mit bulgarischen Kennzeichen vor. Aus alten Lieferwagen und gebrauchten Pkw klettern rund 30 abgekämpft wirkende Männer in verschwitzten Unterhemden und T-Shirts, packen Plastiktüten, Müllsäcke und alte Koffer mit ihren Habseligkeiten aus, auch ein paar Matratzen. Mehr als 20 Stunden waren die Männer unterwegs, in Hamburg suchen sie Arbeit, egal welcher Art. Arbeit, die sie in ihrer Heimat nicht mehr finden.

Die Männer wissen, dass es hier kostenlos zu essen und zu trinken gibt. Und sie



Schwester Clemensa beim Vaterunser: „Einkehr tut allen gut“



Alimaus-Gebäude in Hamburg-Altona: Oase im Großstadtdschungel



Obdachloser Wöhler: „Ohne die regelmäßigen Mahlzeiten wäre ich schon tot“

Viorel kann nur wenige Brocken – und ohne Beziehungen gibt es kaum Chancen. Manchmal putzt der Rumäne an einer Ampelkreuzung die Frontscheiben von Autos, das wirft, wenn es gut läuft, ein paar Euro ab. Den Aufenthalt in Deutschland hatte er sich ganz anders vorgestellt. Und staatliche Unterstützung? „Ich weiß nicht, wo ich die beantragen soll“, sagt Viorel.

Obwohl die Familie auf die Lebensmittel in der Alimaus angewiesen ist, kommt es zu Konflikten, Viorel legt sich öfter mit den Helfern an. Verbittert über seine Situation, fühlt er sich schnell übervorteilt und zurückgesetzt, diskutiert mit Händen und Füßen. Warum gibt es kein Obst für seine Tochter? Wieso bekommt seine Frau keine Schwangerschaftsklamotten?

Schwester Clemensa, die mit bürgerlichem Namen Agnes Möller heißt, tritt dazwischen. Sie holt ein paar Äpfel für die Kleine, beruhigt den Vater, sorgt dafür, dass die werdende Mutter nochmals in der Kleiderkammer stöbern kann. Die Schwester, die das Haus mithilfe von drei weiteren Nonnen leitet, strahlt Autorität aus.

77 Jahre ist sie alt, klein, schwächling, unerschütterlich. Seit sie vor mehr als 50 Jahren in den Franziskanerorden eintrat, ist sie ständig mit Elend konfrontiert: In Heimen betreute sie misshandelte und verlassene Kinder, in Wärmestuben kümmerte sie sich um verwahrloste Alkoholiker, in Obdachlosenunterkünften versorgte sie gescheiterte Berber. Seit fünf Jahren bemüht sie sich täglich um die Mittellosen und Ausgehungenerten im reichen Hamburg. „Ich gehe dorthin, wohin man mich schickt“, sagt sie.

Die Nonne, die mitten auf dem Kiez wohnt, hat es sich längst abgewöhnt, über andere zu urteilen. Jemand trinkt, jemand spritzt Heroin, jemand klaut – na und? „Die Realität ist, wie sie ist“, sagt sie. „Ich kann sie nicht ändern. Aber ich kann das Schicksal der Leute erleichtern.“

Wenn sie spätabends über die Reeperbahn zu ihrer Wohnung radelt, trifft sie manchmal auf alte Bekannte: Türsteher von Rotlichtschuppen, die mittags noch in der Alimaus gegessen haben, laden sie zu einem Drink ein. „Ich freue mich, aber bisher habe ich immer abgelehnt“, sagt sie.

Im Umgang mit aggressiven oder alkoholisierten Besuchern behält die Nonne ebenso Ruhe und Übersicht wie bei Massenandrang. Das war im Frühjahr besonders nötig, die Schlangen vor dem Speisesaal wurden täglich länger. Grund: die Ankunft obdachloser Familien mit Kindern aus Osteuropa, die auf den Parkwiesen gegenüber Zelte aufschlugen und, weil sie ausgehungert waren, keine Mahlzeit versäumten. „Erst haben die Männer gegessen, dann die Frauen“, beobachtete Schwester Clemensa, „es gab ständig Unruhe.“

Die Neuankommlinge zoffen sich mit anderen Gästen und dem Personal, meist



Mutter Yoldaş mit Baby, Familie Viorel im Campingbus: „Ich besitze noch 1,50 Euro“

ging es nur um kleine Vorteile, um die Größe von Portionen, um die besten Plätze. „Es sind Menschen, die ständig ums Überleben kämpfen müssen“, zeigt die Schwester Verständnis, „die fühlen sich ganz schnell mies behandelt oder verachtet.“

Nachts versuchten jüngere weibliche Familienmitglieder, auf dem Straßenstrich Geld zu verdienen, am Tag wurden die Kinder zum Betteln geschickt. Als Bewohner der angrenzenden Hochhäuser gegen Lärm, Dreck und Gestank protestierten, als die Stimmung kippte, Anrainer und Camper aufeinander losgingen, ließ das Bezirksamt Hamburg-Altona den Zeltplatz mithilfe der Polizei räumen; die Reisenden gingen schließlich freiwillig. Doch inzwischen lagern im Park wieder Familien mit kleinen Kindern.

Montag, 15.30 Uhr. Schwester Clemensa betet wie vor jeder Mittagsmahlzeit ein Vaterunser, im Saal wird es ganz still. Alle stehen auf: die Muslime, die Christen, auch die Verbitterten, die längst aufgehört haben, an irgendeinen Gott zu glauben. „Eine Minute Einkehr tut allen gut“, findet die Schwester.

Ihren eigenen Glauben habe die tägliche Konfrontation mit der Not nicht erschüttert, versichert sie, Gott sei für sie immer gegenwärtig. Allerdings: „An manchen Tagen spürt man seine Gegenwart weniger als an anderen.“

Auf den Holztischen, dekoriert mit Blumen, stehen Teller mit belegten Broten, zum Mitnehmen. Als Hauptgericht gibt es wahlweise Spinatauflauf mit Fleisch oder alternativ, für Vegetarier, Nudeln mit Tomatensoße, zum Nachschinken Obstsalat. An der Wand hängt eingerahmt ein optimistischer Spruch: „Alles wird gut.“

Kommen kann jeder, der sich an die wenigen Regeln hält: kein Alkoholkonsum,

keine Zigaretten, keine Tiere. Niemand muss seine Bedürftigkeit nachweisen wie in anderen Einrichtungen.

Eine Gruppe Afrikaner hat sich einen eigenen Tisch gesichert, auch mehrere Rumänen wollen unter sich bleiben, scheuen einen älteren Mann im Bademantel und an Krücken mit barschen Gesten weg, auch seine Begleiterin, eine ängstlich wirkende Frau mit Kopftuch, wird fortgeschickt. Ein deutscher Obdachloser, der heftig zittert, packt sich mit steifen Fingern fünf belegte Brote in den Rucksack, guckt sich dabei mehrfach um, eigentlich ist nur eines erlaubt.

Als Ana Maria Yoldaş zum Essen kommt, zum zweiten Mal an diesem Tag, drückt das Personal ein Auge zu, auch zum zweiten Mal. Eigentlich sollen Kinder nicht in den Speisesaal, wegen der vielen rauen Gesellen, der manchmal rüden Atmosphäre. Doch die Frau mit den rötlich gefärbten Haaren und dem traurigen Gesichtsausdruck hat ihren sechs Wochen alten Säugling dabei, wer will da auf Vorschriften pochen? Das Kind, ein Junge, schläft.

Die Rumänin ist gerade mal 23, hat aber neben dem Baby noch einen vierjährigen Sohn und eine zweijährige Tochter. Keiner der drei Väter kümmert sich, Ana Maria muss sich allein durchschlagen, irgendwie. „Kinder sind wichtig, Männer nicht“, sagt sie. Und versucht, sich das Notwendigste zum Überleben zu besorgen: „Kein Geld, keine Arbeit, drei Kinder, bitte.“

Seit 20 Monaten lebt sie in Deutschland, ohne Einkommen, ohne festen Wohnsitz, ohne Krankenversicherung. Das Baby ist in Hamburg zur Welt gekommen, nach einer Risikoschwangerschaft per Kaiserschnitt. Zur Geburt reiste noch Ana Marias Mutter aus Rumänien an.

Die Stadt hat die Familie befristet in einem Billighotel am Stadtrand unterge-

bracht, fünf Personen auf ein paar Quadratmetern. Zwischen dem Mobiliar, bestehend aus einem großen Bett und einer Babywinde, stapeln sich Kleider, Koffer, Plastiktüten, Essensvorräte. Wenn Ana Maria mit dem Baby in die Stadt fährt, bleibt die Mutter, die kein Wort Deutsch spricht, mit ihren beiden Enkeln allein im Hotel, schaltet den Fernseher ein.

Versuche der Familie, in Hamburg dauerhaft Unterstützung zu beziehen, sind gescheitert: Ana Maria Yoldaş kann nicht nachweisen, dass sie nach Deutschland eingereist ist, um zu arbeiten. Eine Einwanderung direkt in die deutschen Sozialsysteme soll es jedoch nicht geben – es ist schon strittig, ob jemand, der ausschließlich zur Arbeitssuche kommt, hier Hartz IV beziehen soll. Im Herbst will der Europäische Gerichtshof darüber entscheiden.

Abseits aller juristischen Feinheiten steht fest: Ana Maria und ihre Familie brauchen Kleidung, Geld für Lebensmittel, Wohnraum, Fürsorge für die Kinder. Ihr Schicksal wirft unbequeme Fragen auf: etwa die, ob die deutsche Gesellschaft bereit ist, Menschen zu helfen, die dafür erst mal keinen Gegenwert bieten können.

Im Fall von Ana Maria Yoldaş und ihren Kindern muss diese Frage womöglich nicht mehr beantwortet werden. Ihre Bekannten haben seit Tagen nichts mehr von ihr gehört. Ob die Familie zurück nach Rumänien gereist oder in einer anderen deutschen Großstadt untergetaucht ist, weiß niemand. Im Speisesaal der Alimaus wurde die junge Frau nicht mehr gesehen.



Video: Der Hilfsverein St. Ansgar e.V.

spiegel.de/app342014alimaus
oder in der App DER SPIEGEL

Platz für jede Menge Lesestoff!

Der digitale SPIEGEL + Wunsch-Gerät!



Kindle Paperwhite II

Die neue Generation: Lesen Sie mit dem neuen Kindle Paperwhite II auch in hellem Sonnenlicht, ganz ohne Spiegeleffekte. Mit integrierter WLAN-Funktion, 2 GB internem Speicher, Helligkeitsregulierung

Zuzahlung € 0,-*

(UVP € 129,-)

10" DENVER Tablet TAD 10063 – 16 GB

DualCore-Tablet mit Betriebssystem Android 4.2 und einer Auflösung von 1024 x 600 Pixeln. Mit Bluetooth, 1,2 GH DualCore-Prozessor, 1 GB RAM, 16 GB internem Speicher, WiFi und Frontkamera.

Zuzahlung € 0,-*

(UVP € 129,95)

* Bei Abschluss eines Jahres-Abos des digitalen SPIEGEL. Vierteljährliche Zahlung von € 50,70 möglich.

Jetzt testen: www.spiegel.de/tablet2014

oder anrufen: 040 3007-2700

SD14-406

**SPIEGEL-Leser
wissen mehr.**





Schlicht übersehen

Datenschutz Ist es generell verboten, andere Verkehrsteilnehmer zu filmen? Experten zweifeln an zwei aktuellen Gerichtsentscheiden.

Das Versprechen war vollmundig. „Ihr unbestechliches Beweisvideo für alle Fälle“, so warb ein Online-Elektronikhändler im Frühjahr in der ADAC-Motorwelt und verkündete: „Keine Chance für Drängler und Raser.“

Im Angebot waren Autokameras, sogenannte Dashcams: kleine Wunderwerke für die Windschutzscheibe, teils mit GPS, zwei Objektiven und Nachtsichtfähigkeit. Für seine Mitglieder hatte der ADAC sogar Rabatt ausgehandelt. Doch bald darauf wurde die Aktion wieder beendet: Nach Gesprächen mit Verbraucherschützern im Haus sei klar geworden, heißt es bei der ADAC-Motorwelt, dass das Werbeversprechen so nicht haltbar war.

In der Tat.

Vergangene Woche erschreckten zwei Gerichtsentscheide alle, die mit Videokameras im Straßenverkehr vorsorglich Beweise sammeln wollen – für den Fall, dass es kracht. Zuerst urteilte das Verwaltungsgericht Ansbach, nach dem Bundesdatenschutzgesetz sei es unzulässig, im Straßen-

verkehr Videoaufnahmen anzufertigen, um sie an die Polizei weiterzugeben. Dann lehnte das Amtsgericht München per Beschluss eine „Verwertung und Verwendung“ solcher Aufnahmen in einem Schadensersatzprozess ab.

Die Verunsicherung unter den Dashcam-Fans ist nun groß. 90 000 Autokameras wurden laut dem Marktforschungsunternehmen GfK von Juli 2013 bis Juni 2014 hierzulande verkauft, viermal so viele wie in den zwölf Monaten zuvor. Auch Radler nutzen ähnliche Geräte, um Fehler rabiaten Autofahrer zu dokumentieren. Doch können die Kameras im Kampf um die Schuld bei Unfällen wirklich helfen – oder sind sie nur ein Spielzeug für Urlaubsaufnahmen von landschaftlich schönen Strecken?

Im Ansbacher Fall hatte ein Rechtsanwalt immer wieder Autofahrer angezeigt und der Polizei Aufnahmen vorgelegt. Doch der Dumme war am Ende der Anwalt: Die Polizei wandte sich an das Bayerische Landesamt für Datenschutzaufsicht, und das untersagte ihm seine Filmerei. Für den Wiederholungsfall drohte es ihm gar ein „Zwangsgeld“ von 3500 Euro an; nur wegen eines Formfehlers hob das Verwaltungsgericht den Bescheid auf.

Im Münchner Fall hatte der Fahrer eines Honda Civic, als er von einem Parkplatz auf den Frankfurter Ring bog, einen Pkw gerammt. Hatte der Honda-Fahrer das andere Auto schlicht übersehen? Oder war dessen Fahrer plötzlich und ohne zu blinken von der linken auf die freie rechte Spur gewechselt? Videoaufnahmen, die der Honda-Fahrer vorlegen wollte, hätten vermutlich Aufschluss geben können.

Radfahrer mit Videokamera
Fehler dokumentieren

Doch der Richter sah das Recht auf „informationelle Selbstbestimmung“ anderer Verkehrsteilnehmer verletzt und lehnte diese Beweisführung ab.

Die Rechtslage ist allerdings keineswegs so eindeutig, wie die beiden Entscheide vermuten lassen. Auf derselben Linie wie die beiden Gerichte liegen zwar die Datenschützer der Bundesländer. Sie beschlossen schon im Februar, dass die Videoüberwachung aus Fahrzeugen „in aller Regel“ unzulässig sei. Jeder Einzelne habe ein Recht darauf, sich in der Öffentlichkeit frei zu bewegen, ohne „ungewollt und anlasslos zum Objekt einer Videoüberwachung gemacht zu werden“. Das Interesse eines Autofahrers an einem Beweis sei nicht gewichtiger als diese „schutzwürdigen Interessen“.

Doch namhafte Experten sind anderer Auffassung. Die pauschale Ablehnung sei eine „unausgewogene Schwarz-Weiß-Malerei“, sagt der Präsident des Deutschen Verkehrsgerichtstages, der ehemalige Generalbundesanwalt Kay Nehm. Wegen technischer Entwicklungen wie Anti-Blockier-Systemen und neuen Werkstoffen gebe es weniger Spuren, um Unfälle zu rekonstruieren. Videoaufnahmen seien daher hilfreich. Nehm fordert Klarheit: Nach den beiden Gerichtsentscheiden müsse „der Gesetzgeber ran“.

Nehm hält es für nicht ausgeschlossen, dass ein Strafgericht solche Aufnahmen heranzieht, insbesondere bei schwereren Delikten sei das möglich. Der Essener Anwalt und Datenschutzexperte Thomas Balzer sieht sogar vor Zivilgerichten Chancen für Dashcam-Nutzer. Bei einem schweren Verkehrsunfall könne er sich kaum vorstellen, „dass ein Richter die Augen vor solchen Beweisen verschließt“. Wenn immer nur wenige Minuten aufgezeichnet und nur im Fall eines Crashes dauerhaft gespeichert würden, wären die Bedenken kleiner – erst recht, so Balzer, wenn die Speicherung beim Hersteller erfolgt, und der Nutzer keinen direkten Zugriff hätte.

In manchen Ländern sind die Kameras erlaubt, in anderen nicht. An sich legal sind sie etwa in Dänemark, Großbritannien, Italien und Frankreich. Datenschutzbedenken gibt es dagegen unter anderem in Belgien und der Schweiz; in Österreich ist der Einsatz der Kameras sogar verboten, bis zu 10 000 Euro Bußgeld können die Behörden verhängen.

Damit muss in Deutschland derzeit niemand ernsthaft rechnen. Wer filmen wolle, meint Experte Balzer, möge dies erst einmal weiter tun – er könne darauf hoffen, dass andere Gerichte anders entscheiden. Nur: „Zum Hilfsheriff aufschwingen sollte man sich nicht.“ Jonas Gerding, Dietmar Hipp

Rätselhafte Fratzen

Restitution Kolumbianische Dorfbewohner verlangen antike Skulpturen vom Ethnologischen Museum Berlin zurück. Das will einen Präzedenzfall verhindern.

In die massiven Steinblöcke, 13 bis 106 Zentimeter hoch, sind fröhliche Gesichter und Furcht einflößende Grimassen geschlagen. Sie zeigen Frauen, Männer und Tiere, teils mit Kopfschmuck und Werkzeugen. Einst standen sie auf kolumbianischer Erde, entlang des Río Magdalena, im Westen des Landes: 35 Skulpturen, 1200 bis 2000 Jahre alt, geschaffen von den damaligen Einwohnern Kolumbiens. Heute befinden sie sich im Ethnologischen Museum Berlin.

Die Arbeiten sollen in wenigen Jahren von ihrem Standort im Villenviertel Dahlem ins neu errichtete Stadtschloss im Berliner Zentrum umziehen – das Museum ist als Publikums-magnet im künftigen Humboldt-Forum vorgesehen.

Doch es formiert sich Widerstand gegen den Verbleib der rätselhaften Fratzen an der Spree. Vor Kurzem startete Kolumbiens bekannteste Zeitung *El Tiempo* eine Initiative auf change.org, einer Plattform für Onlinepetitionen. 2500 Menschen schlossen sich dort bislang der Forderung an, die Skulpturen in ihre Heimat zurückzuholen. Vor allem in San Agustín, dem Herkunftsort der Kunstwerke, ist der Ärger groß: „Warum sollte Deutschland ein Museum haben, das vollgestopft ist mit Gegenständen, die aus Kolumbien gestohlen wurden?“, fragt David Dellenback, ein US-Amerikaner, der seit 40 Jahren in dem Dorf nahe den Anden lebt und sich für eine Restitution einsetzt.

Diebesgut oder Forschungsgegenstand, gestohlen oder rechtmäßig erworben – mit dieser Frage musste sich inzwischen auch Hermann Parzinger beschäftigen, er ist Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz und damit Hausherr des Ethnologischen Museums. Jedes Entgegenkommen im Skulpturenstreit wäre für ihn riskant: Sein Museum ist – wie viele andere Sammlungen in Europa – gut gefüllt mit Kunst-

werken aus Südamerika, Afrika und Asien. Lange haben die ehemaligen europäischen Kolonien dies hingenommen, nun fordern Länder wie Mexiko oder Peru ihre alten Schätze zurück. Parzinger will für seine Stiftung keinen Präzedenzfall schaffen.

Ursprünglich standen die Figuren vor Erdgräbern kolumbianischer Ureinwohner. Um das achte Jahrhundert verschwand diese indigene Bevölkerung aus jenem Teil Kolumbiens, rund 700 Jahre bevor die Europäer die Region erreichten. Welche spirituelle Bedeutung den Skulpturen zukommt, ist deshalb nicht genau bekannt. Immerhin ein Drittel der bekannten 600 Figuren ist heute im archäologischen Park von San Agustín, der seit 1995 zum Unesco-Weltkulturerbe gehört, in ihrer ursprünglichen Umgebung zu besichtigen.

Dass sich einige von ihnen in Berlin befinden, geht auf den deutschen Ethnologen Konrad Theodor Preuss zurück. Er war 1913 nach Kolumbien gereist, um die Monolithen zu dokumentieren. Offizielle Genehmigungen seien damals nicht üblich gewesen, erklärt das Ethnologische Museum, allerdings sprach Preuss in Bogotá mit dem kolumbianischen Präsidenten über sein Vorhaben. Dann reiste er für seine Grabungen nach San Agustín. Bis 1922 wurden 35 Skulpturen nach Berlin geliefert, sie gin-

gen in den Besitz des damaligen Museums für Völkerkunde über.

Inzwischen tauchen Figuren aus San Agustín auf einer Roten Liste gefährdeter kolumbianischer Kulturgüter auf, die der Internationale Museumsrat Icom erstellt hat. Kunstgegenstände dieser Art seien in der Regel illegal exportiert und verkauft worden, warnt die Organisation.

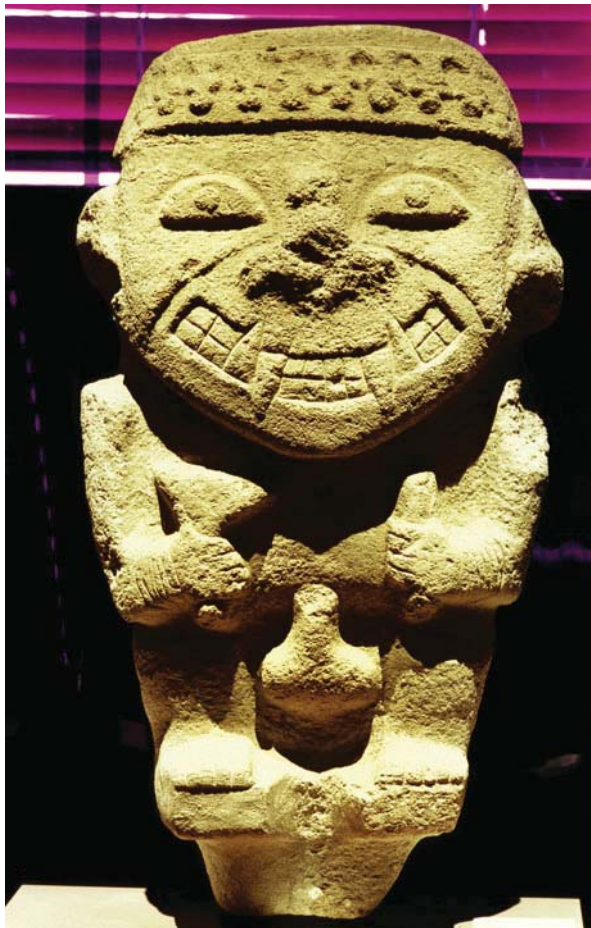
„Berliner würden auch nicht wollen, dass ein Teil des Brandenburger Tors abgetrennt und in ein Museum in New York geschickt wird, damit die Leute dort sich davon inspirieren lassen können“, sagt Dellenback, der als Hobbyarchäologe in San Agustín die Geschichte der Monolithen erforscht und Parzinger in Berlin zur Rückgabe der Figuren aufgefordert hat. Das Umfeld mache einen Großteil ihrer Magie aus: Die Figuren gehörten dorthin, „wo sie von Bergen umgeben sind, wo Vögel singen, Schmetterlinge fliegen und der Fluss rauscht – all das zusammen ist unser indigenes Erbe“.

In seiner Antwort wies Parzinger die Forderung zurück. Die Statuen seien mit Genehmigung der jeweiligen Grundbesitzer ausgegraben worden. Zudem handle es sich „nicht um einzigartige, wesentliche Werke“, die den archäologischen Nachweis für die Kultur von San Agustín er-

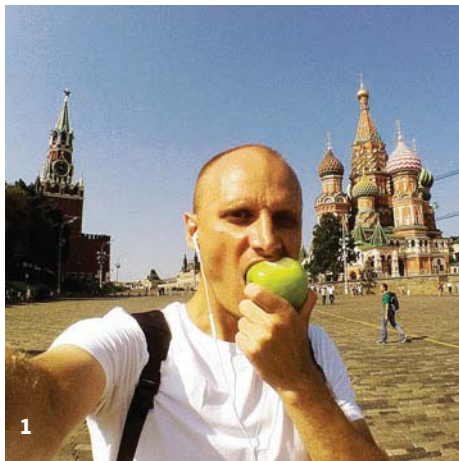
brächten, schreibt er. Während verschiedener Ausstellungen – etwa in Köln 1962 und Bad Godesberg 1986 – seien die Skulpturen gezeigt worden, und zwar unter der Schirmherrschaft der kolumbianischen Botschaft. „Eine Grundlage für eine regelgerechte Rückführung existiert schwerlich, beachtet man die vergangene Zeit und die Tatsache, dass die kolumbianische Regierung offensichtlich über den Verbleib der Skulpturen in Berlin informiert war, ohne konkret deren Rückführung von der deutschen Regierung zu fordern.“

Tatsächlich konnten Dellenback und seine Mitstreiter den kolumbianischen Staat bislang nicht für ihr Anliegen gewinnen. Im vorigen Jahr wurde Konrad Preuss, der vermeintliche Skulpturen-dieb, in Bogotá sogar in der Ausstellung der „Pioniere der Archäologie“ gewürdigt. Anlass war das Jubiläum seiner Ankunft vor 100 Jahren in Kolumbien. Skulpturen aus dem Archäologiepark von San Agustín gab es jedoch nicht zu sehen: Als die Statuen verpackt und reisefertig bereitlagen, kochte der Protest der Bevölkerung hoch. Die Einwohner stellten sich in den Weg und verhinderten den Abtransport – aus Angst, auch diese Skulpturen würden nie nach San Agustín zurückkehren.

Karoline Kuhl



Kolumbianische Statue*: Gestohlen oder erworben?



1



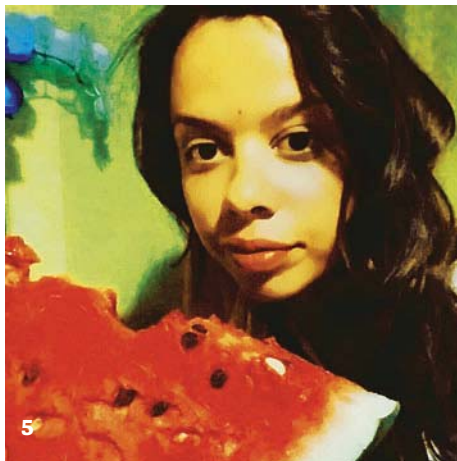
2



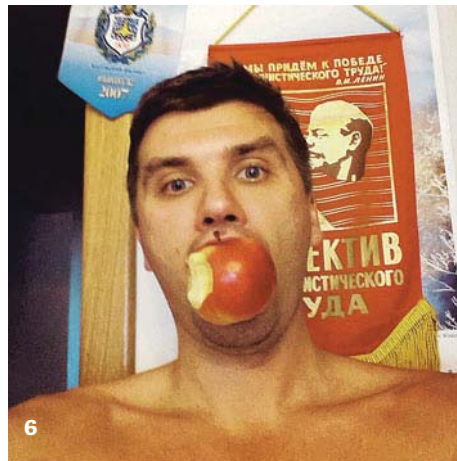
3



4



5



6

Sechserpack Im November 1989 zeigte das Satiremagazin *Titanic* auf seinem Titel eine Frau, die eine Salatgurke in die Luft hielt, und schrieb dazu: „Zonen-Gabi im Glück: Meine erste Banane“. Nun halten russische Bürger Obst in die Kamera, um gegen den Sanktionskrieg in Europa zu demonstrieren – es könnte ja ihr letztes sein.

Ernährung Wie gefährlich ist Chili für den Menschen, Herr Kiapidis?

Theo Kiapidis, 34, Barbesitzer aus Lindau, ist Weltmeister im Chilischoten-Essen.

SPIEGEL: Herr Kiapidis, jüngst hat der Moderator Stefan Mross mehrere Chilisoßen genascht und einen Schwächeanfall erlitten. Wie hätte er das verhindern können?

Kiapidis: Nach dem Essen von Chilis helfen fetthaltige Substanzen wie Milch.

SPIEGEL: Mross hat Milch getrunken, er brach trotzdem zusammen.

Kiapidis: Der Stoff, der Chilis scharf macht, heißt Capsaicin.

Der reizt die Nervenenden, die für das Empfinden von Hitze und Schmerz in unserem Gehirn zuständig sind. Der Körper reagiert bei übermäßigem Chiligenuss mit



Mross

einer Art Abwehrreaktion. Er kühlt sich ab, man schwitzt stark. Da kann es auch zu Kreislaufproblemen kommen.

SPIEGEL: Mayonnaise soll ein gutes Gegenmittel sein.

Kiapidis: Ist gut, weil fettig.

SPIEGEL: Was ist mit trockenem Brot?

Kiapidis: Es hilft, sich ein Stück Brotkrume auf die Zunge zu legen, das saugt den Speichel mit dem Capsaicin auf. Auch Bier und Wodka helfen erstaunlich gut, gerade wenn der Magen Probleme macht.

SPIEGEL: Sie haben mal bei einem Wettbewerb 438 Gramm einer Mischung aus Thaichilis und Habaneros gegessen. Wie ist Ihnen diese Mahlzeit bekommen?

Kiapidis: Ich habe in der Nacht Magenkrämpfe und Durchfall bekommen. Anderen Teilneh-

mern ging es schlechter. Der damalige Europameister im Chiliessen lag bewusstlos hinter der Bühne.

SPIEGEL: Sehr heftig soll Bubblegum-Chili sein.

Kiapidis: Die Schärfe einer Schote wird in Scoville gemessen. Tabasco hat 2500 bis 5000, Bubblegum-Chili etwa 200-mal so viel. Der brennt schon gut. Ich finde, er zeichnet sich vor allem durch sein einzigartiges Aroma aus.

SPIEGEL: Sie sind Weltmeister. Kann man es trainieren, Chili besser zu ertragen?

Kiapidis: Eine Zeit lang habe ich mir jeden Morgen die Zunge mit 20 Tropfen Chilisoße eingerieben. Das mache ich nicht mehr. Ich glaube, entweder man steckt die Schärfe weg, oder man klappt zusammen. twu

FOTOS: @DENISKARAGODIN / EYEEM.COM (1); @FRIDHELM / EYEEM.COM (2); @ANURFRIEY / EYEEM.COM (3); @PODKORYTOVA / EYEEM.COM (4); @IRISHEN87 / EYEEM.COM (5); @CHOURIQUE / EYEEM.COM (6); HOF / T&T (U)

Heiliger Bimbam

Eine Meldung und ihre Geschichte Warum
ein Bettler der bulgarischen
Kirche ein Vermögen schenkt

Meistens kommt er am späten Vormittag, gegen elf. Er trägt auch im Sommer einen dicken Mantel, auf dem Kopf eine flache Mütze, an den Füßen „zarvuli“, den weißen Schuh der bulgarischen Bauern: Dobri Dimitrow Dobrew, Bulgariens bekanntester Bettler, den sie „Engel“ nennen oder „Pilger Gottes“.

Mit kleinen Schritten geht er die Stufen zur Alexander-Newski-Kathedrale hinauf, der größten und bekanntesten Kirche Sofias. Im Vorraum, dort, wo Ikonen, Opferkerzen und CDs mit Chormusik verkauft werden, stellt er einen Plastikbecher auf den Boden, dann hockt er sich auf die Steinplatten wie ein Wartender.

Dobrew ist im Juli 100 Jahre alt geworden; geboren wurde er 1914, ein paar Wochen bevor die Schüsse von Sarajevo den Ersten Weltkrieg auslösten. Er sitzt leicht gekrümmt, seine weißen Haare und sein langer weißer Bart leuchten im Halbdunkel. Er murmelt eher, als dass er spricht; seine Worte sind auch für Bulgaren schwer zu verstehen. Gott prüft uns, sagt er. Wer betet, wird gerettet. Familie ist nichts. Gott ist alles.

Alle Besucher der Kathedrale müssen an ihm vorbei, seine wachen Augen folgen jedem, der die Kathedrale betritt. Mitunter erhebt er sich und geht auf die Menschen zu, ein Blick, ein gemurmelter Halbsatz, so füllt sich der Becher. Am Abend wird er die Münzen zu einer der Ikonenverkäuferinnen bringen, sie wird das Geld zählen und es ihm am nächsten Tag in Scheine tauschen. Dobrew hat ein Konto bei der Bank, ab und an lässt er sich ins Nachbardorf fahren, um eine Überweisung auf den Weg zu bringen.

Und er spendet das an ihn Gependete: Mal 10 000 Lewa, etwa 5000 Euro, für die Kirche seines Heimatdorfes, einmal überreichte er dem Bischof der Newski-Kathedrale in Sofia einen Scheck über 37 500 Lewa, etwa 19 000 Euro – die Gabe machte Dobrew zum größten privaten Einzelspender in der Geschichte der Kathedrale.

Er bettelt nicht, sagt Dobrew, er sammle Almosen. „Mit diesem Geld baue ich Kirchen und Klöster.“

Dobrew braucht wenig, sagt Sneschana Serafimowa, eine ehemalige Meiereibesitzerin, die ab und an nach ihm sieht. Angeblich lebt er von einer Scheibe Brot und einer Tomate am Tag. In Bailowo, einem Dorf östlich von Sofia, bewohnt er seit Jahren ein einfaches Steinhaus hinter der Kirche. Das Haus hat zwei Räume, an den Wänden hängen Heiligenbilder, in der Ecke liegen eine Matte und eine Wolldecke. Die Geschichten über den Bettler klingen selbst wie Heiligengeschichten.

Dobrew hat kein Telefon. Wenn er in die Stadt will, zur Arbeit, dann sagt er dem Nachbarn Bescheid, der wiederum Sneschana Serafimowa anruft. Sie hat einen Mercedes, damit fährt sie Dobrew in die Stadt, die Lehne des Beifahrersitzes zurückgelegt, weil Dobrews Rücken krumm ist. Einmal im Monat bringt der Postbote seine Rente vorbei, 184 Lewa, 94 Euro. Was Dobrew zum Leben braucht, schenken ihm die Menschen im Dorf, manchmal ist es so viel, dass er mit seiner Rente die Spendsummen aufrunden kann.

Längst gibt es einen Wikipedia-Eintrag über Dobrew, eine Website (betrieben von einem 28-jährigen Informatiker) und einen Eintrag bei Facebook, der über 200 000 Menschen „gefällt“. Dobrews demonstrative Anspruchslosigkeit beeindruckt viele – ein Umstand, der wiederum Dobrew beeindruckt: Je weniger er für sich will, desto mehr bekommt er; je weniger er sagt,

desto größer wird die Zahl seiner Bewunderer; je mehr er von sich absieht, desto legendenhafter wird sein Leben. Mitunter stecken Menschen ihm Zettel zu, mit der Bitte, für einen Ehepartner zu beten oder für ein Kind.

Während des Kommunismus, heißt es, habe er Ärger mit der Polizei bekommen, angeblich weil er sich weigerte, sich zu rasieren. Einmal habe ihm ein Fernsehteam einen 20-Lewa-Schein in die Hand gedrückt, zum Dank für eine Art Interview, er habe den Schein zerrissen, erzählt man sich – ein närrischer Weiser oder ein weiser Narr, je nachdem. Von ihm strahle eine Kälte aus, sagen die Leute im Dorf, gleichzeitig eine Helligkeit. „Er hat Licht um sich“, das versichert Sneschana Serafimowa.

Sicher ist: Dobrew hat vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, die Älteste wurde 1934 geboren, die Jüngste 1940. Seine Frau starb vor vielen Jahren. Er ist schwerhörig, seit im Zweiten Weltkrieg eine Bombe neben ihm explodierte.

Um 1955 herum, heißt es, habe er seine Familie verlassen, nachdem seine Frau ihn mit einem anderen Mann betrogen habe. Dobrew zog damals jahrelang von Kloster zu Kloster, arbeitete, kümmerte sich ums Vieh. Vielleicht ist das die ganze Geschichte: dass einer Gott seine ganze Liebe schenkt, weil Gott ihn, anders als die Menschen, nicht enttäuschen kann.

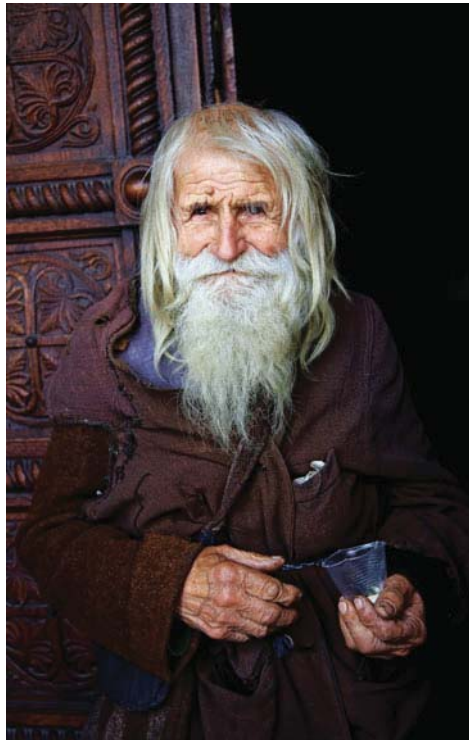
Drei Jahre ist es her, da ließ sich Dobrew von einem Fernsehteam befragen.

Was für ihn die größte Sünde sei, wollte der Reporter wissen. Dobrew fing an, die Zehn Gebote aufzuzählen. Als der Reporter seine Frage wiederholte, sagte er: „Ehebruch. Er zerstört die Familie, alles.“

Als sich vor Kurzem das Gerücht verbreitete, der Vatikan bereite schon die Heiligsprechung Dobrews vor, jubelten Tausende, ohne darüber nachzudenken, ob der Bettler wohl wirklich der erste Mensch sein könnte, der zu Lebzeiten heiliggesprochen wird. Aber sogar der Papst, hieß es, habe Dobrew auf dessen Facebook-Seite gratuliert.

Die Meldung war falsch, wie sich bald herausstellte. Aber es gab kaum jemanden in Bulgarien, der an ihr gezweifelt hatte.

Hauke Goos



Dobrew



Von der Website hotnewsblog.net



Männlich, ledig, lebensgefährlich

Amok Der Mann, der im Mai in Santa Barbara sechs Menschen tötete, gehörte einer obskuren Gemeinde an: Sogenannte Incels leben unfreiwillig als Single, und manche entwickeln einen Hass auf Frauen, der tödlich enden kann. Wer sind diese Männer? *Von Takis Würger*

Marijan sagt, es gebe Menschen in seiner Gemeinschaft, die den Sommer hassen. Im Sommer müssen sie mehr von den Frauen sehen, ihre Haut, ihre nackten Knie, die enge Kleidung an ihren Brüsten. Marijan sagt, er schaue sich Frauen nicht an, und er versuche, Orte zu meiden, an denen er nackte

weibliche Haut sehen muss. Er sagt: „Wenn du hungrig bist, aber nicht essen kannst, gehst du nicht in eine Straße voll mit Kuchen.“

Marijan, 26, aus Zagreb wünscht sich eine Freundin, und weil er keine findet, erlebt er sein Leben als Qual. Er ist einsam, aber in seiner Einsamkeit ist er nicht allein.

Seine Gemeinschaft trifft sich im Internet. Er gehört zu einer Gruppe Menschen, die sich „Incel“ nennen, das ist die Abkürzung für den englischen Ausdruck „involuntary celibacy“, auf Deutsch bedeutet das „unfreiwillige Enthaltsamkeit“. Marijan besucht Foren, in denen sich eine eigene Kultur der Einsamkeit entwickelt hat. Die



Menschen, die sich dort sammeln, sind fast immer Männer, ein paar Hundert insgesamt. Wie viele es genau sind, lässt sich schwer schätzen, es sind Engländer, Deutsche, Niederländer, Australier und vor allem US-Amerikaner.

Einer von ihnen schrieb im vergangenen Jahr in ein Internetforum: „Eines Tages werden die Incels ihre wahre Stärke und Anzahl begreifen und das bedrückende, feministische System stürzen. Stell dir eine Welt vor, in der FRAUEN DICH FÜRCHTEN.“ Der Autor dieser Zeilen war der Student Elliot Rodger.

Am 23. Mai dieses Jahres nahm Rodger, 22, aus Santa Barbara, Kalifornien, ein Video von sich selbst auf. Er stellte die Kamera auf das Armaturenbrett seines BMW und blieb hinter dem Lenkrad sitzen.

Er sagte: „Dies ist mein letztes Video. Morgen ist der Tag der Vergeltung. Der Tag, an dem ich meine Vergeltung an der Menschheit erleben werde. An euch allen. In den vergangenen acht Jahren meines Lebens, seit ich in die Pubertät gekommen bin, war ich gezwungen, eine Existenz in Einsamkeit zu erdulden, eine Existenz voller Zurückweisung und unerfüllter Begehren. Alles nur deshalb, weil Frauen sich nie zu mir hingezogen fühlten. In den vergangenen Jahren bin ich in Einsamkeit verrottet.“

Ab und zu lachte Rodger in die Kamera, ein hübscher junger Mann mit schwarzen Haaren und weißen Zähnen. Durch die Fenster seines Autos konnte man Palmen sehen.

Kurze Zeit später tötete er drei Mitstudenten in seiner Wohnung. Forensiker un-

tersuchen, womit er tötete. Die Wunden der Leichen sind nicht eindeutig. Die Polizei sicherte Spuren auf zwei Macheten, einem Messer und einem Hammer.

Als die Männer tot waren, lud Rodger seine Sig Sauer P226 und seine Glock 34, zwei halbautomatische Pistolen, und fuhr in die Nachbargemeinde Isla Vista. Er klopfte an das Haus einer Studentenverbindung für Frauen. Niemand öffnete ihm. Ein paar Schritte weiter erschoss er zwei Studentinnen. Er ging in einen Imbiss und erschoss einen Kunden. Dann stieg er in sein Auto, fuhr durch die Stadt und schoss auf Passanten, dabei verletzte er 13 Menschen. Er rammte mit seinem BMW einen Fahrradfahrer, knallte gegen einen parkenden Kombi und tötete sich selbst mit einem Schuss in den Kopf.

Rodger hinterließ ein paar selbst gedrehte Videos und ein 137 Seiten langes Manifest. Darin stehen Sätze wie: „Frauen sind wie eine Pest. Sie sind wie Tiere, komplett kontrolliert durch ihre ursprünglichen, verdorbenen Gefühle und Triebe.“

Viele Männer, die Amok laufen, haben, wie Rodger, ein krankes Verhältnis zu Frauen. Eric Harris, einer der Jungen, die 1999 an der Columbine High School in den USA 13 Menschen und sich selbst getötet hatten, schrieb in seinem Tagebuch: „Vielleicht muss ich nur Sex haben. Vielleicht würde das die Scheiße ändern.“ Und sein Komplize Dylan Klebold schrieb: „Ich weiß nicht, was ich mit Menschen (vor allem Frauen) falsch mache – es ist, als würden sie mich hassen und mir Angst machen.“

Beim Amoklauf von Winnenden im Jahr 2009 tötete Tim Kretschmer in seiner ehemaligen Schule acht Schülerinnen, drei Lehrerinnen und einen männlichen Schüler. Im selben Jahr erschoss der US-Amerikaner George Sodini in einem Fitnessstudio drei Frauen und verwundete neun weitere, bevor er sich selbst das Leben nahm. Vorher hatte er in seinem Blog geschrieben: „Frauen mögen mich einfach nicht. Es gibt 30 Millionen begehrenswerte Frauen in den Vereinigten Staaten (schätze ich) – und ich finde keine!“

Diese Amokläufer hinterlassen Fragen: Wieso mussten Menschen sterben? Besteht ein Zusammenhang zwischen den Morden und der Einsamkeit der Täter? Was hat diese Gemeinschaft der Incel aus dem Internet mit den Morden zu tun?

Rodger kann keine Antworten mehr geben, und könnte er, würden sie kaum eindeutig ausfallen. Aber es gibt Menschen, die ein paar seiner Gedanken verstehen. Weil sie seine Wut auf Frauen teilen und seine Einsamkeit. Einer von ihnen ist Marijan.

Marijan heißt in Wirklichkeit anders. Man kann ihn über seinen Blog, thatincel blogger.wordpress.com erreichen. Nach ein

paar E-Mails stimmte er einem Treffen zu, in Zagreb, Kroatien, seiner Heimatstadt. Vor einer Pizzeria nahe der Kathedrale wartet ein gut aussehender junger Mann, groß, mit tiefschwarzen Haaren und einem Dreitagebart, er trägt ein weißes, weites T-Shirt und eine Dreiviertelhose. Zur Begrüßung schaut er einem nicht in die Augen.

Als er an einem Tisch sitzt, hinten, in einer stillen Ecke des Restaurants, sagt er: „Ich werde schlecht aussehen in dem Artikel, aber was habe ich zu verlieren?“

Er sagt, er sei wütend gewesen nach Rodgers Amoklauf. Die ganze Welt habe mal wieder nur über schärfere Waffengesetze geredet. Aber niemand habe darüber nachgedacht, ob es noch andere Gründe gegeben haben könnte. Niemand habe an Incel gedacht.

Marijan redet viel und lang. Er lässt wenige Fragen zu. Es ist weniger ein Gespräch, eher eine Aneinanderreihung von Vorträgen, die er mit großer Präzision hält. Satz um Satz, Vortrag um Vortrag führt er den Zuhörer tiefer hinein in seine Welt, tiefer hinein in die Finsternis, in der es kein Glück zu geben scheint, nur unermesslichen Hass.

Auszüge aus Vortrag eins, Thema: Frauen.

Frauen sind einfach designte Roboter mit dem Wunsch, sich fortzupflanzen. Junge Frauen in den vergangenen Generationen hatten immer Hilfe von ihrer Großmutter. Sie hat bei der Suche nach einem Mann geholfen. Sie hat gesagt: Das ist ein guter Typ, er wird für dich sorgen. Diese Großmutter wurde durch das Magazin Cosmopolitan ersetzt. Heute wollen Frauen nach oben heiraten. Sie wollen ihren Stand verbessern. Ich würde nicht sagen, dass wir Incels Frauen hassen. Aber wenn du 50-mal zurückgewiesen wurdest, dann entwickelst du negative Gefühle, das ist normal.

Auszüge aus Vortrag zwei, Thema: Verführer.

Frauen können mittlerweile für sich selbst sorgen, deswegen haben ihre Präferenzen von Ernährern zu Verführern gewechselt. Eine Minderheit von Männern hat Sex mit einer Mehrheit von Frauen. Die erfolgreichen Männer sind die Bad Boys. Wenn du heute eine Frau haben willst, musst du ein Bad Boy sein und deine Moral verlieren.

Auszüge aus Vortrag drei, Thema: eine bessere Welt.

Ich wünsche mir eine Gesellschaft, in der eine Gruppe von Männern kooperiert und sich total vertraut. Jeder Mann bekommt eine Frau. Die Frauen werden gerecht verteilt. Es gibt Monogamie und Jungfrauen-ehe. Wenn ein Mann sexuelle Vielfalt will, geht er zu einer Prostituierten. Feministinnen würden in dieser Gesellschaft zu Prostituierten werden. Wenn ein Mann ver-

sucht, eine andere Frau zu verführen, wird er sofort getötet.

Marijan und andere Incels treffen sich in verschiedenen Foren im Internet. Das Forum, das Elliot Rodger nutzte, ist mittlerweile geschlossen. Ein anderes, relativ moderates Forum heißt love-shy.com. Die Mitglieder sprechen dort über Themen wie Anmachsprüche, plastische Chirurgie und sonstige Wege aus ihrer Verzweiflung.

Die Nutzer des Forums haben einen Diskussionsraum über Elliot Rodger angelegt. Auf der ersten Seite schreibt ein Moderator, dass er die Tat verurteile und dass Rodger nicht die Gedanken von love-shy.com widerspiegele. Der Moderator kündigt an, dass alle Beiträge gelöscht werden, in denen Forumsmitglieder die Tat glorifizieren.

Auf einer der späteren Seiten schreibt ein User: „Ich denke über Elliot Rodger ... warum hat er nicht einfach eine Schlampe mit vorgehaltener Waffe vergewaltigt?“

Ein anderer User schreibt: „Mir wurde immer beigebracht, Frauen zu respektieren und nicht sexuell aggressiv zu sein. Das war ein Eimer voller Scheiße. Alles, was sie wirklich wollen, ist ein Muskelmann, der ihnen in den Arsch fickt, statt Liebe zu machen mit einer echten Person mit echten Gefühlen.“

Auf einer der letzten Seiten schreibt ein User über Rodger: „Er ist ein Märtyrer, im echten Wortsinn, das muss man ihm lassen.“

In dem Forum nennt sich Marijan „Dante Alighieri“, wie der mittelalterliche Dichter. Dantes „Göttliche Komödie“ beginnt



ILLUSTRATION: TIMO ZETT FÜR DEN SPIEGEL

mit den Worten: „Auf halbem Weg des Menschenlebens fand / Ich mich in einen finstern Wald verschlagen, / Weil ich vom rechten Weg mich abgewandt.“

Am Morgen nach dem ersten Treffen trägt Marijan die gleiche Kleidung wie am Tag davor. Er sagt, er habe schlecht geschlafen, weil das Gespräch ihn aufgewühlt habe. In einem Café bestellt er einen Schokoladenkuchen und erzählt seine Geschichte.

Marijan ist in einer bürgerlichen Familie aufgewachsen, er hat einen Bruder, die Eltern waren Angestellte. In der Schule hatte er viele Jahre kaum Kontakt zu Mädchen. Als er anfang, sich für Mädchen zu interessieren, waren sie ihm fremd geworden. Er hatte Angst vor ihnen. „Mein Gehirn hat sich nicht normal entwickelt“, sagt Marijan.

Er sei „love-shy“, liebeschüchtern. Der amerikanische Psychologieprofessor Brian Gilmartin erfand diesen Ausdruck im Jahr 1987. Die Männer, die darunter leiden, klagen über ihre vollständige Unfähigkeit, eine romantische Beziehung einzugehen. Manche Männer berichten von Panikattacken, wenn sie mit Frauen allein sind, manche bekommen Schweißausbrüche, andere können sich kaum mehr bewegen, wenn sie an ein Date denken, zu dem sie gern gehen würden.

Marijan entwickelte eine krankhafte Angst vor Frauen, die sich mischte mit einem stetig wachsenden Verlangen nach einer Beziehung mit einer Frau.

Er sagt: „Meine Standards sind sehr niedrig, solange die Frau nicht dick oder unhygienisch ist. Und ich habe Probleme mit schlechten Zähnen.“

Mit 19 lernte er über einen SMS-Chat ein Mädchen kennen. Sie war 16 und sagte Marijan, dass sie mit ihm schlafen wolle. Sie zeigte ihm, wie sie gern geküsst werden wollte. Das Mädchen wurde Marijans Freundin. Er war für einen Moment zufrieden.

Dann fuhr sie über den Sommer ans Meer auf eine Insel. Vor dem Abschied wurde Marijan wütend, weil er sie nicht gehen lassen wollte, und sagte ihr, dass sie vielleicht nur Freunde bleiben sollten. Das Mädchen fuhr trotzdem. Marijan schickte ihr viele SMS und Gedichte, die er selbst geschrieben hatte. Als sie zurückkam, sagte sie ihm, dass sie ihn nicht mehr mochte.

Marijan konnte drei Tage lang nicht weinen. Dann weinte er nur noch, ging monatelang nicht zur Universität und stopfte sich mit Schokolade voll. Es wurde nicht besser, sagt Marijan. Nach einem Jahr fand er ein Incel-Forum im Internet und schrieb dort, dass er sich und das Mädchen erschießen werde. Der Betreiber des Forums schaltete Interpol ein. Marijan bekam eine Vorladung der kroatischen Polizei.

Er gab zu Protokoll, dass er niemanden töten wolle. Die Polizisten nahmen ihn trotzdem fest und steckten ihn wegen des Verdachts auf Morddrohung in Untersuchungshaft. Nach einem Monat sprach ein Richter Marijan frei, weil er niemandem direkt gedroht hatte. Der Richter sagte, so erzählt es Marijan: „Vielleicht triffst du ja eine andere Frau draußen vor dem Gericht.“

Es folgten zwei Jahre ohne einen Kuss. Als Marijan 24 Jahre alt war, schrieb er in ein Internetforum, dass er eine männliche Jungfrau sei und nach einer Frau suche, die ihn erlösen würde. Eine Kroatin meldete sich bei ihm, besuchte ihn in Zagreb, schlief mit ihm und sagte dann, dass er erbärmlich sei, so erzählt er es.

Er schlief danach noch mit drei weiteren Frauen. „Eine davon war verrückt und eine totale Schlampe“, sagt Marijan. Als ihn eine andere verließ, blieb er monatelang im Bett liegen, sagt er. Er dachte über

Heute sagt er, dass er nicht mehr zu Dates gehe, weil er die Enttäuschung nie wieder spüren wolle.

Selbstmord nach und verbrachte fünf Tage in einer Psychiatrie.

Später machte er einen Abschluss in Mittelalterlicher Geschichte an der Zagreber Universität. Aber arbeiten wollte er nie, weil er, wie er sagt, keine Steuern für Schlampen zahlen will.

Heute sagt er, dass er nicht mehr zu Dates gehe, weil er die Enttäuschung nie wieder spüren wolle. Seit einem Jahr ist er allein.

Die meisten Amokläufer senden vor der Tat Signale aus, die im Rückblick als Warnungen gedeutet werden müssten. Anspielungen, Drohungen, Videos im Internet. Manche Amokläufer kleben in den Schul-toiletten Zettel an die Wand, auf denen steht: „Morgen seid ihr tot.“ Manche Männer gehen vor ihrer Tat in schwarzer Kleidung und Ledermantel aus dem Haus. Elliot Rodger schrieb seine Fantasien in Blogs.

Marijan sagt: „Es gibt eine Menge gebrochener Menschen, die darauf warten zu sterben.“ Und er sagt: „I don't know when I will snap.“ Das englische Wort „snap“ hat mehrere Bedeutungen. Es kann zerbrechen, zuschnappen oder durchknallen bedeuten. Marijan sagt: „Ich glaube, dass Incel dazu führen kann, Menschen zu erschießen oder mit einer Bombe zu töten.“ Er lächelt, es scheint so, als würde er den Moment genießen.

Psychologen und Psychiater, die sich mit Amokläufern befassen, versuchen zu erklären, warum Männer Frauen töten, aber Frauen fast nie Männer. Testosteron sei ein Grund, sagen die Forscher, und ein Rollenverständnis sei schuld, aus dem folge, dass Männer auf Konflikte eher mit An-

griff reagieren und Frauen eher mit Rückzug. Am Ende fehlt eine befriedigende Erklärung.

Das FBI, die amerikanische Bundespolizei, schreibt in einem Bericht über Amokläufe an Schulen, dass die Täter häufig „Ungerechtigkeitsammler“ seien. Sie gehen durchs Leben und klauben alles auf, was ihnen nicht passt. Jeder dumme Spruch von einem Mitschüler bleibt hängen, jeder Rempeler, jede Abfuhr eines Mädchens findet seinen Platz in der Sammlung, bis man irgendwann denkt, die ganze Gesellschaft sei gegen einen.

Viele Amokläufer spielen auch gern Spiele am Computer, in denen es darum geht, Menschen den Kopf vom Hals zu schießen. Und viele leiden unter einer narzisstischen Störung.

Aber daraus lässt sich keine Formel ableiten, die lauten könnte: Einsamkeit + Computerspiel + Narzissmus = Amoklauf. Es gibt viele einsame, selbstverliebte Com-

puterspieler, die nie einen Menschen erschießen werden.

In das Leben eines Amokläufers findet etwas seinen Weg, das Psychiater und Psychologen nicht erklären können. Das Böse ist manchmal größer als eine einfache Erklärung.

Der Attentäter, der 1981 versuchte, den US-Präsidenten Ronald Reagan zu erschießen, sagte bei einer Vernehmung: „Du weißt ein paar Dinge über mich, Schatz, zum Beispiel, dass ich von Fantasie besessen bin, aber warum verstehst du nicht, dass Fantasie in meiner Welt Wirklichkeit wird?“

Ein anderer Amokläufer aus den USA hörte Stimmen, die ihm sagten: „Du musst alle töten. Du musst alle auf der Welt töten.“

Auf Wikipedia steht: „Als Auslöser eines Amoklaufs gelten eine fortgeschrittene psychosoziale Entwurzelung des Täters, der Verlust beruflicher Integration durch Arbeitslosigkeit, Rückstufung oder Versetzung, zunehmend erfahrene Kränkungen sowie Partnerschaftskonflikte.“

Nach allem, was Marijan über sich erzählt, hat er kaum Freunde, keine Arbeit, keinen Partner, und er erlebt sein Leben als eine Kränkung, die mit jedem Tag größer wird. Wer lange genug sucht, findet die Schablone, die auf ihn passt.

Das letzte Treffen mit Marijan findet abends in einem Restaurant statt, wieder an einem Tisch abseits der anderen Gäste. Es ist ein warmer Abend, aber Marijan setzt sich innen ins Lokal, dorthin, wo sonst niemand sitzt.

Er sagt, er wünsche sich, dass Frauen das Wahlrecht weggenommen werde. Dann



erzählt er, dass er einmal versucht habe, sich mit Schlaftabletten das Leben zu nehmen, aber eineinhalb Tage später wieder aufgewacht sei.

In seinen Augen leuchtet jedes Mal das Vergnügen, wenn er auf das Thema Amoklauf zu sprechen kommt. Dann entlässt er das Böse aus seinen Gedanken in die Welt.

Er sagt: „Ich will Unzufriedenheit stiften. Ich will Menschen böse machen. Ich denke nicht, dass ich Menschen töten werde.“ Nach einem Moment der Stille sagt er: „Ich will ein wenig Panik verbreiten.“

Er hält wieder ähnliche Vorträge wie am ersten Tag, immer geht es um Frauen, und

Zeit mit Frauen verbrachte. Er sah glücklich aus und sagte, wahrscheinlich sei es eine gute Idee, wenn die Incel-Foren von Psychiatern betreut würden, damit die Nutzer professionelle Hilfe finden. Einer hofft darauf, endlich, mit Mitte zwanzig, eine Frau zu küssen. Ein paar dieser Männer wirkten verloren. Niemand wirkte gefährlich. Und am Ende wurde klar, dass es die Gemeinschaft der Incels nicht gibt. Es gibt nur einzelne einsame Männer.

Viele Männer aus der Gemeinschaft der Incels finden schlicht keinen Partner und suchen Hilfe im Internet. Für sie sind die

sucht, er war in der Schule gemobbt worden, er hatte seinen eigenen Blog im Internet. Marijan ist Mitte zwanzig, er hat mehrere Therapeuten besucht, er wurde in der Schule gemobbt, er schreibt seinen eigenen Blog im Internet. Der eine wurde zum Massenmörder. Der andere trifft sich mit einem Journalisten und isst Schokoladenkuchen.

Rodger hinterließ uns mit der Frage: Wieso mussten sechs Menschen sterben? Es gibt keine logische Erklärung.

Sein 137 Seiten langes Manifest, das er schrieb, bevor er zum Mörder wurde, endet damit, wie er davon schwärmt, Menschen zu töten. Es soll die Strafe dafür sein, dass er keine Frau findet, die ihn liebt. Rodger hat das Werk „Meine verdrehte Welt“ genannt. Er schreibt darin, dass er zurückschlagen werde und jeden bestrafen wolle. Der letzte Satz des Manuskripts lautet: „Endlich kann ich der Welt meinen wahren Wert zeigen.“ Und im Satz zuvor schreibt Elliot Rodger, 22, ein junger Mann aus Kalifornien, der sein Leben noch vor sich hatte: „Und es wird schön sein.“

Marijan schrieb vor Kurzem einen neuen Eintrag in sein Blog. Er analysiert darin, warum er einsam ist: „Ich verstehe endlich die Tiefe des Wahnsinns und des Sexismus in unserer Gesellschaft. All der Verrat, das ganze herzlose und grauenhafte Verhalten von Frauen wurden als mein Fehler gesehen. Das ist Hass.“

Die Gesellschaft der Einsamen trifft sich im Internet. Die Männer haben ihre eigene Kultur entwickelt.

immer geht es um ihn selbst. Er sagt: „Ich habe angefangen, Frauen als die Scheiße zu sehen, die sie sind.“ Ein wenig später sagt er: „Ich mag keine Menschen.“

Diese Geschichte sollte die Gemeinschaft der Incels erklären, und die Recherche führte zu unterschiedlichen Männern, die sich Incel nennen. Einer träumt davon, eine Farm zu finden, wo Incels zusammenleben. Die Farmbewohner könnten willige Frauen aus Mexiko importieren und unter sich aufteilen. Einer saß mit strahlenden Augen in einer deutschen Kleinstadt und erzählte davon, wie er seine Furcht vor Frauen überwand, indem er einfach mehr

Foren vielleicht die Rettung. Für andere Männer bieten die Foren die Gelegenheit, ihren Hass in einer Gruppe zu kultivieren. Vor 20 Jahren wären solche Menschen mit ihren bösen Gedanken allein in ihrer Höhle geblieben.

Wahrscheinlich ist ein Mensch schwer zu lieben, wenn er voller Hass steckt. Wenn er den Gedanken in sich trägt, möglichst viele Menschen um sich herum und schließlich sich selbst töten zu wollen. Der potenzielle Amokläufer wird zum Incel. Und nicht der Incel zum Amokläufer.

Elliot Rodger war Mitte zwanzig, als er starb, er hatte mehrere Therapeuten be-

Besuch aus Berlin

Homestory *Wie ich durch eine Kunstaktion in New York begriff, dass es auf der Welt keine Sicherheit geben kann*

Als Mischa Leinkauf vor ein paar Wochen auf meiner Couch in Brooklyn saß und von seinem Plan erzählte, spürte ich den Zauber noch nicht. Ich war gerade von der Fußballweltmeisterschaft aus Brasilien zurückgekommen und müde, es war heiß in New York, und Leinkauf erzählte, dass er zusammen mit seinem Freund und Kollegen Matthias Wermke in einer der nächsten Nächte auf die Brooklyn Bridge klettern werde, um dort die beiden amerikanischen Fahnen herunterzuholen und zwei weiße Fahnen zu hissen. Ich schaute aus dem Fenster. Man kann ein Stück der Brücke sehen, wenn man aus meinem Wohnzimmer schaut.

Er wollte wissen, wie die Amerikaner reagieren würden.

Ich dachte gleich an den 11. September, natürlich. Damals, als der erste Turm zusammenfiel, stand ich auf der Brücke und war davon überzeugt, dass die Welt untergeht. Ich habe mich sehr verletztlich gefühlt auf der Brücke. Ich sagte das nicht, weil es inzwischen banal klingt. Es ist benutzt worden, um Wahlen zu gewinnen, Kriege zu beginnen und Diskussionen zu beenden.

Ich sagte: Es kommt auf den Kontext an. Was willst du denn mit der Aktion zeigen? Was würdest du denn erzählen, wenn sie dich erwischen?

Mischa Leinkauf erzählte vom Erbauer der Brücke, Johann August Röbling. Der kam aus Mühlhausen und würde demnächst seinen 145. Todestag haben. Der 145. Todestag eines Thüringer Brückenbauers ist natürlich ein seltsames Jubiläum für eine Kunstaktion in New York. Es schien eher so, dass sie nach irgendeinem Tag gesucht hatten, einem Anlass. Sie sind Künstler, Filmemacher. Sie machen solche Sachen auf der ganzen Welt, sie klettern auf Hochhäuser und Schornsteine.

Es geht ihnen um die Freiheit des öffentlichen Raums.

Mischa Leinkauf sagte, Röbling sei nach Amerika gegangen, weil er dort seine ehrgeizigen Pläne verwirklichen konnte. Amerika habe ihm mehr Freiheiten geboten als seine deutsche Heimat. Heute sei es eher umgekehrt.

Ich sagte, dass es die Amerikaner stören könnte, wenn ausgerechnet Deutsche ihnen eine Art Lektion erteilen wollen. Ausgerechnet die verdammten Deutschen hissen jetzt weiße Fahnen.

Mischa nickte. Wir redeten darüber, wie sich die Nachricht verbreiten könnte. Ich dachte, dass die *New York Times* vielleicht ein Foto der weißen Fahnen drucken würde. Als Illustration. An einem schönen Sommertag. Es war ja überall Krieg. Eine weiße Fahne war immer gut. Mischa sagte, es sei eine weiße amerikanische Fahne, aus zwei verschiedenen Stoffen genäht, mit Streifen und Sternen, nur eben alles in Weiß.

Ich erinnerte daran, dass den Amerikanern ihre Fahne wichtiger sei als den Deutschen ihre. Ich fühlte mich, als ritte ich mit den Konföderierten oder beträte den Mond. Mischa Leinkauf sagte, sie hätten sich erkundigt, sie würden die Fahnen vorschriftsmäßig zusammenfalten.

Dann stiegen wir aufs Dach und sahen auf die Stadt. Von unserem Dach aus sieht man eine der beiden Fahnen; die, die Brooklyn näher ist.

Ist es gefährlich, da hochzuklettern?

Nö, sagte Mischa. Wir waren schon mal oben.

Ich besuche dich im Gefängnis, sagte ich.

Mischa lächelte.

Wir sahen in den hellblauen New Yorker Sommerhimmel. Ich wünschte ihnen Glück, obwohl ich die Idee immer noch nicht hundertprozentig verstand. Aber so ist das mit der Aktionskunst. Sie wird erst in der Aktion zur Kunst.

Ich flog mit meiner Familie in den Urlaub und erlebte den 145. Todestag des Thüringischen Brückenbauers Johann August Röbling in Kalifornien. Wir erfuhren in Los Angeles, dass alles geklappt hatte. Auf Nachrichtenportalen der ganzen Welt sah man zwei weiße Fahnen in einem wolkenlosen New Yorker Morgenhimmel flattern. Die Bilder waren von einer atemberaubenden Schönheit. Die sozialen Netzwerke staunten zunächst und spekulierten dann über die Botschaft. Es gab keine Festnahmen, keine Verdächtigen, ein paar New Yorker Fahrradaktivisten bekannten sich zu der Aktion. Nur wenige New Yorker dachten an den Weltfrieden oder Terror, manche fragten sich: Hatte Manhattan vor den Hipstern aus Brooklyn kapituliert, oder ergab sich das alternative Brooklyn mit den weißen Fahnen den Geldsäcken vom anderen Ufer des East River?

Es war schön zu beobachten, wie gelassen die Stadt auf die Fahnen reagierte. Mit wie viel Humor. Nur der Bürgermeister von Brooklyn war verstimmt. Er sagte, er verstehe keinen Spaß, wenn es um eines der wichtigsten Wahrzeichen der Stadt gehe, und setzte 5000 Dollar seines Geldes als Kopfgeld aus. Das ist nicht viel in New York. Für 5000 Dollar pro Monat bekommt man in Manhattan kaum noch eine Zweizimmerwohnung. Und natürlich musste die Polizei reagieren. Die Brooklyn Bridge könnte Ziel eines terroristischen Anschlags sein, sie wird rund um die Uhr bewacht. Auf beiden Ufern stehen ständig Polizeiautos. Die Polizisten hatten nichts gesehen. Sie brauchten bis zum Mittag, um die Fahnen herunterzuholen und sie durch vorschriftsmäßige amerikanische zu ersetzen.

Die beiden großen New Yorker Boulevardzeitungen druckten Fotos der weißen Fahnen auf der Titelseite. Es war die Nachricht des Tages.

Der Polizeichef, der gerade vom neuen Bürgermeister Bill de Blasio aus Kalifornien nach New York geholt worden war, versprach baldige Aufklärung. De Blasio selbst war im Sommerurlaub in Italien, wo er dabei beobachtet wurde, wie er eine Pizza mit Messer und Gabel aß. Ein anderer Skandal.

Die New Yorker Polizei ging inzwischen davon aus, dass es sich eher um eine Kunstaktion handelte als um einen politischen Kommentar. Man fand Metallfolien, mit denen die Täter die Scheinwerfer, die die Fahnen in der Nacht anstrahlen, abgedeckt hatten, um in Ruhe arbeiten zu können. Es waren Folien, wie sie in Pizzaöfen verwendet werden, hieß es. Die Fahnen wurden als „white washed“ beschrieben. Weißgewaschen.

Auf einer New Yorker Nachrichtenseite erklärte jemand, die Aktion erinnere an den 45. Jahrestag der amerikanischen Mondlandung. Vor genau 45 Jahren hatte Neil Armstrong als erster Mensch den Mond betreten und eine amerikanische Fahne gepflanzt. Die Fahne dort oben sei durch die Sonnenstrahlung inzwischen auch weiß.

Wir fuhren durch die kalifornische Wüste. Mein Sohn erklärte aus dem Fond unseres Mietwagens, die Aktion erinnere

Es könnte die Amerikaner stören, wenn jetzt ausgerechnet die verdammten Deutschen weiße Fahnen hissen.

ihn an Batman. Jemand gab im Schutze der Nacht eine geheimnisvolle Botschaft an die Welt. Ein Held, der unerkannt bleiben wollte.

Aber was war die Botschaft?

Wahrscheinlich muss das jeder für sich selbst entscheiden.

Ich für meinen Teil begann sie am nächsten Morgen in einem Motel in Palm Springs zu begreifen, in dem regelmäßig Marilyn Monroe übernachtet hatte. Der Mann, der das Frühstück servierte, sah aus wie Montgomery Clift. In der *Los Angeles Times* waren die weißen Fahnen von Mischa Leinkauf und Matthias Wermke der Aufmacher im Politikteil. Ein sechsspaltiges Foto. Auf der Website der *New York Times* las ich, dass ein Polizeichef New Yorks auf die Brücke geklettert war, um sich, gewissermaßen vor Ort, ein Bild zu machen. Es gab Fotos, wie der Mann auf die Metallfolien, mit denen die Aktionskünstler die Scheinwerfer abgedeckt hatten, schaute wie ein Schwein ins Uhrwerk. Es hieß, die Täter müssten ausgebildete Kletterer sein, wahrscheinlich, um die Leistung des New Yorker Polizeichefs aufzuwerten, der es ja auch bis ganz nach oben geschafft hatte. Ich las das in Palm Springs und dachte daran, wie mir Mischa gesagt hatte, man könne auf den Brückenkabeln laufen wie auf einem Bürgersteig.

Am nächsten Tag, inzwischen waren wir in Las Vegas, verkündete die New Yorker Polizei, es handle sich um sechs junge Leute mit Skateboards. Sie kenne deren Spitznamen und werde diese Spur weiterverfolgen. Sie hatten jetzt zwölf Polizeieinheiten von anderen Fällen abgezogen, um Mischa Leinkauf und Matthias Wermke zu finden, die gerade in ein Flugzeug stiegen, das sie zurück nach Deutschland brachte.

Inzwischen war ich froh, dass ich nicht in New York war, um der Polizei zuschauen zu müssen wie Laborratten. Es sind ja anständige Burschen. Aber es war doch faszinierend zu beobachten, wie sie versuchten, die Illusion der Sicherheit aufrechtzuerhalten. Sie wussten offensichtlich gar nichts, taten aber so, als hätten sie die Sache unter Kontrolle. Sie machen das jetzt seit vielen Jahren. Sie stehen im Nebel und winken.

Die Hunderte Gerätschaften, die die New Yorker Polizisten am Gürtel mit sich herumtragen, sollen signalisieren, dass sie auf alles vorbereitet sind. Manchmal, an einem Nachmittage, fahren aus irgendeinem Grund Dutzende Polizeiwagen mit rotierenden Blinkleuchten durch New York, es gibt keinen Anlass, aber sie sind da. Das heißt das wohl. Es hat alles mit der Verletzlichkeit zu tun, die ich auf der Brooklyn Bridge fühlte. Sie wollen die Angst vertreiben. Aber das geht nicht. Ein Teil der Bedrückung, die man empfindet, wenn man das gerade eröffnete Museum am Ground Zero betritt, hat mit den Sicherheitskontrollen am Eingang zu tun. Jede Bank auf dem Gedenkplatz dort draußen wird von einer Kamera bewacht.

Der Sicherheitswahn hat sich von New York aus auf Amerika ausgebreitet und von da in die Welt wie ein Virus. All die Schleusen, die Detektoren und Kameras sollen uns einreden, wir seien sicher. Auf Inlandflügen in Amerika stellen die Flugbegleiterinnen ihren Kaffeewagen quer vor die Cockpittür, wenn der Pilot aufs Klo geht, um uns einzureden: Hier kann nichts passieren. Den Kaffeewagen. Das führt eigentlich nur dazu, dass man sich unsicher fühlt, wenn man auf einem Flug-

hafen irgendwo auf der Welt seinen Laptop nicht auspacken muss, und die Detektoren nicht mal dann klingeln, wenn man die Hosentaschen voller Münzen hat.

Neulich saß ich in einem Flugzeug über Brasilien, dessen Cockpit die ganze Zeit offen stand; in der Tür hing, in einer Art Schaukelsitz, eine junge Frau, die beim Kapitän hospitierte. Vielleicht war es auch die Freundin des Kapitäns. Sie schienen sich gut zu verstehen. Ich war erst irritiert, aber nach einer Weile fand ich es beruhigend. Genau wie die Tatsache, dass zwei junge Männer unbeobachtet auf die Brooklyn Bridge klettern, Fahnen austauschen und anschließend spurlos verschwinden können. Das war das Schöne an diesem Kunstwerk, das Verschwinden. Die Geisterhand. Wie der große Entfesselungsartist Houdini haben sich die Berliner Künstler aus der Überwachung befreit.

Vor ein paar Tagen habe ich mit Mischa Leinkauf telefoniert, der inzwischen wieder in Berlin war. Er bereitete eine Veröffentlichung vor. In New York wurden inzwischen die Bauarbeiter verdächtigt, die mit der Renovierung der Brooklyn Bridge beschäftigt waren. Die Ermittler versuchten herauszufinden, wer von ihnen sich abfällig über Präsident Obama geäußert haben könnte. Interessanter Ansatz. Ein Marihuana-Aktivist aus Kalifornien bekannte sich zu der Aktion. Die Meldung klang, als sei sie unter Drogeneinfluss entstanden. Die Polizisten, die die Brücke in der Nacht bewachen sollten, als sich Johann Rölblings Todestag zum 145. Mal jährte, gerieten unter Druck. Während die Sondereinheiten der New Yorker Polizei selbstbewusst im Trüben fischten, nahmen die Berliner Installationskünstler Kontakt zur *New York Times* auf.

Ich stand vorm Flughafen in Albuquerque, New Mexico, machte das Handy aus und ging zum Check-in für meinen Flug nach Los Angeles. Ich zog die Schuhe aus, legte den Laptop und den Kulturbbeutel in Plastikschränken, aber in der Hose war noch ein U-Bahn-Ticket aus San Francisco. Es klingelte. Ich musste aus der Reihe treten.

Es ist nur das U-Bahn-Ticket, sagte ich.

Sir, sagte der Beamte, beruhigen Sie sich.

Ich bin ruhig, sagte ich.

Sir, sagte der Beamte, ich sage es nicht noch mal.

Dann kam jemand mit diesen Sensoren, die überprüfen sollen, ob ich Bombenpulver an den Händen trage. Es gab keinen Zusammenhang zwischen dem U-Bahn-Ticket in meiner Hose und einer Bombe. Es bedeutet alles nichts mehr. Die kreisenden, geisterhaften Polizeiautos am Times Square. Der Sicherheitswahn hat sich verselbstständigt. Er befriedigt Bedürfnisse, die er selbst geschaffen hat. Aber ich widersprach nicht mehr. Ich ließ es über mich ergehen und sammelte all die Sprays, Cremes, Computer, Nagelscheren, Gürtel, Uhren, Telefone, Schuhe, die den Weltfrieden gefährden können, aus den Plastikschränken zusammen.

Am Ende der Sicherheits-schleusen saß ein alter Mann auf einer Bank und versuchte, sich die Schuhe zuzubinden. Es waren weiße Turnschuhe, die alte Amerikaner gern tragen. Hinter ihm an der Wand hing hinter Glas eine amerikanische Fahne, in die die Namen aller Opfer des 11. September eingestickt waren. Wir werden niemals vergessen, stand über der Fahne. Der alte Mann erreichte seine Schnürsenkel kaum noch.

Alexander Osang





Russische Ölplattform in der Arktis

Russland-Sanktionen

Die Waffe zeigt Wirkung

Russische Unternehmen spüren die Folgen der Sanktionen, die von der Europäischen Union und den USA gegen das Land verhängt wurden. Betroffen ist beispielsweise die Öl-industrie, die besonders bei der Förderung in der Arktis auf ausländische Technologie angewiesen ist. Nun liefern die USA keine Fördertechnik mehr an Gazprom Burenie, ein Unternehmen, das Arkadij Rotenberg gehört – einst Judo-partner von Staatschef Wladimir Putin und inzwischen mehr-facher Milliardär. Mittelfristig könnte die Ölförderung Russ-

lands um bis zu zehn Prozent zurückgehen, sagt Nikolai Gratschow vom Innovationszentrum Skolkowo bei Moskau. Neben den Handelsbeschränkungen zeigen auch die Finanz-sanktionen Wirkung. So gewähren die EU und die USA russischen Banken, die mehrheitlich in Staatsbesitz sind, keine Darlehen mehr, die eine Laufzeit von mehr als 90 Tagen haben. Die Geldinstitute sind stark abhängig vom westlichen Kapitalmarkt. Drei russische Finanzinstitute haben den Kreml deshalb schon um Unterstützung gebeten. Nach Informationen der EU-Kommission steht Russland zudem infolge der Sanktionen von den rund 465 Milliarden Dollar an Devisen-reserven nur noch rund die Hälfte zur Verfügung. mas, csc

Handelskammern

Mehrheit für Zwang

Die Verfassungsbeschwerde des Bundesverbands für freie Kammern (bffk) gegen die Zwangsmitgliedschaft von Unternehmen bei Industrie- und Handelskammern stößt in Wirtschaft und Politik auf große Ablehnung. Das zeigen Anfragen des Bundesverfassungsgerichts bei staatlichen Stellen und Wirtschaftsverbänden. Von 17 Stellungnahmen, die in Karlsruhe eingingen, sprechen sich 14 dafür aus, die Beschwerde abzuweisen. Darunter waren die Voten der Bundesregierung, etlicher Landesregierungen und der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. Die Befürworter der Zwangsmitgliedschaft argumentieren, dass sich die Selbstverwaltung der Wirtschaft in den Kammern bewährt habe, etwa bei der Organisation der Lehrlingsausbildung. Übernahme der Staat deren Aufgaben, würde es für die Wirtschaft teurer und ineffi-

zienter. Nur zwei Stellungnahmen zeigen Verständnis für das Anliegen. Der DGB mahnt an, dass in den Kammern auch die Arbeitnehmer vertreten sein sollten. Der Bundesverband mittelständischer Wirtschaft will die Aufgaben der Selbstverwaltung trennen von denen der politischen Interessenvertretung, die die Kammern ebenfalls für die Wirtschaft wahrnehmen. Uneingeschränkt befürwortet wird die Beschwerde nur in einer Stellungnahme – der des bffk. rei

Internet

Gabriel trifft Google-Chairman

Bundeswirtschaftsminister Sigmar Gabriel trifft im Oktober bei einer Veranstaltung im eigenen Haus auf Google-Verwaltungsratschef Eric Schmidt. Beobachter erwarten sich von der Begegnung Antworten darauf, wie ernst es der SPD-Chef mit seiner Behauptung meint, den amerikanischen Technologie-



Schmidt

konzern notfalls entflechten zu wollen. Es solle eine offene Debatte werden, heißt es im Ministerium. Von Gabriels Seite aber werde es „kein Google-Bashing“ geben. In dieser Woche stellt die Bundesregierung ihre digitale Agenda vor. Wirtschaftsminister Gabriel hatte noch kurz vor deren Fertigstellung Google-kritische Passagen darin einfließen lassen. Unter anderem werden Maßnahmen gegen nicht-europäische Internetfirmen in Aussicht gestellt, die ihre „marktbeherrschende Stellung“ ausnützten. gt

BMW

Ärger mit Promis

Das Geschäftsgebaren eines BMW-Managers sorgt für Ärger mit rund 200 prominenten Kunden. Schauspieler, Sportler und Ärzte hatten Autos über die BMW Bank zu offiziellen Konditionen gekauft oder geleast. In einem zweiten Vertrag sicherte der Manager ihnen zu, einen Teil des Preises zurück-zuzahlen. Bei Leasing-Raten für einen 7er-BMW von über 1000 Euro im Monat betrug die Rückerstattung rund 500 Euro. Der Manager zahlte von seinem Privatkonto – warum, ist unklar. Mittlerweile soll er in psychiatrischer Behandlung sein. Die Kunden hatten geglaubt, er handle im Auftrag von BMW, und fordern nun die versprochenen Zahlungen. Der Autohersteller will die privaten Abmachungen des Mitarbeiters jedoch nicht einhalten. Um die Prominenten aber nicht zu verärgern, verhandelt er mit ihnen über niedrigere Rabatte. haw



**„Die wollen wir alle
kennenlernen.“**

Gunnar Froh, WunderCar



**„Als die Finanzkrise
kam, begannen die
Menschen nach
Alternativen zu suchen.“**

Nathan Blecharczyk, Airbnb



**„Der Kandidat
ist Uber, und der
Gegner ist ein
Arschloch
namens Taxi.“**

Travis Kalanick, Uber

Kalifornischer Kapitalismus

Share-Economy Tauschen und Teilen statt Kaufen soll ein Gegenentwurf zum Konsumwahn der westlichen Welt werden. Doch aus dem Traum vom nachhaltigen Wirtschaften ist ein knallhartes Geschäftsmodell geworden.

Gunnar Froh muss wegen des Geldes nicht mehr arbeiten. Dafür arbeitet er aber ganz schön viel. Man kann auch sagen, er arbeitet sich ab.

Erst an der mächtigen Hotelbranche, die ihm einst das Leben schwer machte oder er ihr – je nach Sichtweise. Nun liegt Froh im Clinch mit den deutschen Taxiunternehmern. In beiden Fällen geht es um die Frage, ob er darf, was er tut. Und wer am Ende davon profitiert: die ganze Gesellschaft – oder vor allem er persönlich.

Froh war einige Jahre lang Deutschland-Chef der Internetvermittlungsplattform Airbnb, über die man sich auf Reisen in Privatunterkünften statt in Hotels einmieten kann. Den Hoteliers passt die neue Konkurrenz nicht, während seiner Zeit bei Airbnb hatte Froh dauernd mit Anwälten des Fachverbands Dehoga zu tun. Das Unternehmen wurde dennoch erfolgreich, Froh besaß Airbnb-Anteile, von denen er vor einem Jahr ein paar verkaufte.

Mit dem Geld und mithilfe fremder Investoren gründete der 31-Jährige im vergangenen Herbst in Hamburg WunderCar, eine Art Mitfahrgelegenheit in Privatautos innerhalb der Stadt. Über eine App können Fahrgäste und von WunderCar lizenzierte Autofahrer zueinanderfinden. Vom Fahrpreis, den Passagier und Fahrer unter sich ausmachen, bekommt Froh 20 Prozent als Provision. Ganz automatisch.

Das Büro von WunderCar liegt in einem Loft in der HafenCity. Wie es sich für ein Start-up gehört, ist die Atmosphäre lässig. Bürohund Michel tobt um die Arbeitsplätze, im Besprechungszimmer „Western“ stehen schwere Ledersessel, auf einem Bock ist ein Pferdesattel drapiert, an den Wänden hängen historische Suchplakate von Billy the Kid. „Reward: Dead or alive“.

Im Raum gegenüber hängen auch Plakate, jedoch nicht mit Billy the Kid darauf, zu sehen sind die Mitglieder des Verkehrsausschusses der Hamburger Bürgerschaft. „Die wollen wir alle kennenlernen“, sagt Froh. Immerhin: Er will sie lebendig.

Der Jungunternehmer ist auf das Wohlwollen der Politiker angewiesen: Von ihnen hängt ab, ob sein Geschäftsmodell aufgeht oder nicht.

Denn die Taxifahrer und ihre Lobbyverbände haben die Politik aufgefordert zu handeln – am liebsten wäre es ihnen, dieser ganze neumodische Kram würde

verboten. Sie wollen den alten Kapitalismus schützen vor einer Herausforderung der ganz neuen Art.

Der alte Kapitalismus heißt etwas verstaubt „Dienstleistungssektor“, der neue „Share-Economy“. Der Grundgedanke dabei ist, dass sich Privatleute Güter teilen, um einerseits nachhaltiger zu wirtschaften, andererseits damit auch noch Geld zu verdienen. Es profitieren, so das Versprechen des neuen Kapitalismus, gleich mehrere: derjenige, der seinen Besitz teilt; das Unternehmen, das vermittelt – und im besten Fall die Umwelt, deren Ressourcen geschont werden.

Warum sollte man sich ein Auto anschaffen, wenn man per App binnen Minuten eine preisgünstige Mitfahrgelegenheit ordern kann? Warum sollten immer neue Hotelklötze in die Städte gepflanzt werden, wenn es viel ungenutzten Wohnraum in beliebten Ballungszentren gibt? Warum sich dauernd neue Gegenstände anschaffen, wenn man sie sich auch leihen kann?

Die Aktivierung von so viel „totem Kapital“, glaubt der US-Wissenschaftler Daniel Rothschild, erlaube eine enorme Demokratisierung des kommerziellen Lebens. „Im 19. und 20. Jahrhundert war es Kern der Wirtschaft, groß zu sein und größer zu werden: große Fabriken, große Unternehmen, multinationale Ausrichtung. Heute sehen wir das Gegenteil“, so Rothschild. Zurück zur Tauschwirtschaft? Das Ende des Konsums?

„Das nicht“, sagt Harald Heinrichs, Professor für Nachhaltigkeit und Politik an der Leuphana Universität Lüneburg, „aber der Konsum wandelt sich.“ Noch sei dieser Wandel ein Nischenthema, von der Masse nicht wirklich wahrgenommen, aber er sei nicht mehr aufzuhalten. Heinrichs vergleicht die Entwicklung mit der Energiewende. „Vor 30 Jahren hat auch niemand die Diskussionen um den Atomausstieg ernst genommen. Heute ist das Common Sense.“ Es soll wohl eine Warnung an die etablierte Wirtschaft sein, den Trend nicht als Übergangsphänomen abzutun, sie könnte sonst später feststellen, dass ihr plötzlich die Geschäftsgrundlage abhandengekommen ist.

Weltweit wurden in den vergangenen Jahren Hunderte Unternehmen gegründet, die auf dem Gedanken des Teilens basieren. Am Anfang standen nicht immer legale

Musiktauschdienste wie Napster oder Kazaa. Dann kamen altruistische Angebote wie Couchsurfing oder Kleiderkreisel dazu. Inzwischen beherrschen viele kommerzielle Anbieter den Markt – Airbnb und Uber, das amerikanische Vorbild für WunderCar, sind nur die prominentesten.

Yahoo-Chefin Marissa Mayer nannte die Share-Economy beim diesjährigen World Economic Forum in Davos einen der größten Trends des Jahres. Internetschöpfer Jeremy Rifkin prophezeit sogar ein „Ende des vorherrschenden Kapitalismus“. Aus der industriell geprägten Gesellschaft erwache eine globale, gemeinschaftlich orientierte. In ihr sei Teilen mehr wert als Besitzen, ihre Bürger seien über nationale Grenzen hinweg politisch aktiv, und das Streben nach Lebensqualität stehe über dem nach Reichtum.

Wer den Jüngern des kollektivierte Konsums lauscht, den beschleicht das Gefühl, die postmoderne Gesellschaft sei auf dem Weg zur Abkehr vom Mammon und zum Ende des Privateigentums. Davon ist die neue Bewegung allerdings weit entfernt, tatsächlich ist sie eine zutiefst kapitalistische Angelegenheit: ohne Haben kein Teilen. Wer nichts besitzt, ist von der Share-Economy ausgeschlossen. Denn wer nicht anbieten kann, was andere wollen, der kann nicht tauschen. Auch der Konsument bleibt in erster Linie Konsument.

Zugleich ist das, was unter dem kuscheligen Begriff „Teilen“ die Welt erobert, in Wahrheit ein knallhartes Geschäftsmodell mit aggressiven Marktteilnehmern und enormen Profitmargen. Gesetzliche Regeln, die den zum Teil rabiaten Wettbewerb mit etablierten Unternehmen steuern, gibt es bislang kaum – oder sie werden schlicht missachtet.

Die klassischen Branchen rebellieren – oder kooperieren. So führt Volkswagen derzeit Gespräche mit WunderCar-Gründer Froh über eine mögliche Beteiligung an dem Start-up. Der Autokonzern will schlicht den Kontakt zum Nutzer seiner Produkte nicht verlieren.

Niemand sollte die Kraft der Bewegung unterschätzen. Die neuen Technologien und Plattformen ermöglichen Geschäftsmodelle, die alte Wertschöpfungsketten zerstören können. 2001 wurde die Internetenzyklopädie Wikipedia – einer der Vorreiter der Share-Economy – gegründet. Heute



„Wir haben regelmäßig Gäste, deshalb können wir uns auf die Einnahmen verlassen.“

Hanno Baethe, Zaki Omar, private Vermieter

sind Lexika mit einer jahrhundertealten Tradition wie der Brockhaus Geschichte.

Die Angreifer

Das Aushängeschild der Teil-Ökonomie ist Airbnb. Das Unternehmen aus San Francisco sieht sich als Teil einer gesellschaftlichen Bewegung. „Als die Finanzkrise kam, begannen die Menschen nach Alternativen zu suchen“, sagt Nathan Blecharczyk, Mitgründer und Technologiechef von Airbnb. „Wir waren so eine Alternative.“

Inzwischen ist die Plattform, die privaten Wohnraum vermittelt, jedoch ein Tourismusriesen mit über 800 000 Unterkunftsangeboten in 190 Ländern. Zum Vergleich: Die Hilton-Gruppe, zweitgrößter Hotelkonzern der Welt, verfügt weltweit über 680 000 Zimmer in 4100 Hotels.

Und Blecharczyk ist mit 30 Jahren – zumindest auf dem Papier – Milliardär.

Vom Start-up zum globalen Phänomen: So schnell sind bislang nur Facebook und Twitter aufgestiegen. Airbnb selbst zählt sich inzwischen zur Elite der Internetgiganten. Im ersten Jahr nach Gründung 2009 vermittelte Airbnb 21 000 Übernachtungen, 2011 war es fast eine Million. Inzwischen zählt das Unternehmen eine Million Übernachtungen – pro Monat. Jedes Mal kassiert Airbnb dabei ordentlich Kommissionen vom Mietpreis: drei Prozent vom Vermieter, sechs bis zwölf Prozent vom Reisenden.

Ist ein verändertes Konsumverhalten am Ende tatsächlich eine der bleibenden Hinterlassenschaften der Finanzkrise? Ein ech-

ter Kulturwandel, ausgelöst durch die schwere globale Rezession? Oder ist das alles Augenwischerei, Airbnb längst nur ein erfolgreiches Tourismusgeschäftsmotiv unter vielen?

Der schlaksige Airbnb-Gründer ist ein umgänglicher Typ, freundlich und unaufgeregt. Er trägt ein kariertes Hemd, Jeans und Turnschuhe, gerade ist er aus Schweden zurückgekommen von anonymen Testübernachtungen. Er antwortet mit einer Statistik: 40 bis 50 Prozent der Airbnb-Vermieter hätten keinen Vollzeitjob, sondern seien Selbstständige, Arbeitslose, Künstler, Studenten. Für die seien Untervermietungen hier und da ein willkommener Nebenverdienst. Und nicht einmal den Hotels nehme man etwas weg. Denn die Teil-Ökonomie habe dafür gesorgt, dass sich mehr Menschen das Reisen leisten könnten, dass der Kuchen also größer werde. Airbnb-Touristen hätten allein 2012 100 Millionen Dollar nach Berlin gebracht.

Man merkt dem Airbnb-Gründer an, wie geübt er in solcher Überzeugungs- und Rhetorik ist. Tatsache ist, dass die grundlegende Veränderung von Konsumgewohnheiten nicht nur zufällige Begleiterscheinung, sondern Ziel aller digitalen Technologien ist. Wie viele andere erfolgreiche Internetunternehmen setzt Airbnb letztlich darauf, etablierte Geschäftsmodelle zu sprengen und durch eigene, effizientere Angebote zu ersetzen.

Das junge Unternehmen hat sich viele Feinde gemacht, mitunter zu Recht. Vor allem in touristisch attraktiven Städten

kann der Erfolg des Übernachtungsmarktplatzes zum Problem werden.

Immer mehr Eigentümer finden Gefallen daran, ihre Wohnungen nur noch als private Hotelräume anzubieten, statt sie dauerhaft zu vermieten, weil es so lukrativ ist. Doch gerade in beliebten Städten verschlimmert das die angespannte Lage auf dem Wohnungsmarkt. In Berlin, New York oder San Francisco herrscht in manchen Mietshäusern ein Durchgangsverkehr wie im Hotel – zum Verdross der Nachbarn.

„Es werden viele berechnete Fragen gestellt“, sagt Blecharczyk. „Wir müssen sicherlich Leitlinien und kluge Regeln entwickeln, gemeinsam Lösungen suchen.“ Er ist sich jedoch sicher, dass der Aufstieg von Airbnb und vergleichbaren Geschäftsmodellen nicht mehr aufzuhalten ist: „Millionen Kunden haben gesprochen. Die Menschen wollen das.“

Airbnb stehe sogar erst ganz am Anfang. Die Wachstumskurve sei so steil wie nie zuvor, und man wolle weitere Bereiche für sich erschließen, betont Blecharczyk. „Essen, Transport und all die anderen Services rund ums Reisen werden künftig für uns eine Rolle spielen“, kündigt er an. Nicht nur Übernachtungen, sondern „der gesamte Tourismus“ sei der Markt für das Unternehmen. Es gehe nicht um Milliarden, sondern um Billionen Dollar.

Die Teiler

Im Kosmos des Airbnb-Imperiums ist Familie Baethe aus dem Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg nur ein kleines Teilchen, aber sie ist typisch für das, was den Erfolg des Unternehmens ausmacht. In ihrem Kiez steigen die Wohnungsmieten seit Jahren, der Bezirk im Osten der Stadt ist so teuer wie nie zuvor. Vor zwölf Jahren, als die Wohnungen hier noch deutlich günstiger waren, kauften Zaki Omar und Hanno Baethe ein Apartment auf der Kollwitzstraße. Heute leben die beiden Mediengestalter mit ihrer achtjährigen Tochter Suraya in der großzügigen Wohnung, laufen barfuß über das dunkle Parkett und trinken Kaffee aus großen Tassen. Seit eineinhalb Jahren vermieten sie ein Zimmer ihres Apartments über das Onlineportal Airbnb. Drei- oder viermal im Monat kommen Gäste aus Peking, New York oder Adelaide für ein paar Tage, um sich die Stadt anzuschauen. Knapp 50 Euro verlangen die beiden für eine Nacht, „so bleiben uns Partygäste erspart, die nur zum Feiern herkommen“, erklärt Baethe. Ihnen gefällt, dass ihre Tochter Umgang mit Reisegästen aus der ganzen Welt bekommt, „da lernt sie viel“, sagt Omar.

Doch auch das Geld ist ein Anreiz, der die eigene Wohnung zur Schlafstätte für Fremde werden lässt: Die beiden arbeiten an einem Videoprojekt, mit dem sie über die Herkunft von Kleidung informieren wollen. „Das funktioniert bis jetzt aber

noch nicht wirtschaftlich“, erklärt der 67-jährige Baethe. Ein regelmäßiges Einkommen werfe das Projekt nicht ab. Daher brauche man das Geld aus der Vermietung. „Wir haben regelmäßig Gäste, deshalb können wir uns auf die Einnahmen durch Airbnb verlassen“, sagt Omar.

Doch es gibt in der hart umkämpften Tourismusbranche durch die massenhafte Vermietung von Privatwohnungen über Airbnb auch Verlierer: Hoteliers und Hostelt-Betreiber klagen über Umsatzrückgänge und unfairen Wettbewerb.

Olaf Juhl ist Geschäftsführer der Baxpax-Hostels, an drei Standorten in der Hauptstadt bietet er 500 Betten für Touristen an. „Der Staat macht uns so viele Vorschriften, von Brandschutz bis Hygiene“, erklärt Juhl. Diese Auflagen zu erfüllen sei teuer. Da sie aber nicht für private Vermieter gelten, „müssen sie nicht zahlen“. Zwar steigt die Zahl der Touristen in Berlin seit Jahren, allein in den Baxpax-Hostels übernachteten 2013 knapp 35 000 Urlauber. Doch werde dieser positive Effekt durch den Erfolg der Privatvermietung deutlich gemindert: „Unserem Unternehmen geht dadurch jährlich eine Summe von 150 000 Euro verloren.“

Schein und Sein

Möglich geworden ist der Angriff dieser neuen Wirtschaftswelt nur, weil sie aus der alten Welt mit Geld geradezu überschüttet wird. Die Protagonisten der Teil-Ökonomie werden mittlerweile astronomisch hoch bewertet, Airbnb mit 10, Uber sogar mit 17 Milliarden Dollar. Das französische Car-sharing-Unternehmen blablacar.com sammelte Ende des vergangenen Monats bei einer neuen Finanzierungsrunde sagenhafte 100 Millionen Dollar bei Investoren ein.

Die neuen Geschäftsmodelle aus dem Valley locken nicht nur mit großen Gewinnversprechen, sondern auch mit einem eigenen philosophischen Überbau: Es soll nicht nur ums Geldverdienen, sondern auch ums Weltverbessern gehen.

Seit ihren Anfangstagen hat die kalifornische Technologiebewegung stets auch die Nähe zu linken idealistischen Strömungen gesucht. Mit der Zeit hat sich für diese Vermischung von ursprünglich linksliberalen Werten und knallharten kapitalistischen Beweggründen der Begriff von der „kalifornischen Ideologie“ eingebürgert.

So ist es nur folgerichtig, dass auch die Share-Economy ihre eigene ideologische Propagandatruppe hat. Sie wurde vergan-



Hostel-Geschäftsführer Juhl

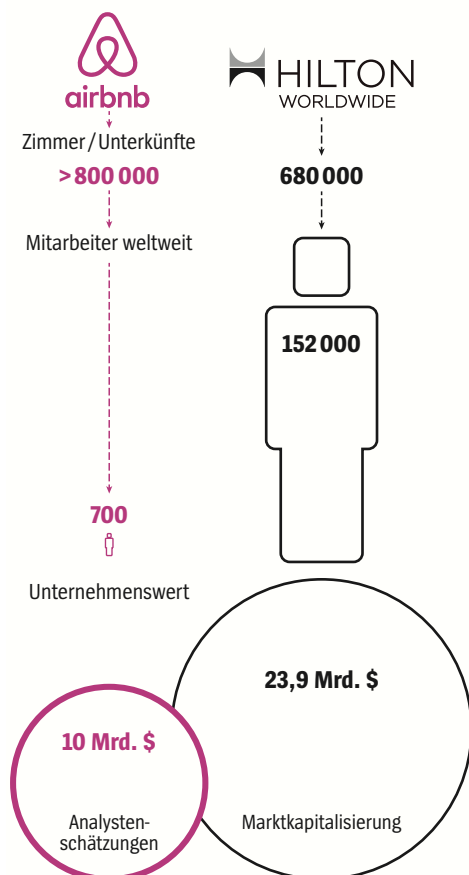
„Der Staat macht uns so viele Vorschriften“

genes Jahr gegründet und heißt peers.org. Schon das „org“ im Namen der Webadresse soll symbolisieren, dass es sich nicht um ein kommerzielles Unternehmen handle, sondern um „eine Graswurzelorganisation“. Nur: Finanziert und getragen wird Peers von mehreren Dutzend Unternehmen, die ihr Geld mit Formen des „Teilens“ verdienen. Die Graswurzelbewegung ist letztlich eine Industrielobby.

Wolfgang Ullrich ist Professor für Kunstwissenschaft und Medienphilosophie in

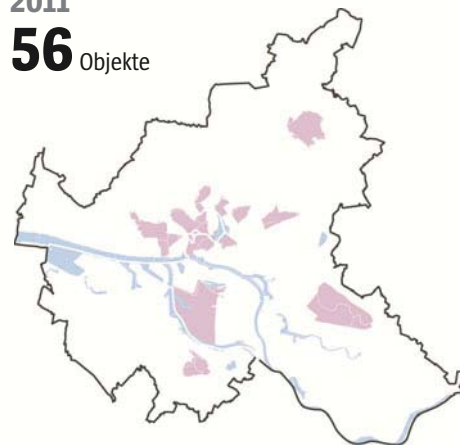
Neue Gastlichkeit

Vergleich von Airbnb mit dem internationalen Hotelkonzern Hilton

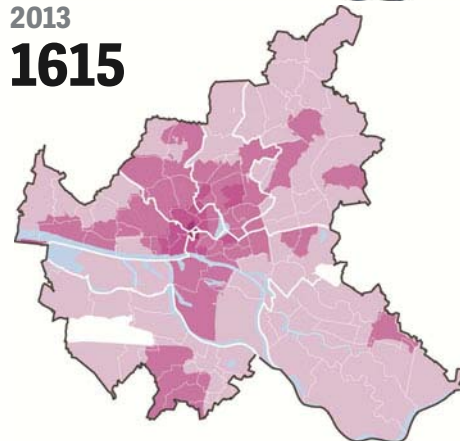


Die Ausbreitung von Airbnb-Unterkünften im Stadtgebiet Hamburg

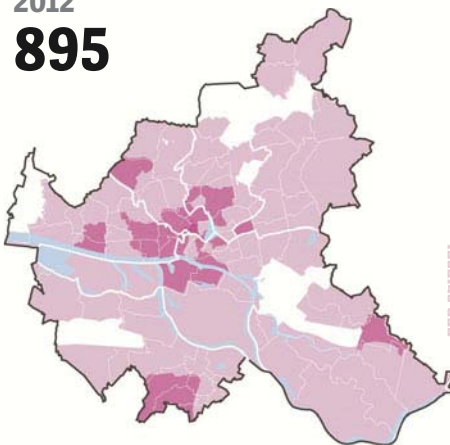
2011
56 Objekte



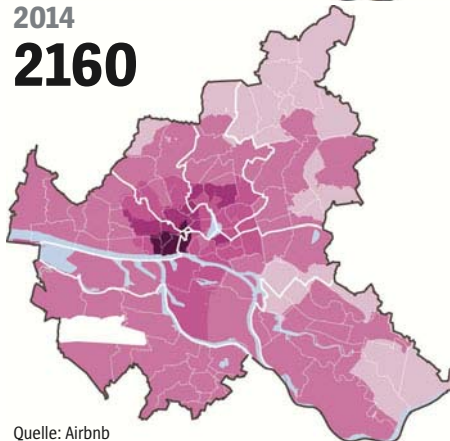
2013
1615



2012
895



2014
2160



Quelle: Airbnb



Taxifahrer Grün
Protest per Megafon

Karlsruhe. Der Wissenschaftler beschäftigt sich auch mit der Konsumkultur und hat Konzerne wie Volkswagen, Red Bull oder Swarovski beraten. „Hinter dem Begriff Share-Economy verbergen sich mehrere Trends“, sagt der Kulturforscher. Die Hinwendung zu einem nachhaltigeren Lebensstil sei dabei nur einer – und im Zweifel ist er nicht der maßgebliche. „Vor allem bietet die Share-Economy die Möglichkeit, Konsumieren vom Besitzen zu entkoppeln“, sagt Ullrich, „und damit den Konsum beschleunigt voranzutreiben.“

Teilen statt Haben ist die Befreiung des Genusses von der Last des Eigentums. Wer nicht mehr lange auf die Prada-Tasche für 2000 Euro sparen muss, sondern sich diese gegen ein paar Euro für die eine Nacht der Gala leiht, hat mehr Geld frei für den Konsum. Niemand benötigt mehr einen überquellenden und daher teuer gefüllten Kleiderschrank, um für jeden Anlass richtig gekleidet zu sein. Wer Stilsicherheit, Flexibilität und Souveränität, die Imagefaktoren des modernen Menschen, beweisen will, braucht nur noch eine App – Identitätswechsel auf Fingerdruck. „In unserer pluralen Welt können wir nicht mehr mit einem Outfit durchkommen, und 500 kann sich kaum einer leisten“, sagt Ullrich.

Alt gegen Neu

Wie schnell ein Unternehmen der Share-Economy zum Liebling der Investoren aufsteigen und zum Schrecken anderer werden kann, zeigt Uber. 2009 ursprünglich als Luxuslimousinen-Service gegründet, verzeichnete das Start-up 2013 einen Umsatz von 213 Millionen Dollar. Gerade pumpen Kapitalgeber wie Google und Goldman Sachs 1,2 Milliarden Dollar in die Firma, die inzwischen weit mehr wert ist als etwa die Autoverleihgiganten Hertz oder Avis, die Millionen Kunden und riesige Flotten kommandieren.

Die Investoren begeistert, dass Uber in kurzer Zeit zu einem globalen Phänomen geworden ist. Noch 2010 war der Dienst in gerade einmal drei Städten präsent. Inzwischen sind es über 160 Städte in 43 Län-

dern, darunter auch Hamburg, Berlin und Frankfurt am Main. Jeden Monat kommt derzeit rund ein halbes Dutzend weiterer Städte hinzu. Über sei kein normales Technologieunternehmen, betont Travis Kalanick, Gründer und Chef von Uber. „Wir verändern, wie Städte funktionieren.“

Kalanick ist eine umstrittene Figur im Silicon Valley. Er gilt als aggressiv, eitel und streitbar. Viele Menschen, die ihn gut kennen, beschreiben ihn als intellektuell brillant, aber kaum einer verliert ein gutes Wort über seinen Charakter.

Kalanick hat in letzter Zeit wiederholt klargemacht, dass er die Zukunft des Unternehmens weniger als wirtschaftliche Herausforderung, sondern als politischen Kampf betrachtet. „Wir sind in einer politischen Kampagne, der Kandidat ist Uber, und der Gegner ist ein Arschloch namens Taxi.“ So sagte es Kalanick vor wenigen Wochen öffentlich auf einer Konferenz. Aus der Sicht Übers blockieren die alteingesessene Taxiindustrie und ihre politischen Unterstützer nur den Weg für eine bessere Transportstruktur in Großstädten. „Das System stinkt“, sagt Kalanick. „Es fühlt sich an wie in der Dritten Welt.“

Das Unternehmen richtet sich offensichtlich darauf ein, in den kommenden Jahren weltweit einen langen Kampf mit Gesetzgebern und Regulatoren zu führen. Es rüstet entsprechend auf. Vor Kurzem hat Uber den stellvertretenden Chef der New Yorker Taxibehörde abgeworben und zum Cheflobbyisten gemacht. Die Öffentlichkeitsarbeit übernahm vor Monaten ein ehemaliger Wahlkampfstrategie Hillary Clintons.

In Deutschland gehen die Behörden in Hamburg und Berlin gegen den Dienst juristisch vor, das Unternehmen wehrt sich. Die Lobbyisten der Branchen, deren Geschäftsmodelle Uber und Co. attackieren, reagieren hilflos bis eingeschüchtert auf die neue Konkurrenz aus dem Netz.

Der Berliner Taxiunternehmer Richard Leipold hat im April eine einstweilige Verfügung gegen Uber erwirkt, die es der Plattform untersagt, Fahrten an Mietwagenunternehmer oder -fahrer zu vermitteln. Das Urteil bleibt jedoch voraussichtlich ohne Konsequenzen, weil Leipold auf Anraten seiner Anwältin darauf verzichtet, es vollstrecken zu lassen, aus Angst vor Rückforderungen Übers, falls eine höhere Instanz das Urteil zukünftig aufheben sollte. „Ich habe keine Lust, meine Altersvorsorge zu riskieren“, sagt er. Leipolds Bedenken sind nicht unbegründet: In ihrer Klageerwidderung droht eine Uber-Anwältin unverhohlen mit „ruinösen Schadensersatzforderungen“, sollte Leipold seine Ansprüche verfolgen.

Auch dem Deutschen Taxi- und Mietwagenverband ist die Angst vor Uber anzumerken. „Wir legen uns mit einem mächtigen Gegner an“, sagt Präsident Michael Müller. Der Verband will zwar „alle recht-

lichen Mittel“ gegen die Plattform nutzen, einem möglichen juristischen Erfolg blickt Müller trotzdem ohnmächtig entgegen: „Wie man eine App in letzter Konsequenz stilllegen kann, weiß ich auch nicht.“

So lange versucht es die Branche erst mal mit rustikalem Widerstand. Der Hamburger Taxifahrer Clemens Grün stellte kürzlich gemeinsam mit Kollegen einen Lkw vor die WunderCar-Zentrale, von dessen Laderampe aus er die Newcomer einen Tag lang mit Protesten übers Megafon traktierte.

Die Taxiunternehmer halten Firmen wie WunderCar oder Uber für rechtswidrig, weil die Unternehmen die zahlreichen Auflagen der Branche schlicht ignorierten. Kaum ein anderes Gewerbe ist so streng reguliert wie das der Taxibetriebe. Fahrzeuge müssen in vielen Bundesländern per Verordnung in einer normierten Farbe lackiert sein, im Fachjargon „Hellelfenbein“ genannt; seitlich müssen Taxen mindestens zwei Türen haben – aber nur rechts.

Die etablierten Taxiunternehmer werfen den Hobbytaxifahrern vor, dass sie keinen Taxischein besitzen und ihre Autos nicht ausreichend versichert sind. „Wir haben keine Angst vor Konkurrenz, aber es müssen die gleichen Regeln gelten“, sagt Verbandspräsident Müller, „alles andere ist Wettbewerbsverzerrung.“

Über beruft sich darauf, Aufträge nur zu vermitteln. Für die Einhaltung der Gesetze seien die Fahrer verantwortlich, nicht die Plattform. Ein Argument, das auch andere Sharing-Anbieter anführen.

Regeln. Welche Regeln?

Wer seine Wohnung regelmäßig bei Airbnb anbietet, ist kein Vermieter, sondern eher ein Hotelier. Deshalb braucht er genauso einen Gewerbeschein wie jemand, der mit Uber andere Menschen durch die Stadt kutschiert.

Aber reicht das aus? Der Versuch, die Anbieter der Zukunft mit den Mitteln der Vergangenheit zu regulieren, stößt in keinem anderen Bereich so sehr an Grenzen wie im Steuerrecht. Die Frage, was bei all den Geschäften der Share-Economy für den Staat übrig bleibt, wird immer häufiger mit „nichts“ beantwortet. Das Steuerrecht ist für eine Zeit gemacht, in der Produkte über die Ladentheke gingen und eine Dienstleistung tatsächlich von Menschen erbracht wurde. Mit einem rein digitalen Geschäftsmodell ohne echte Menschen und ohne echte Dinge ist es überfordert.

So muss ein Deutscher, der seine Wohnung über Airbnb anbietet, zwar Provision an das US-Unternehmen zahlen, die er hier steuerlich geltend machen kann. Die Firma versteuert ihren Gewinn aber in den USA – obwohl die Leistung hier erbracht wurde. Und ob der Vermieter seine Einnahmen tatsächlich beim Finanzamt de-



Was als idealistischer Gedanke startete, endet mitunter in einer besonders gut getarnten Form der Ausbeutung.

klariert, ist zumindest fraglich. Viele Bürger verdienen sich einfach etwas dazu.

Und die Entwicklung steht erst am Anfang. Sofern Firmen ihren Sitz in ein Steuerparadies wie Antigua verlegen würden, bliebe für keine Steuerbehörde der Welt etwas übrig. In der Share-Economy könnte so ein Milliardenmarkt entstehen, der für alle Beteiligten nach dem Prinzip „brutto für netto“ funktioniert. Den Staaten brächen dann allerdings Steuereinnahmen weg, zum Schaden der Bürger.

„Wenn wir es nicht schaffen, die Firmen und die Nutzer ordentlich zu besteuern, brauchen wir uns angesichts der dynamischen Entwicklung über viele andere Themen bald keine Gedanken mehr zu machen“, heißt es im Finanzministerium. Allerdings gestehen die Experten von Behördenchef Wolfgang Schäuble ein: „Wir haben das Problem zwar auf dem Schirm, sind aber erst dabei, uns Lösungen zu überlegen.“

Weil Suchmaschinen wie Xpider, die für die Finanzämter etwa bei Ebay nach Web-schwarzhändlern fahnden, an viele bei den Anbietern gespeicherten Daten nicht herankommen, versuchen es die Steuerbehörden nun erst einmal auf traditionellem Weg. Derzeit überlegen Bund und Länder, welche Firmen der Share-Economy sie sich genauer angucken wollen.

Dann könnten einige Unternehmen Post aus Deutschland bekommen. Airbnb etwa müsste alle Personen nennen, die schon einmal eine Wohnung über den Anbieter vermietet haben. „Natürlich klingt es nicht zeitgemäß, so etwas national zu regeln“,

heißt es im Finanzministerium, „aber es gibt nun mal kein Weltsteuerrecht.“

Das Problem ist allerdings, dass selbst ein nationales Gesetz nur dann wirksam ist, wenn der Staat es auch durchsetzen kann. Was banal klingt, stellt Torsten Kühne vor große Probleme. Der CDU-Politiker ist Bezirksstadtrat von Berlin-Pankow – und damit auch für den bei Touristen beliebten Stadtteil Prenzlauer Berg zuständig, in dem wahrscheinlich über tausend Ferienwohnungen existieren, unter anderem die von Zaki Omar und Hanno Baethe.

Weil das Geschäft im Prenzlauer Berg dank Onlinevermittlern stark gewachsen ist, hat der Berliner Senat im Frühjahr die Umwidmung von Wohnraum in Ferienwohnungen ohne Genehmigung verboten. Auch alle bereits bestehenden Apartments für Touristen müssen gemeldet werden.

So weit die Theorie. Gerade einmal 900 entsprechende Anträge sind bei Kühnes Behörde bislang eingegangen – allein bei Airbnb werden jedoch weit mehr Wohnungen angeboten. Natürlich könnten Kühnes Mitarbeiter alle Anbieter überprüfen, ob sie ihre Ferienwohnung gemeldet haben und einen Gewerbeschein besitzen.

Allerdings hat Kühne für diese Aufgabe bestenfalls vier Stellen – und die sind derzeit noch nicht einmal besetzt. „Wir haben überhaupt keine Chance, die Einhaltung der Gesetze flächendeckend zu überprüfen“, sagt er. „Bis wir mit der Kontrolle anfangen, gibt es zig neue Anbieter.“ Und so sind Nachbarn bislang die wirksamste Hilfe, um Verstöße aufzudecken. Dutzende

de Briefe und Mails gehen monatlich bei Kühne ein, gespickt mit Hinweisen über Wohnungen, die an Touristen vermietet werden.

Die andere Seite der Moral

„Die Share-Economy verstärkt die schlimmsten Exzesse des vorherrschenden ökonomischen Modells: Sie ist Neoliberalismus auf Steroiden.“ Evgeny Morozov gehört zu den kritischen Denkern des Internetzeitalters, und dies war seine Antwort auf eine Frage, die er in seinem Aufsatz „Die Share-Economy untergräbt die Rechte der Arbeitnehmer“ in der *Financial Times* stellte: „Warum sollte man die Share-Economy fürchten?“

Die Moguln des Silicon Valley würden eine Wohlfühlutopie verkaufen, die den Regeln des Marktes folge, aber mit dem altruistischen Anspruch von Open-Software-Projekten. Doch tatsächlich würden viele Geschäftsmodelle der Share-Economy das Modell der Vollzeitbeschäftigung weiter zerstören, Arbeitnehmerrechte untergraben, und sie seien ein Anschlag auf die Gewerkschaften. „Sie verwandeln Arbeitnehmer in permanent erreichbare, selbstangestellte Unternehmer, die wie Marken denken müssen“, sagt Morozov.

Vor „moderner Sklaverei“ warnt auch Reiner Hoffmann. „Dieses Modell darf keine Zukunft haben“, sagt der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes (siehe Interview Seite 65).

Die Share-Economy funktioniert oft nur deswegen, weil Leute, die nicht genug verdienen, ihre Güter teilen. Die Unternehmen, die den Marktplatz bereitstellen, profitieren vom Schwarmbesitz, der Schwarmintelligenz, der Schwarmfreizeit – sie kasieren, ohne selbst groß zu investieren. Die Unternehmen haben keine Verantwortung für ihre „Crowd“, und sie wollen auch gar keine. Was als idealistischer Gedanke startete, endet mitunter in einer besonders gut getarnten Form der Ausbeutung.

Normalerweise fährt Karman Ebil* den Reisebus eines Berliner Unternehmens durch Deutschland. Vor ein paar Wochen erzählte ihm ein Freund von Uber. Er könne mit seinem eigenen Auto gegen Bezahlung Gäste fahren, wann es ihm passe.

Seit einigen Wochen ist Ebil nun bei Uber registriert, an seinen freien Tagen kurvt er regelmäßig mit seinem VW Golf durch Berlin und wartet darauf, dass sein Smartphone den nächsten Gast anzeigt, den er abholen kann. „Für den Job als Busfahrer werde ich nicht gut bezahlt, natürlich kann ich das Geld von Uber gut gebrauchen“, erklärt Ebil. Laut Vereinbarung mit Uber erhält er 80 Prozent der Fahrtkosten. Ein Fünftel der Erträge gehen demnach direkt an den Uber-Konzern. Nur

* Name von der Redaktion geändert.

wenige Unternehmen fahren eine ähnliche Traumrendite ein.

Die Probleme der Politik

Die Traditionsbranchen stemmen sich gegen die neue Konkurrenz – und begehen dabei Fehler. So wie die Taxifahrer, die Mitte Juni in ganz Europa protestierten und für ihre härtesten Konkurrenten Werbung machten. Hunderttausende hörten so erstmals von Uber.

Zwar gelang es den Taxifahrern, Politiker für ihr Anliegen zu sensibilisieren. Ob diese die gewünschten Schlüsse ziehen, ist aber fraglich. „Natürlich müssen wir uns Gedanken darüber machen, wie wir faire Spielregeln für alle Anbieter definieren“, sagt der netzpolitische Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion Lars Klingbeil. „Aber Gesetze, die digitale Geschäftsmodelle zerstören, darf es nicht geben.“ CDU-Kollege Thomas Jarzombek sieht das genauso: „Wir sollten auf keinen Fall alles wegregulieren, um die traditionellen Branchen zu schützen. Die meisten jungen Firmen bieten viel mehr Chancen als Risiken.“

Christopher Kampshoff will die Chancen nutzen. Der 37-jährige Bankkaufmann hat jahrelang in der Finanzbranche gearbeitet, etwa bei JP Morgan in London. Vor anderthalb Jahren gründete er eine Firma in der Share-Economy. Der Starnberger entwickelte die App Lendstar, über die Privatleute Kleinkredite vergeben können. Lendstar selbst bezeichnet sich als „Euer soziales Finanznetzwerk“, teure Dispokredite sollen über die App umgangen werden.

Nach der Anmeldung muss man eine Gruppe erstellen und kann sich dann mit Freunden verbinden. In der Gruppe kann man beispielsweise Geld leihen und verleihen. Wer kurzfristig 500 Euro braucht, kann sich von 50 „Freunden“ je zehn Euro leihen oder von zehn jeweils 50 – je nachdem, wie groß die Zahlungsbereitschaft ist. Lendstar spricht von zehn Millionen Menschen in Deutschland, die regelmäßig einen solchen Dispo in Anspruch nehmen. Die Idee war, für die Verleiher nur Minizinsen zu nehmen, um so eine Konkurrenz zur klassischen Bank zu sein. Doch kaum ging Lendstar an den Markt, kam Post von der Finanzdienstleistungsaufsicht BaFin: So gehe das nicht. Wenn die Teilnehmer Zinsen erheben würden, egal wie niedrig, brauche jeder einzelne eine Banklizenz. Kampshoff selbst benötige eine Kreditmaklerlizenz, zudem müssten sich alle an das Zahlungsdienstleistungsgesetz halten.

„Mit derartigen Geschossen tritt man schnell eine gute Idee tot“, sagt Kampshoff. Er sei nicht generell gegen Regeln, aber er glaube nicht, dass alle bisherigen Regeln auf

Modelle wie seines anwendbar seien.

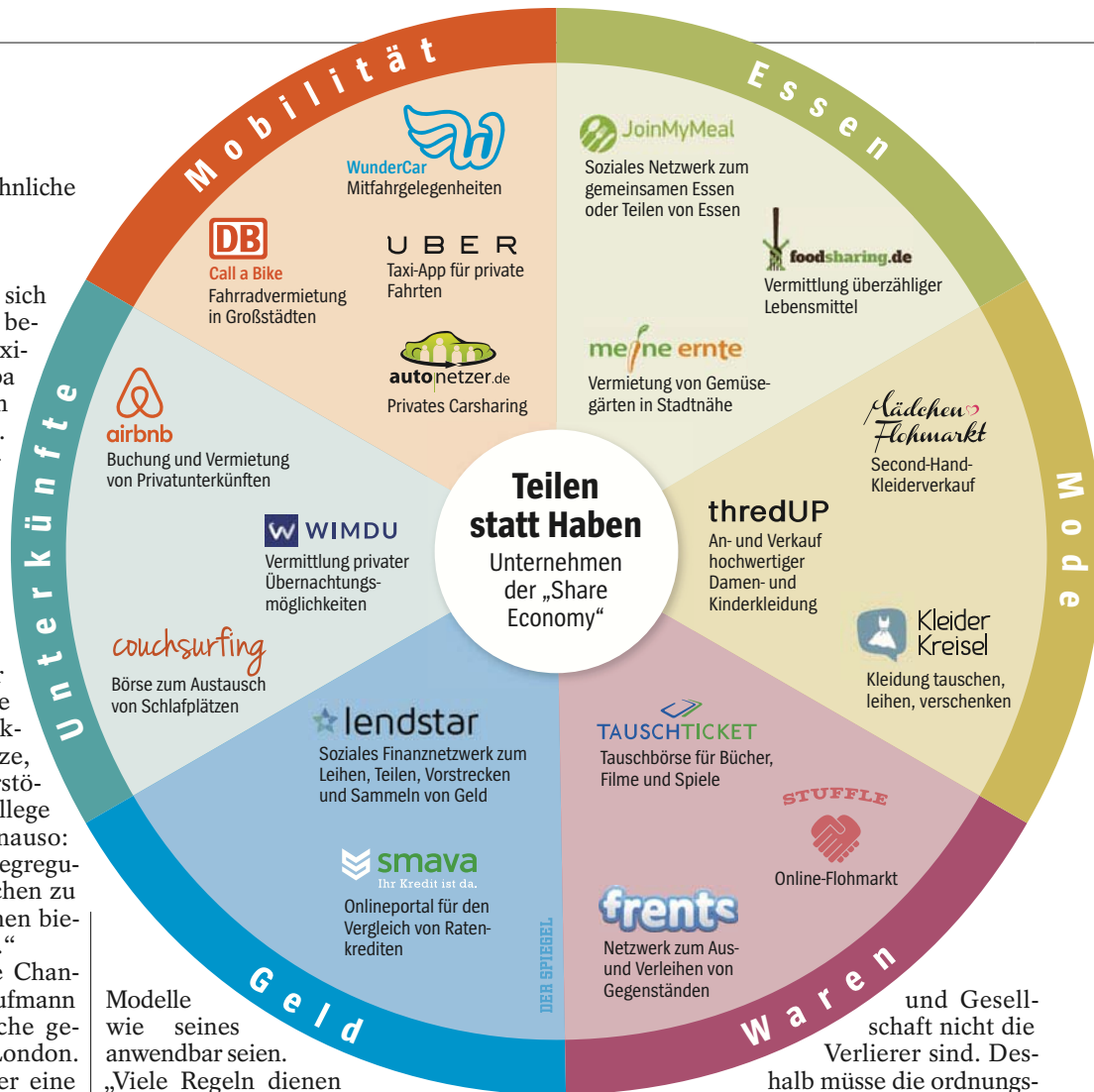
„Viele Regeln dienen doch auch dazu, den Markt zu beschränken. Wir wollen mehr Spielraum.“

Noch läuft die Politik der Entwicklung in der digitalen Ökonomie meist hinterher, ein entsprechender Ausschuss im Bundestag wurde erst im Frühjahr gegründet. Da war das Internet längst volljährig.

Bisher haben sich nur wenige Gedanken darüber gemacht, welche Folgen die schumpetersche Kraft des Netzes für den Gesetzgeber hat; auch in der Regierung. „Wir haben bei dem Thema noch nicht einmal an der Oberfläche gekratzt“, sagt ein Regierungsmitglied. Und Nachhaltigkeits-Professor Heinrichs meint: „Die Politik hat das Thema bislang weitgehend verpennt.“ Sie reagiere nur, statt den Prozess mitzugestalten.

Die ehemalige Justizministerin Brigitte Zypries ist so etwas wie das Digital-Gewissen von Bundeswirtschaftsminister Sigmar Gabriel. Als parlamentarische Staatssekretärin ist sie für alles rund ums Internet zuständig. Vor Kurzem war sie mit deutschen Gründern in Kalifornien – und vieles von dem, was sie bei Airbnb und Co. gesehen hat, macht ihr Sorge: „Im Silicon Valley herrscht eine Goldgräberstimmung, und die Share-Economy wird nur positiv gesehen. Die sozialen Folgen werden ausgeblendet.“

Sie wünscht sich deshalb eine Debatte über die gesellschaftlichen Auswirkungen der neuen Plattformen und will, dass Staat



und Gesellschaft nicht die Verlierer sind. Deshalb müsse die ordnungsgemäße Besteuerung der Einnahmen sichergestellt werden. „Und wir müssen dringend die Haftungs- beziehungsweise Versicherungsfragen klären“, sagt sie. Es müsse klar sein, wer zahle, wenn es zu Unfällen komme.

In Hamburg hat der Staat bereits gesprochen. Anfang Juni untersagte die Behörde für Wirtschaft, Verkehr und Innovationen WunderCar-Gründer Froh, „geschäftsmäßige Beförderung“ zu vermitteln, da seine Fahrer keinen Personenbeförderungsschein besitzen. Bei Zuwiderhandlung droht ein Zwangsgeld. Froh reagierte, indem er den Fahrern rät, offiziell maximal die Betriebskosten für die Fahrt in Rechnung zu stellen – und alles darüber hinaus als Trinkgeld zu deklarieren. Dann sei es nicht gewerblich und damit rechtskonform.

Froh ist selbst bei WunderCar registriert – allerdings nur als potenzieller Fahrgast. Seine Dienste als Fahrer kann er nicht anbieten, da die WunderCar-Regularien vorschreiben, dass das Auto mindestens drei Türen und vier Sitze aufweisen muss. Froh fährt einen zu engen Porsche.

Sven Böll, Markus Dettmer, Paul Middelhoff, Ann-Kathrin Nezik, Thomas Schulz, Janko Tietz



Animation:
Vernetztes Teilen

spiegel.de/app342014shareconomy
oder in der App DER SPIEGEL

„Moderne Sklaverei“

Interview DGB-Chef Reiner Hoffmann, 59, über die Risiken der Share-Economy für Arbeitnehmer

SPIEGEL: Herr Hoffmann, haben Sie schon mal über eine digitale Tauschbörse eine Wohnung oder eine Mitfahrgelegenheit gemietet?

Hoffmann: Ich habe mir das eine oder andere Portal zwar schon mal angeschaut, aber noch nie eines genutzt.

SPIEGEL: Werden Sie es irgendwann tun?

Hoffmann: Im Leben nicht.

SPIEGEL: Warum?

Hoffmann: Sie müssen sich anschauen, unter welchen Konditionen dort neue Geschäftsmodelle angeboten werden. Als Studenten haben wir gern die Mitfahrzentralen genutzt, um günstig von Düsseldorf nach Berlin zu kommen. Das hat jeder gemacht. Aber wenn daraus ein Geschäftsmodell gemacht wird, das sich allen Regeln entzieht, ist das etwas anderes. Bei vielen Taxi-Apps gibt es zum Beispiel keinen Personenbeförderungsschein, keinen Gewerbeschein, keine Sozialversicherung. Das hat mit Selbsthilfe nichts mehr zu tun. Dieses Modell darf keine Zukunft haben.

SPIEGEL: Aber was spricht denn dagegen, dass Bürger ihre Güter teilen, um nachhaltiger zu wirtschaften?

Hoffmann: Nichts, wenn es wirklich ums Teilen ginge. Nehmen Sie die Apps zur Immobilienvermietung. Allein in Berlin gibt es bereits mehr als 6000 Wohnungen, die nicht mehr auf dem normalen Mietmarkt erscheinen. Die werden ausschließlich über diese Apps kurzfristig angeboten, weil es einen höheren Profit für die Besitzer abwirft. Das ist der pure Kommerz auf der Grundlage neuer elektronischer Vermarktungsmöglichkeiten.

SPIEGEL: Viele Menschen bieten über diese Apps zeitweise Zimmer an, damit sie sich ihre teurer werdenden Wohnungen etwa in Berlin noch leisten können.

Hoffmann: Wenn sie sich auf diese Weise gelegentlich etwas hinzuverdienen, habe ich nichts dagegen. Ein Student macht in einer anderen Stadt ein Praktikum und findet über das Netz eine günstige Wohngelegenheit – super. Aber man muss schon genau hinschauen. Bei vielen dieser Angebote auf den Plattformen geht es eher darum, dass vor allem die Vermittler dauerhaft schnelles Geld bei Umgehung aller Vorschriften verdienen. Das sind nicht neue Modelle der sozialen Ökonomie, sondern neue Formen der Ausbeutung. Und das geht mit den Gewerkschaften gar nicht.

SPIEGEL: Die neuen Taxi-Apps zum Beispiel sind nichts anderes als elektroni-

sche Varianten herkömmlicher Mitfahrzentralen. Was ist daran asozial?

Hoffmann: Wir waren gerade dabei, für das Taxigewerbe halbwegs vernünftige Arbeitsbedingungen zu vereinbaren und zum Beispiel einen Mindestlohn auszuhandeln. Nun drängt der Taxidienst Uber auf den Markt, zu dessen Geschäftsprinzipien es gehört, solche Regeln zu umgehen und 20 Prozent Anteil von jeder vermittelten Fahrt einzustreichen. Wir reden hier nicht über ein gemeinnütziges Internetprojekt, sondern über ein kalifornisches Unternehmen, an dem die Investmentbank Goldman-Sachs und



Gewerkschafter Hoffmann
„Über? Nicht so“

der Internetkonzern Google beteiligt sind. Denen geht es nur um eines: so viel Geld zu verdienen wie möglich.

SPIEGEL: Es gibt auch Plattformen, die Haushaltshilfen vermitteln. Dadurch kann eine Person mehrere Kurzzeitzjobs zu einer Vollzeitstelle bündeln. Was halten Sie davon?

Hoffmann: Meine Haushaltshilfe kommt von der Diakonie. Dafür zahle ich einen ordentlichen Preis, dafür erhalten die Mitarbeiter ordentliche Löhne und haben klar geregelte Arbeitsbedingungen. Auf den elektronischen Plattformen dagegen entstehen neue Formen der oftmals prekären Solo-Selbstständigkeit. Die Hilfen arbeiten auf Abruf, im Zweifelsfall in einem Set von Leuten, an die die Botschaft rausgeht: am Dienstag, 18

bis 20 Uhr, Haushaltsreinigung. Wer hat Zeit, wer bietet an und das zum günstigsten Preis. Das ist doch moderne Sklaverei.

SPIEGEL: Und was ist Ihre Lösung? Wollen Sie die Digitalisierung stoppen?

Hoffmann: Nein, wir wollen die neue Technik natürlich nutzen. Für die Gewerkschaften resultieren daraus Gestaltungschancen, aber auch Risiken. Wir müssen den klaren Blick behalten und differenzieren: Für uns kommt es darauf an, den Wert der Arbeit zu erhalten. Die Politik muss dafür sorgen, dass Kündigungsschutz, Mindestlöhne, Arbeitsschutz- und Arbeitszeitregeln auch für die neuen digitalen Angebote gelten.

SPIEGEL: Welche Arbeitnehmerrechte sehen Sie gefährdet?

Hoffmann: Es geht um eine Vielzahl von Fragen, zum Beispiel bei den Taxi-Apps: Wie sieht es mit dem Arbeits- und Gesundheitsschutz aus? Wer haftet bei einem Unfall? Wie ist die Sozialversicherungspflicht geregelt? Wo bleibt die Arbeitnehmervertretung? Diese Ideologie des Netzes, wonach ohne Regulierung angeblich alles einfacher wird, geht mir auf den Senkel. Die Finanzkrise, die schlimmste Wirtschaftskrise seit vielen Jahrzehnten, war doch nicht Ausfluss überbordender Vorschriften – das genaue Gegenteil hat die Welt 2008 an den Rand der Katastrophe geführt.

SPIEGEL: Sie versuchen, die Regeln der Industriegesellschaft auf die neue Welt der digitalen Ökonomie zu übertragen. Haben Sie keine Angst, dass Sie Deutschland so von der internationalen Entwicklung abkoppeln?

Hoffmann: Die Gewerkschaften sind keine Maschinenstürmer, und wir kämpfen auch nicht für den Heizer auf der E-Lok. Die Digitalisierung macht es möglich, Arbeit und Leben besser miteinander zu verbinden. Gerade deswegen müssen wir uns aber auch um die Risiken kümmern ...

SPIEGEL: ... und jeder fährt weiter in seinem eigenen Auto.

Hoffmann: Warum? Ich finde Carsharing prima. Ich habe gar kein Auto mehr. In meiner Heimatstadt kann ich mir das Auto von meinem Nachbarn ausleihen. Das heißt, das nächste Auto ist gerade 500 Meter entfernt. Neue Formen der Mobilität, welche Belastungen hat der Individualverkehr für die Umwelt, Ausbau der Infrastruktur – darüber sollten wir diskutieren. Aber Uber? Nicht so, wie es jetzt organisiert wird.

Interview: Markus Dettmer, Michael Sauga

Der Nächste, bitte!

Karstadt Der österreichische Immobilieninvestor René Benko übernimmt die marode Warenhauskette, das Unternehmen aber ist noch lange nicht gerettet.

Am Ende hat er es dann doch nicht geschafft. So gern wäre Nicolas Berggruen gesichtswahrend aus der Karstadt-Nummer herausgekommen, hätte sich so präsentiert, wie er sich selbst und sein Umfeld ihn sieht: als großzügigen Investor, der alles getan hat, am Ende aber doch scheiterte.

Mit der Übergabe des kompletten Karstadt-Konzerns an die Signa-Gruppe des österreichischen Immobilieninvestors René Benko mache er den „Weg frei für einen Neuanfang“, ließ er vergangene Woche verlauten, außerdem habe er mit dem Karstadt-Investment „nur geringfügig“ Geld verdient. Um dann in einem Interview mit der *Bild*-Zeitung schon fast weinerlich hinterherzuschreiben, Karstadt sei „auch mit Blick auf meinen Ruf in Deutschland“ kein gutes Geschäft gewesen.

Der Abgang des vor vier Jahren noch als „guter Investor“ und „Philanthrop“ gefeierten „Karstadt-Retters“ ist nichts anderes als die komplette Kapitulation vor der Realität der deutschen Warenhauswelt: Berggruen gibt die Warenhäuser, die Luxushäuser und die Sportfilialen, ja selbst seine Anteile an den schon Benko gehörenden Immobilien auf – und das alles, ohne einen Cent dafür zu bekommen.

Und wieder verabschiedet sich ein Karstadt-Besitzer in schwierigen Zeiten und überlässt den Warenhauskonzern sich selbst – beziehungsweise dem nächsten Eigentümer.

René Benko besitzt seit vergangenem Herbst bereits 75,1 Prozent des Alsterhauses in Hamburg, des KaDeWe in Berlin und des Oberpollingers in München sowie die 28 Sporthäuser des Konzerns. Die komplette Übernahme sei angesichts der aktuellen Lage die logische Konsequenz, hieß es vergangene Woche bei Signa, man setze jetzt auf Ruhe, um eine tragfähige Sanierungsstrategie hinzukriegen.

Tatsächlich steht der traditionelle Warenhauskonzern wieder kurz vor der Pleite, selbst die optimistischen Schätzungen des Managements zeigen nicht, wie man das Geschäft langfristig rentabel führen könnte. Die Liquidität ist so gut wie aufgebraucht, selbst für die Sanierung, also die Schließung von Filialen und den Abbau

von Arbeitsplätzen, fehlt dem Konzern das Geld. Spätestens als Anfang Juli die letzte Karstadt-Chefin, die Schwedin Eva-Lotta Sjöstedt, nach nur fünf Monaten ihren Job hinschmiss, war klar: Ob es überhaupt mit Karstadt weitergeht, ist fraglich. Dass es aber auf keinen Fall mit Berggruen weitergeht, ist sicher.

Sein Nachfolger scheint ihm auf den ersten Blick verblüffend ähnlich: von eher kleinem Wuchs, auf Fotos gern mit Promis und langbeinigen Frauen zu sehen, gleichzeitig medienscheu und geschäftstüchtig. Was treibt diesen Mann, sich mit Karstadt eine der wohl schwierigsten Unternehmenssanierungen anzutun, die sich in Deutschland derzeit finden lässt?

Der Aufstieg

Benko hat sich aus einfachen Verhältnissen hochgearbeitet. Geboren ist der 37-Jährige in Innsbruck, sein Vater war Angestellter bei der Stadt, seine Mutter Kindergärtnerin. Schon während der Schulzeit jobbte er bei einem Projektentwickler, von dem er die ersten Tricks

und Kniffe lernte und der sein Interesse an Immobilien weckte. Mit knapp 18 Jahren brach Benko zum Entsetzen seiner Eltern die Schule ab, zog von zu Hause aus und machte sich schließlich Ende 1999 selbstständig. Seine ersten Objekte waren zwei Dachböden in Wien, die er billig erwarb, zu Luxusapartments ausbaute und nach dem Umbau teuer verkaufen konnte.

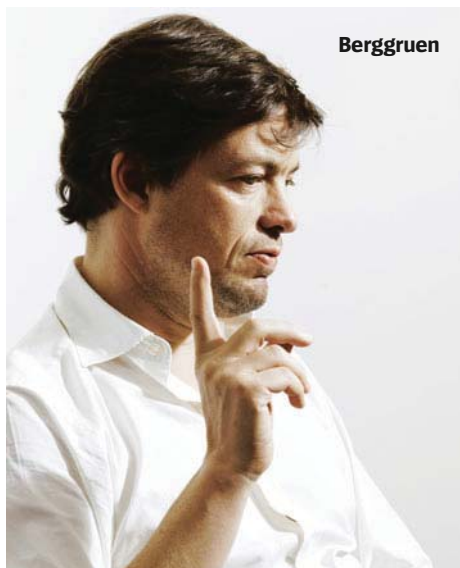
Bald darauf lernte er seinen ersten Förderer kennen: den fast 30 Jahre älteren Karl Kovarik, den reichen Erben eines Tankstellenimperiums, dessen Schwager eine von Benkos Dachwohnungen gekauft hatte. Kovarik investierte rund 25 Millionen Euro in Benkos Firma – öffnete ihm aber vor allem die Türen zu den oberen Kreisen der österreichischen Wirtschafts- und Bankenwelt sowie der Politik.

Der pensionierte Tiroler Volksbankdirektor Helmut Holzmann sorgte damals dafür, dass eine Riege älterer Herren sich des jungen Emporkömmlings annahm und dezent die eine oder andere Schwäche ausglich – vor allem, wenn es um das Auftreten des damaligen Mittzwanzigers ging. „Er hat es immer verstanden, die unterschiedlichsten Leute für sich zu begeistern und sich ein Netzwerk illustrierter Persönlichkeiten zu schaffen“, sagt einer, der ihn lange kennt.

Genauso liest sich auch die Liste der engsten Freunde und Berater, die Benko an den verschiedenen Schalthebeln der Signa Holding untergebracht oder als Investoren gewonnen hat: der ehemalige österreichische Kanzler Alfred Gusenbauer; Peter Haßkamp, früherer Chef der Bremer Landesbank; der Immobilienexperte Rainer de Backere; Karl Samstag, ehemaliger Vorstandschef der Bank Austria; Susan-



Benko



Berggruen

ne Riess, Ex-FPÖ-Politikerin und Vizekanzlerin, heute Chefin des österreichischen Finanzdienstleisters Wüstenrot. Dazu kommen erfahrene Wirtschaftsleute wie der Unternehmensberater Roland Berger; Ex-Porsche-Chef Wendelin Wiedeking oder Torsten Toeller, der Gründer der Fressnapf-Kette.

Der Mensch

„Ich gebe offen zu, dass ich ihm anfangs sehr skeptisch gegenübergetreten bin“, erzählt ein alter Haudegen aus der Wirtschaft. Benko sei so jung, habe dieses etwas unseriöse Auftreten. „Was mir aber imponiert hat: Ich hatte vom ersten Moment an den Eindruck, dass er genau weiß, wovon er redet.“ Benko sei in allen Details bewandert, den ökonomischen, technischen und gesellschaftlichen, habe sehr konkrete Zahlenkenntnisse. „Wenn Sie mit dem über den 2. Stock des KaDeWe reden, dann kennt er die Quadratmeterzahl und erzählt Ihnen etwas über die Platzverschwendung dort.“

Benko sei nicht der Typ, der in einen Raum komme und ihn ausfülle. „Der geht nicht auf die Leute zu, ist kein Schulterklopper“, sagt ein langjähriger Berater. Dass er die Menschen trotzdem sofort für sich einnehme, liege an der „Tiroler Skilehrer-Sympathie“, man möge ihn irgendwie einfach gleich.

Einmal im Jahr lädt der Netzwerker Geschäftspartner und Freunde zum Tiroler Traubensaftfest „Törggelen“ ins noble Palais Harrach ein, wo sich neben den Promis aus Wirtschaft und Gesellschaft auch Tina Turner oder DJ Ötzi tummeln. „Es gibt Einladungen ins Privathaus am Gardasee, auf die Jacht, kleine Aufmerksamkeiten“, erzählt ein Freund.

Da blitzt sie dann auf, die schillernde Seite des jungenhaften Millionärs, die ab und zu ins Unseriöse zu kippen scheint.

„Die Frauen sind etwas jünger, die Röcke etwas kürzer“, kommentiert das ein Geschäftsfreund trocken. Da helfe es auch nichts, dass er seine langjährige Model-Freundin inzwischen geheiratet habe, mit der er zwei seiner drei Kinder hat.

Bei Benko gibt es keinen Unterschied zwischen Privat- und Geschäftsperson. „Benko lebt seine Firma zu 100 Prozent, da werden Geschäftspartner zu engen Freunden und enge Freunde zu Geschäftspartnern oder Teilhabern“, sagt einer, der ihn lange kennt. Der Investor tue nichts, bei dem er seine geschäftlichen Interessen nicht im Blick habe.

Das Geschäft

Benkos bisheriges Meisterstück, die Perle in seinem Portfolio, ist das Goldene Quartier in Wien: ein Areal von insgesamt 21 700 Quadratmetern im Herzen der Altstadt, bestehend aus einem Luxushotel, noblen Boutiquen mit meterhohen Schaufenstern und millionenteuren Penthousewohnungen mit Blick über die Wiener Altstadt.

Aus dem etwas vernachlässigten Stadtteil mit teils sanierungsbedürftigen Jugendstilhäusern hat der Unternehmer innerhalb weniger Jahre eine der begehrtesten Einkaufsmeilen der Stadt gemacht, er hat die Straßenbahn stilllegen lassen und dafür gesorgt, dass die Fußgängerzone verlängert wird. Wo einst die Länderbank-Zentrale ihren Sitz hatte, residiert jetzt die Nobelherberge Park Hyatt mit 143 Zimmern. Und im Tuchlaubenhof oder der Bognergasse drängeln sich arabische und russische Kunden bei Louis Vuitton, Emporio Armani oder Valentino.

„All das kriegen Sie nur hin, wenn Sie eine Vision haben, gut rechnen können, genügend Geld haben – und ausreichend Freunde in der Verwaltung, die dafür sorgen, dass Sie ohne Probleme die notwendigen Genehmigungen für den Umbau eigentlich denkmalgeschützter Häuser kriegen“, sagt ein Kenner.

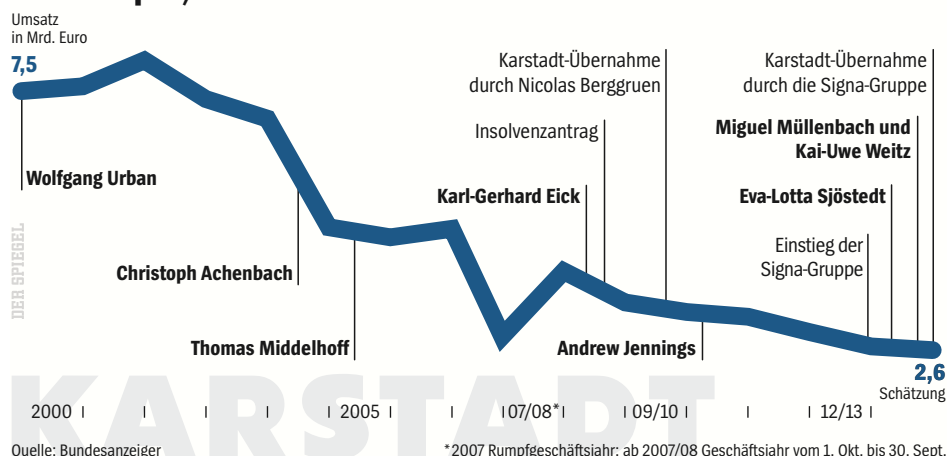
Dass Benko es mit seiner Signa Holding inzwischen geschafft hat, statt einzelner Dachböden solche Projekte mit einem Investitionsvolumen von rund 500 Millionen Euro zu verwirklichen, liegt vor allem an dem griechischen Reeder George Economou. Den lernte Benko bei einem Abendessen der HSH Nordbank in Athen kennen, wo der Tiroler sein Konzept erklärte, „so überzeugend, dass es auch Nichtimmobilienexperten verstanden“, wie Economou später begeistert erzählte. Der Grieche kaufte sich kurze Zeit später erst in die Objekte des Goldenen Quartiers ein, danach stieg er bei Benkos Kaufhaus Tyrol in Innsbruck ein und übernahm schließlich, von der Öffentlichkeit nahezu unbemerkt, im Jahr 2009 50 Prozent von Benkos Signa Holding, unter deren Dach Benkos gesamtes Immobiliengeschäft gebündelt ist.

Knapp 15 Jahre nach ihrer Gründung verwaltet die Signa-Gruppe ein Immobilienvermögen von über sechs Milliarden Euro und ist Österreichs größter privater Immobilienbesitzer. Herzstück und maßgeblicher Geschäftsbereich der Holding ist die Signa Prime Selection. Hier werden die Eigenimmobilien der Gruppe entwickelt und gehalten, bislang eben auch die Karstadt-Immobilien und die Anteile am operativen Geschäft der Premium- und Sporthäuser. Neben der Signa Holding ist die Zürcher Falcon Private Bank mit über 20 Prozent beteiligt, die dem Staatsfonds von Abu Dhabi gehört. Außerdem haben die deutschen Wirtschaftsgrößen Wiedeking und Berger, der österreichische Bau-Tycoon Hans Peter Haselsteiner und Ernst Tanner, Chef von Lindt & Sprüngli, hier investiert.

Doch auch das scheinbar ungebremsste Wachstum der Signa Holding wirft Fragen auf. Nach Ansicht eines Branchenkenners operiert das Unternehmen mit extrem viel Fremdkapital – und ist entsprechend anfällig, wenn die Zinsen steigen oder die Konjunktur schwächelt. Schon jetzt Sorge

Neue Köpfe, altes Leid

Vorstandschefs bei Karstadt





Aussicht vom Immobilienareal Goldenes Quartier in Wien: Perle im Portfolio

die Ukraine-Krise dafür, dass die russischen Kunden ausfielen, die Umsätze brächen deshalb im Rekordtempo ein. Wenn diese Entwicklung anhielte und die Ladenmieter aufgäben, dann geriete die gesamte Kalkulation ins Rutschen.

Die Schattenseiten

Auch deshalb scheint Benko bei der Wahl seiner Geschäftspartner nicht immer zimperlich zu sein: Liquidität scheint oft vor Reputation zu gehen – bei Menschen wie Beny Steinmetz zum Beispiel. Der israelische Diamantenhändler ist zur Hälfte an den 75,1 Prozent der Premium- und Sporthäuser von Karstadt beteiligt, die Benko bereits im Herbst von Berggruen übernommen hatte. Außerdem gehören ihm 50 Prozent der 21 Karstadt-Immobilien, die Benko gekauft hatte. Mit einem Privatvermögen von geschätzt 3,5 Milliarden Dollar soll Steinmetz laut *Forbes* einer der reichsten Männer Israels sein – aber eben auch einer der umstrittensten. In den USA, Guinea und der Schweiz laufen Untersuchungen wegen des Vorwurfs der Korruption gegen ihn, den Steinmetz bestreitet.

Bei der jetzt erfolgten Übernahme der kompletten Karstadt-Gruppe hat Benko Konsequenzen gezogen: Steinmetz wird seinen bisherigen Anteil zwar behalten – aber weder an den restlichen 24,9 Prozent der Premium- und Sport-Gruppe noch an der Karstadt Warenhaus GmbH beteiligt werden.

Es ist nicht das erste Mal, dass Benko umsteuert, wenn er merkt, dass sein Ruf in der Öffentlichkeit leiden könnte – und damit auch das Geschäft. Erst am Montag vergangener Woche bestätigte der oberste Gerichtshof in Wien ein Urteil des Landgerichts, das Benko im November 2012 zu

zwölf Monaten Haft auf Bewährung verurteilt hatte. Gemeinsam mit seinem Steuerberater soll Benko versucht haben, in einer Steuerangelegenheit in Italien zu intervenieren, die Vorsitzende Richterin sprach damals von einem „Musterfall für Korruption“.

Benko beteuerte zwar bis zum Schluss, das Treiben seines Steuerberaters nicht durchschaut zu haben – zog aber sofort Konsequenzen: Er gab die administrative Geschäftsführung der Signa Holding an Christoph Stadlhuber und Marcus Mühlberger ab und wechselte in den Unternehmensbeirat der Holding, von dem die eigentliche Steuerung der Konzernstrategie ausgeht. In seinem Umfeld heißt es dazu, Benko sei in dieser Frage einfach zu naiv gewesen, habe zu wenig Erfahrung in Compliance-Angelegenheiten. „Benko und naiv?“, spöttelt allerdings ein Wiener Geschäftspartner. „Das kann man natürlich so sehen – vor allem, wenn man es unbedingt glauben will.“

Karstadt

Dass der neue Karstadt-Eigentümer in ein paar Jahren allerdings wie sein Vorgänger Nicolas Berggruen behaupten wird, er habe bei der Übernahme der Warenhauskette nicht gewusst, wie „krank Karstadt wirklich ist“, ist wenig wahrscheinlich. Er hat sich, wie man aus Branchenkreisen hört, sehr ausführlich mit der Thematik beschäftigt, er hat untersuchen lassen, welches Potenzial das Konzept des Warenhauses in Deutschland überhaupt hat. Was er aber genau mit Karstadt vorhat, das weiß er momentan vielleicht noch nicht einmal selbst genau.

Klar ist nur: Der strauchelnde Konzern braucht neben dem Geld für Investitionen endlich eine klare Strategie für den On-

linehandel und die verschiedenen Standorte.

Vorbild für zumindest einige Karstadt-Häuser könnte das sein, was als Benkos erster großer Coup gilt: das Kaufhaus Tyrol in Innsbruck. 2004 erhielt der damals noch relativ unbekannte Investor den Zuschlag und verwandelte das heruntergekommene Kaufhaus in ein florierendes Handelshaus. Er vermietete Flächen innerhalb des Kaufhauses an einzelne Firmen oder Marken, so entstand eine Art Shoppingcenter auf kleinem Raum. Heute arbeiten dort deutlich mehr Menschen als vorher, heißt es bei Signa selbstbewusst. Ob das im Fall der Karstadt-Filialen allerdings bedeutet, dass zwar außen noch das Karstadt-Logo prangt, innen aber wenige oder keine Karstadt-Angestellten mehr arbeiten, bleibt offen.

Der Karstadt-Betriebsrat und die Gewerkschaft Ver.di halten sich mit Lob für den Neuen zurück. Sie wollen erst einmal abwarten, welche Pläne er hat – und was das für die 17.000 Arbeitsplätze bedeutet.

Noch rätselt die Branche, warum sich Benko auf das Abenteuer Karstadt eingelassen hat. Möglich, dass er noch immer einen Zusammenschluss von Karstadt und Kaufhof plant, wie viele in der Branche glauben. Ende 2011 hatte er eine Übernahme von Kaufhof versucht – und war gescheitert.

Zunächst muss er aber die Probleme von Karstadt lösen. Und daran sind in der Vergangenheit schon viele gescheitert. „Karstadt ist so politisch, eine so große Nummer – da fürchten viele, dass Benko sich verschluckt“, sagt einer, der die Diskussionen über lange Zeit verfolgt hat. Aber dann lacht er und sagt: „Gleichzeitig ist die Sache so hoffnungslos, da kann er eigentlich nur gewinnen.“ Susanne Amann

Missliche Lage

Freihandel Ein Abkommen mit Kanada gefährdet Bürgerrechte in Deutschland. Gelingt es, die umstrittene Passage noch zu streichen?

Seine gute Stimmung lässt sich der Wirtschaftsminister derzeit durch fast nichts verderben. Gut gebräunt reist er durchs Land, schaut sich Betriebe an, Gründerzentren und Universitäten. Nur bei einem Thema liegen die Nerven blank.

Das mit dem Freihandelsabkommen, sagt ihm ein Student in Potsdam, das fände er „meganegativ“. Was man da so alles lese, Chlorhühnchen, geheime Verhandlungen, Schiedsgerichte, da bekomme er ein schlechtes Gefühl bei.

Plötzlich hebt sich Sigmar Gabriel aus seinem Hörsaalstuhl: „Ich kann Ihre Gefühle nicht ändern“, herrscht er den bärtigen Mann an. Aber bei dem Thema sei er schlecht informiert, sagt der SPD-Chef.

Das mit den Hühnchen sei doch schon lange vom Tisch, auf der Website des Ministeriums könne man sich zum Freihandelsabkommen informieren. Schiedsgerichte brauche man sowieso nicht. Bei so viel Unwissenheit rechne er schon bald mit der Frage: „Was machen Sie dagegen, dass der Mond auf die Erde stürzt?“

Doch die lästigen Fragen zu Freihandelsabkommen werden in der nächsten Zeit noch lauter werden. Denn seit vergangener Woche ist der Vertragstext jener Verein-

barung öffentlich, die die Europäische Union soeben mit Kanada ausgehandelt hat. Ceta lautet die Abkürzung für dieses Abkommen, das in der Szene auch der ältere Bruder von TTIP genannt wird, also dem Freihandelsabkommen, das die EU derzeit mit den USA verhandelt.

Auf vielen Hundert Seiten haben die Emissäre aus Ottawa und Brüssel festgehalten, wie sie den Handel zwischen der EU und Kanada erleichtern wollen. Schon in einem Monat soll das Werk auf einem Gipfeltreffen paraphiert werden. Doch so geräuschlos, wie es geplant war, wird es nicht gehen.

Denn die laute Schar der Gegner fühlt sich in ihren schlimmsten Befürchtungen bestätigt: „Wir haben hier eine Blaupause für TTIP“, warnt die wettbewerbspolitische Sprecherin der Grünen, Katharina Dröge, und die mache vor allem eins deutlich: „Unsere kritischen Einwände sind darin überhaupt nicht berücksichtigt.“

Für Dröge und die Antifreihandelsaktivisten ist Ceta ein Geschenk – vor allem jenes Kapitel, das sich mit dem Schutz von Firmen beschäftigt, die im jeweils anderen Wirtschaftsraum investiert haben. Großkonzerne könnten dadurch den Staat verklagen, wenn dieser Gesetze etwa zum Schutz seiner Bürger erlässt, so lautet die Befürchtung der Gegner.

Ein Beispiel dafür: Der Vattenfall-Konzern verklagt die Bundesrepublik wegen des Atomausstiegs auf Schadensersatz. Austragungsort sind dabei nicht staatliche Gerichte, sondern private Schiedsgerichte. Auch Ceta eröffnet diesen parallelen Rechtsweg.

Das Urteil des Schiedsgerichts sollte zumindest eine Revisionsmöglichkeit bieten, so fordern es auch Rechtswissenschaftler, die sich mit Freihandelsabkommen beschäftigen. Das Abkommen mit Kanada sieht Revisionen nicht vor. „Man wolle so

etwas in der Zukunft schaffen, steht da nur“, kritisiert Markus Krajewski, Völkerrechtler von der Universität Erlangen.

Der Juraprofessor hat in dem nun vorliegenden Vertragstext eine ganze Reihe von Regelungen entdeckt, bei denen die Einwände der Kritiker nur scheinbar berücksichtigt wurden. „Es finden sich dann aber immer im Kleingedruckten Relativierungen“, erklärt er. Ein Beispiel dafür seien Regeln, wonach die Schiedsgerichte der Öffentlichkeit Einblick in die Verfahren geben müssen – nicht aber, wenn „legitime Geschäftsinteressen“ für eine Geheimhaltung sprächen.

Auch konnte die Befürchtung nicht ausgeräumt werden, dass US-Konzerne über ihre kanadischen Niederlassungen Investitionsschutzklagen einreichen können. Zwar müssten die Investoren schon „substanzielle Geschäftsaktivitäten“ in dem Land nachweisen können. „Doch auch das ist schwammig formuliert“, warnt Krajewski. Die Formulierung reiche vermutlich gerade einmal, die Klagen von Briefkastenfirmen abzuwehren.

Bundeswirtschaftsminister Sigmar Gabriel bringt Ceta in eine missliche Lage. Er muss eine klare Haltung zu dem Abkommen einnehmen. Vergangene Woche versuchte er, Zeit zu gewinnen, und erklärte mürrisch, nun mal erst „die 1500 Seiten zu lesen“.

Von Amts wegen müsste er ein Interesse daran haben, Handelshemmnisse zu beseitigen. Doch in seiner Partei ist das Freihandelsabkommen mindestens genauso unbeliebt wie in der Bevölkerung.

Und die Kampagne gegen das Investitionsschutzkapitel läuft bereits an. Kernargument der Gegner: Wie soll man den Amerikanern ein Investitionsschutzkapitel ausreden, wenn man eines mit den Kanadiern beschließt?

Der SPD-Fraktionsvize Hubertus Heil schlägt vor, den heiklen Teil einfach aus dem Abkommen „herauszubrechen“. Doch das könnte nicht nur an den Kanadiern scheitern, sondern auch an einigen europäischen Mitgliedsländern. Im Wirtschaftsministerium jedenfalls arbeiten die Strategen schon daran, wie man den Bürgern das Freihandelsabkommen mit Kanada auch inklusive des Investorenschutzes schmackhaft machen könnte.

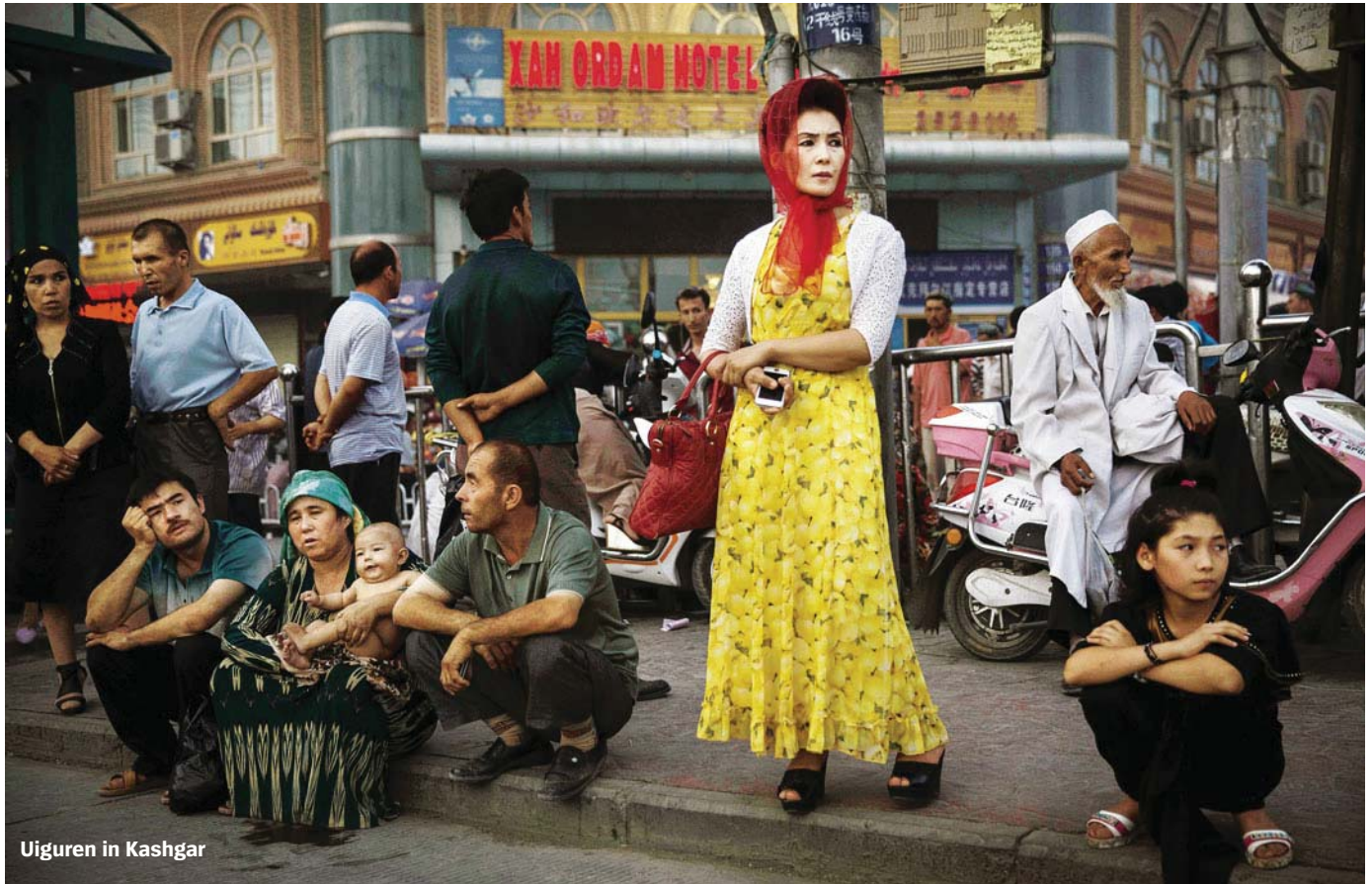
Der argumentative Trick: Das Investitionsschutzabkommen mit Kanada sei so streng formuliert, dass die Befürchtungen der Kritiker unberechtigt seien. So steht es in einer Antwort Gabriels auf eine parlamentarische Anfrage der Linken.

Die Bundesregierung müsse beurteilen, ob nicht „das europäische Gesamtinteresse so überwiegend ist, dass gegebenenfalls ausgehandelte Investitionsschutzabkommen hingenommen werden können“.

Gerald Trauffetter



Gütertransport in Kanada: „Was machen Sie dagegen, dass der Mond auf die Erde stürzt?“



Uiguren in Kashgar

China Unterdrückte Minderheit

Sie gelten als stolzes Turkvolk mit einer weit über tausendjährigen Geschichte, doch von der chinesischen Regierung fühlen sich die Uiguren in der Region Xinjiang ausgegrenzt und unterdrückt. Im Juli, während des Rama-

dan, wurde der muslimischen Minderheit das Fasten vielerorts verboten. Seit Anfang August dürfen sie keine öffentlichen Busse mehr benutzen, wenn sie Kopftuch, Schleier oder einen langen Bart tragen. Nun kündigte die Regionalregierung an, ihnen auch die Geburtenkontrolle zu verordnen. Die Regeln der Familienplanung

gälten künftig „für alle ethnischen Gruppen gleichermaßen“, so der Parteichef der Region. Bislang waren die Uiguren – wie alle ethnischen Minderheiten in China – von der Ein-Kind-Politik ausgenommen. Doch seit der Konflikt zwischen der Zentralgewalt in Peking und der auf Autonomie drängenden Minderheit eskaliert, soll das

nicht mehr gelten. Einige Blogger kritisieren im chinesischen Internet die Verschärfung der Geburtenkontrolle, die meisten aber stimmen der Maßnahme zu, zum Teil mit rassistischen Kommentaren: „Warum so viele Terroristen zur Welt kommen lassen? Sollen sie doch sterben, diese Muslime“, schreibt etwa Cheng Jiaxu. bza

Belgien Kamikaze-Koalition

In Brüssel könnten demnächst flämische Nationalisten an die Macht gelangen. Aus der Parlamentswahl im Mai war deren Partei als stärkste Kraft hervorgegangen. Nun kommen die Koalitionsgespräche zwischen der Neu-Flämischen Allianz (N-VA) auf der einen Seite und Christdemokraten und Liberalen auf der anderen in die entscheidende Phase. Bei einer Einigung, die viele

Teilnehmer erwarten, würde erstmals eine Separatistenpartei mit in der Regierung sitzen. In Belgien ist schon von einer „Kamikaze“-Koalition die Rede. Denn in ihrem



De Wever

Programm spricht sich die N-VA für die Gründung eines unabhängigen Staates Flandern aus. Parteichef Bart De Wever, Bürgermeister der flämischen Metropole Antwerpen, hat wiederholt gesagt, Belgien sei „eine gescheiterte Nation“, die irgendwann „verdampfen“ werde. Auch gegenüber Einwanderern fordert die N-VA einen härteren Kurs. Deshalb erhebt sie auch Anspruch auf das Innenministerium – einer der Knackpunkte bei den aktuellen Verhandlungen. csc

Fußnote

104,9 Millionen

Dollar hat der ehemalige US-Präsident Bill Clinton seit dem Ende seiner Amtszeit 2001 mit 542 Reden verdient; damit waren die Einkünfte des Demokraten aus Vorträgen etwa 324-mal so hoch wie das mittlere Jahreseinkommen eines US-Bürgers. red

USA

Rassenunruhen

Der Tod des Afroamerikaners Michael Brown, 18, löste vergangene Woche in Ferguson, einer Stadt im US-Bundesstaat Missouri, nächtelange Proteste aus. Der weiße Polizist Darren Wilson hatte den unbewaffneten Teenager mit mehreren Schüssen niedergestreckt. Kurz zuvor hatte es einen Diebstahl gegeben, in den Brown verwickelt gewesen sein soll. Trotzdem, wieder einmal sah es so aus, als wären weiße Ordnungskräfte willkürlich gegen einen Farbi- gen vorgegangen. Auch den aufgebrachten, überwiegend schwarzen Einwohnern standen schwer bewaffnete Polizisten gegenüber, verumt wie Soldaten im Antiterrorkrieg. Präsident Barack Obama rügte aus seinem Urlaub den „exzessiven Gewalteinsatz gegen friedliche Proteste“. dbe



Protestierende Bürger in Ferguson

Türkei

Aufbäumen gegen den Pascha

Trotz des Triumphs von Regierungschef Recep Tayyip Erdoğan bei der Präsidentenwahl wächst in seiner Partei für Gerechtigkeit und Fortschritt (AKP) der Widerstand gegen ihn. Wichtige Parteimitglieder sind unzufrieden mit Erdoğan's Personalpolitik. Der Nachpremier habe die Partei wie ein Pascha regiert, kritisiert der AKP-Mitgründer und frühere Vizepremier Ertuğrul Yalçıbayır. Aus eigenem Machtkalkül habe Erdoğan Talente klein gehalten, die Partei sei „personell ausgeblutet“. Yalçıbayır fürchtet, die AKP könne schon bald „ohne Kopf, ohne Vision und ohne Unterstützung durch das Volk dastehen“. Auch Erdoğan's mutmaßlicher Wunschnachfolger für den Posten des Ministerpräsidenten und Parteivorsitzenden, Außenminister Ahmet Davutoğlu, ist innerhalb der AKP umstritten. Er gilt als Technokrat, der an der Basis keinen Rückhalt hat und mit dem der Partei bei der Parlamentswahl im kommenden Jahr erhebliche Verluste drohen. Der Politikwissenschaftler Gencer Özcan von der Istanbuler Bilgi-Universität schätzt die Gruppe der Kritiker auf „mehrere Dutzend Abgeordnete“ und prophezeit der Partei einen „erbitterten Machtkampf“. pop



Erdoğan

Spanien

Bedrohtes Urlaubsparadies

Die Bewohner der Kanarischen Inseln befürchten Umweltschäden in einem der wichtigsten europäischen Ferienzeile. Vergangene Woche erlaubte die spanische Regierung dem Mineralölkonzern Repsol, mit Probebohrungen rund fünfzig Kilometer vor den Küsten Lanza- rotes und Fuerteventuras zu beginnen. An dem Projekt ist auch der deutsche Konzern RWE beteiligt. Die Regionalregierung kritisiert, dem Minister für Industrie, Energie und Tourismus seien wirtschaftliche Interessen wichtiger als die Sorgen der Inselbewohner. Hunderttau- sende protestieren gegen die Suche nach Öl- und Erdgas- vorkommen, Umweltschützer warnen vor Lärmbelästi- gung, Trinkwasserver- seuchung und Beben des Meeresgrunds. Für einen eventuellen Schadensfall während der Sondierungen muss Repsol 60 Millio- nen Euro als Sicher- heit hinterlegen. Das genüge bei Weitem nicht, bemängelt die Regionalregierung und kündigt Klagen vor europäischen Ge- richten an. hzu



Das Kalifat des Schreckens

Terrorismus Die erschütternden Bilder der fliehenden Jesiden im Nordirak haben die Welt aufgerüttelt: Der Kampf gegen die Dschihadistenmiliz „Islamischer Staat“ eint Amerikaner, Europäer, Kurden und Iraner. Zu spät?





In Rakka, einer Stadt in Syrien, ist das „Kalifat“ des „Islamischen Staates“, kurz IS, schon Wirklichkeit. Alle Frauen müssen den Gesichtsschleier Nikab tragen, Hosen sind verboten. Dieben werden Hände abgehackt, Gegner werden öffentlich gekreuzigt oder geköpft – und die Bilder dieser Schreckenstaten werden über soziale Netzwerke verbreitet.

Die wenigen noch geöffneten Friseurläden mussten die Frauenbilder auf den Packungen für Haarfärbemittel schwärzen. Hochzeiten dürfen nur noch ohne Musik stattfinden. Auf den Viehmärkten müssen die Hinterteile der Ziegen und Schafe mit Lappen verhüllt sein, denn beim Anblick der unbedeckten Genitalien könnten Männer auf sündige Gedanken kommen.

Und wer zu den fünf Gebetszeiten des Tages auf der Straße angetroffen wird, der riskiert sein Leben.

Die Dschihadisten des „Islamischen Staates“ leben im Namen Gottes ihre Allmachtsfantasien aus. Sie morden, foltern und bedrängen Familien, den aus dem Ausland zugereisten Kämpfern ihre Töchter zur Frau zu geben. Ein Mädchen, dessen Familie eingewilligt hatte, sie zu verheiraten, nahm sich daraufhin das Leben.

In Syrien haben die IS-Milizen und ihre Vorläufer in den letzten Jahren unzählige Menschen getötet, über 160 000 Menschen sind im syrischen Bürgerkrieg insgesamt gestorben. Doch erst jetzt wacht die Welt auf – nachdem der Konflikt auf den Irak übergegriffen hat und sich der „Islamische Staat“ auch dort scheinbar ungehindert ausbreitet.

Die Welt brauchte erst Bilder. Sie brauchte sie, um zu verstehen, welches Grauen sich abspielt im Irak und in Syrien, und wie unmenschlich die Terrormiliz „Islamischer Staat“ vorgeht. Sie wurde Zeuge, wie Zehntausende Jesiden, diese Angehörigen einer bisher wenig bekannten Glaubensgemeinschaft, vor den Dschihadisten in ein Gebirge fliehen mussten und verdurstend um Hilfe flehten. Denn für die Fanatiker von IS sind Jesiden Teufelsanbeter, die den Tod verdienen.

Erst diese Szenen eines drohenden Genozids zwangen die internationale Gemeinschaft zum Handeln. Sie vereinten sie im Kampf gegen IS, die mit Abstand brutalste, erfolgreichste und unheimlichste Dschihadistentruppe.

Mit erschreckender Leichtigkeit hatten die IS-Kämpfer in den vergangenen Wochen die Peschmerga-Einheiten der kurdischen Autonomieregierung im Irak in die Flucht geschlagen, teilweise kampfflos. Die Kurden, die mit ihren 200 000 Mann als beste Kämpfer des Irak galten, waren ent-

Rettung von Jesiden im Sindschar-Gebirge
Den Ungläubigen den Krieg erklären



Propagandavideos des „Islamischen Staats“
„Jede Gegenstrategie wird Jahre brauchen“

zaubert. Die Bedrohung hat auch die lange verfeindeten kurdischen Fraktionen der Peshmerga und die kommunistische PKK zusammengebracht.

Selbst Amerika und Iran haben im „Islamischen Staat“ nun einen gemeinsamen Feind. Und binnen kürzester Zeit sind im Westen Entscheidungen gefallen, die sich vor wenigen Wochen kaum jemand hätte vorstellen können: Die Europäer wollen Waffen an die einzigen vertrauenswürdigen Alliierten in der Region liefern, die Kurden. Und die USA, die vor zweieinhalb Jahren glaubten, den Irak mit dem Truppenabzug endlich hinter sich zu lassen, sahen sich gezwungen, mit Spezialeinheiten und Kampfjets einzuschreiten.

Nichts verdeutlichte das Scheitern der amerikanischen Politik im Irak wie die Tatsache, dass US-Kampfflugzeuge im Nordirak in den vergangenen Wochen ihre eigenen Waffensysteme bombardieren mussten: Sie schalteten gepanzerte Fahrzeuge und mobile Artillerie aus, die sie einst selbst an die irakische Armee geliefert hat-

ten und die im Juni in die Hände des „Islamischen Staats“ gefallen waren.

Der IS geht bei seinem Eroberungszug nicht nur brutal, sondern mit geschicktem Kalkül vor. Er kontrolliert nun den Stausee von Mossul, die großen Flüsse und damit weite Teile der Trinkwasserversorgung des Irak, außerdem große Weizenvorräte und wichtige Anbaugelände.

Und so ist das sogenannte Kalifat des „Islamischen Staats“ scheinbar plötzlich auf der Landkarte erschienen – ein alpträumerisches Reich, das vom Nordosten Syriens bis tief in den Irak hineinreicht, angeführt von einem selbst ernannten Kalifen namens Abu Bakr al-Baghdadi.

Wie konnte es so weit kommen? Schleichend ist in den vergangenen Jahren die größte terroristische Bedrohung seit al-Qaida entstanden. Das war wohl nicht unvermeidlich. Dass weite Teile Iraks und Syriens zu Dschihadistenterritorium wurden, hat vor allem zwei Ursachen.

Da ist zum einen der Bürgerkrieg in Syrien: Er verhalf den Kämpfern aus dem Irak und dem Rest der Welt zu Kriegserfahrung, Spenden und zu einer Sache, die das Kämpfen lohnte. Die zögerliche internationale Reaktion auf den syrischen Konflikt trug dazu bei.

Doch die Anfänge von IS liegen im irakischen Bürgerkrieg nach der US-Invasion von 2003. Die Organisation hätte sich in den vergangenen Monaten niemals so schnell ausbreiten können, wenn nicht viele irakische Sunniten sich den Kämpfern angeschlossen hätten – nachdem sie jahrelang gegängelt wurden von der Regierung des schiitischen Premiers Nuri al-Maliki und vielfach immer noch gefangen sind im nostalgischen Groll, dass sie ihre frühere Vormachtstellung aus Saddam Husseins Zeiten verloren haben.

Maliki ist vergangene Woche nach erbittertem Widerstand von seinem Amt zurückgetreten. Sein designierter Nachfolger Haidar al-Abadi ist ebenfalls Schiit. Anführer der sunnitischen Stämme erklärten sich vergangene Woche bereit, mit ihm zu verhandeln – um IS im Irak zurückzudrängen, ist eine Verständigung zwischen Schiiten und Sunniten entscheidend. Aber das allein sei nicht genug.

„Der IS ist mittlerweile so stark geworden, dass jede Gegenstrategie Jahre brauchen wird“, sagt Charles Lister vom Think-tank Brookings in Doha, der sich intensiv mit der Gruppe beschäftigt. Militärische Maßnahmen reichten nicht aus.

Was zwischen Bab in Syrien und Falludscha im Irak entstanden ist, erinnert tatsächlich bereits an eine Art Staat, einen Staat des Bösen.

Er verfügt über schätzungsweise 6000 bis 8000 Kämpfer in Syrien und mit den

verbündeten Milizen über etwa 15 000 im Irak, genau weiß das niemand. Darunter sind 2000 bis 3000 Kämpfer aus Europa.

Bei der Eroberung von Mossul hat IS fast eine halbe Milliarde Dollar in bar erbeutet. Die Dschihadisten sind schon lange nicht mehr auf Spenden aus den Staaten am Golf und Saudi-Arabien angewiesen. Mittlerweile finanzieren sie sich selbst: Sie verkaufen das Öl und das Gas aus eroberten Feldern, kontrollieren Wasser und Strom und erheben sogar Steuern.

Den Bewohnern der von ihnen kontrollierten Gebiete bieten sie Sozialleistungen – wie ein echter Staat, sagt Charles Lister. Wo immer der IS ein Gebiet erobert, bezahlt er die Fachkräfte einfach weiter – etwa die Angestellten des Mossul-Staudamms, aber sogar Restaurantpersonal.

Doch wie sieht es aus im Innern des „Islamischen Staats“? Drei Wochen lang durfte sich der Journalist Medyan Dairieh in Rakka aufhalten, der neuen Hauptstadt des „Kalifats“. Die Kämpfer bestimmten, was er zu sehen bekam und was er filmen durfte. Das Ergebnis ist ein 45-minütiger Film, der manchmal wirkt wie Propaganda, der aber gleichzeitig auch einen bislang einzigartigen Einblick ermöglicht. Es ist eine Welt aus Fanatisierten, in der Halbwüchsige in die Kamera brüllen, um Ungläubigen den Krieg zu erklären.

Der „Islamische Staat“ hat einen Pressesprecher in Rakka, Abu Musa, einen jungen Bärtigen mit einer Ray-Ban-Sonnenbrille. Abu Musa benutzt die Gelegenheit, um seine Botschaft an Amerika zu verkünden: „Seid keine Feiglinge, die uns mit Drohnen angreifen, schickt lieber eure Soldaten, die wir schon im Irak gedemütigt haben.“

Zu sehen ist auch eine Patrouille der Hisbah, der Sittenpolizei des „Islamischen Staats“. „Versuch doch mal, eine einzige Person zu finden, die Alkohol verkauft“, prahlt der Chef der Patrouille. Im Vorbeifahren ermahnt er den Mann einer vollkommen verhüllten Frau, sie solle ihr Gewand beim Gehen nicht hochheben.

Die Geschichte der Organisation, die später zu IS wurde, beginnt vor der amerikanischen Invasion des Irak. In den Jahren danach beginnt ein Jordanier, der sich Abu Musab al-Sarkawi nennt, eine Serie spektakulärer Bombenanschläge auf Schiiten – er will einen Religionskrieg entfachen.

Sarkawi schließt sich offiziell al-Qaida an. Noch zu Lebzeiten kritisiert Osama Bin Laden in einem später bekannt gewordenen Dokument die Brutalität des irakischen Ablegers. Damals schon verstören Sarkawis Leute ihre sunnitischen Verbündeten mit absurden Vorschriften – etwa dem Verbot von Speiseeis, das es zu Zeiten des Propheten nicht gegeben habe, oder von Gurken auf den Märkten, die sexuelle Gedanken provozieren könnten.

Bevor Sarkawi 2006 bei einem US-Luftangriff starb, fachte er den Bürgerkrieg an, der bis heute den Irak auseinanderzureißen droht. Nach seinem Tod benennt sich die Organisation um in „Islamischer Staat im Irak“ und verliert an Schlagkraft, weil die Amerikaner Koalitionen mit den sunnitischen Stämmen eingehen.

Erst Abu Bakr al-Baghdadi, seit 2010 Anführer der Organisation, macht sie zu dem, was der IS heute ist. „Er hat eine professionellere, militärische Haltung eingeführt“, sagt IS-Experte Lister. „Baghdadi hat im Wesentlichen Sarkawis Strategie übernommen, sie aber doppelt so effektiv gemacht.“ Baghdadi habe auch eine höhere Autorität, denn er verfüge über eine religiöse Ausbildung – anders als etwa Bin Laden.

Doch die militärische Führung hat er wohl nicht selbst inne, sondern ein Führungszirkel, der vor allem aus Exoffizieren und Kadern von Saddam Husseins Baath-Partei besteht. Die schotten sich hermetisch ab: Die normalen Kämpfer kennen nur ihren örtlichen „Emir“, der wiederum hat nur mit dem Provinz-Emir zu tun.

Heute gilt IS als die kampfstärkste Miliz der Region. Doch bis dahin war es ein langer Weg – von den Anfängen im Irak führte er über den Bürgerkrieg in Syrien.

Nachdem der Aufstand gegen Assad im März 2011 begonnen hatte, entließ das Regime viele Dschihadisten, die davor im Irak gekämpft hatten, aus seinen Hochsicherheitsgefängnissen. Das untermauerte Assads Behauptung, man kämpfe gegen radikale Islamisten.

Doch damals wurde der Widerstand vor allem von der Freien Syrischen Armee (FSA) bestritten, einer Ansammlung deserthierter Soldaten und Zivilisten. Die FSA war nicht islamistisch, sie war aber auch nie viel mehr als ein Name: Es gab kaum übergreifende Kommandostrukturen. Sie verfügte nie über genügend Geld oder Waffen, um Assad besiegen zu können. Der Westen sorgte sich, dass bei einer Unterstützung der FSA schwere Waffen in falsche Hände fallen könnten.

Nicht nur in den USA gibt es nun eine Debatte, ob der Westen IS hätte stoppen können, wenn er rechtzeitig die moderate Opposition gestärkt hätte.

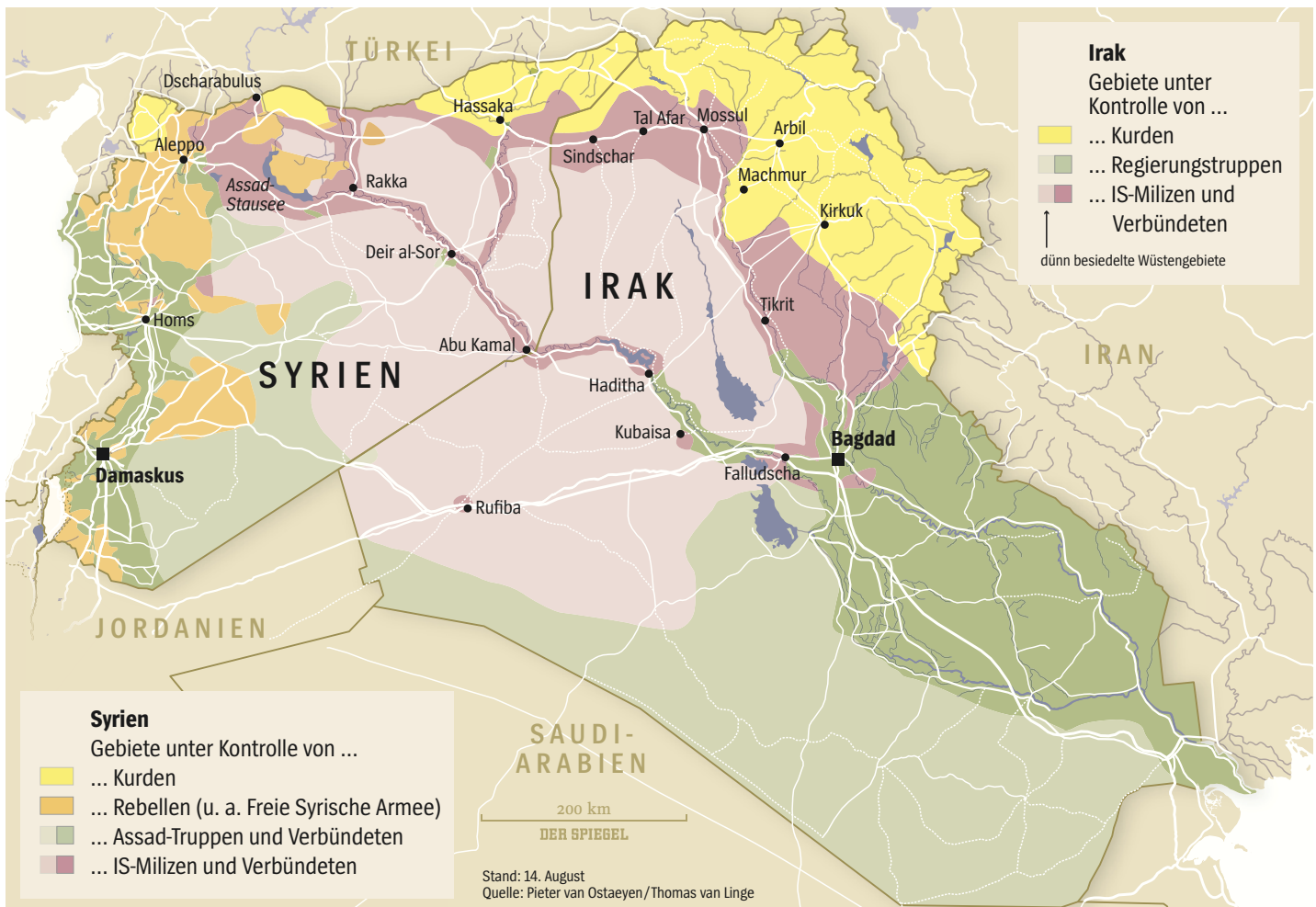
Exaußenministerin Hillary Clinton, die wahrscheinliche demokratische Präsidentschaftsbewerberin, kritisierte Obama offen: Seine Weigerung, die Opposition in Syrien frühzeitig zu unterstützen, habe ein „großes Vakuum“ geschaffen, das den Aufstieg von IS begünstigt habe.

Wer recht hat? Das ist schwer zu sagen. Brookings-Experte Charles Lister glaubt, im Irak hätte sich der IS dennoch ausbreiten können – doch eine Unterstützung der moderaten Rebellen in Syrien wäre zu Beginn sinnvoll gewesen, um den IS dort in Schach zu halten.

Irgendwann im Sommer 2011 überquerten acht Männer die Grenze vom Irak zu Syrien. Einer von ihnen hieß Abu Mohamad al-Dschulani. Der Chef der Organisation, Baghdadi, hatte ihn mit der Mission losgeschickt, auch in Syrien einen Ableger von al-Qaida zu gründen: die Nusra-Front. So begann der dschihadistische Teil des syrischen Bürgerkriegs.

Dschulani wollte sich absetzen von den krassen Methoden der irakischen Qaida und verzichtete auf brutale Bestrafungen. Nusra etablierte sich schnell als effektivste Truppe in Syrien, machte sich aber auch bei der Bevölkerung beliebt – die Kämpfer lieferten Hefe an Bäckereien und verteilten Lebensmittel.

Doch im April 2013 wollte Baghdadi die Kontrolle über seine syrische Kreation zurückgewinnen. Er erklärte sich zum Anführer der irakischen und der syrischen Qaida, die fortan den gemeinsamen Namen ISIS tragen sollten. Aber Dschulani,



der Nusra-Anführer, lehnte dies ab und holte sich Unterstützung bei Qaida-Anführer Sawahiri. Das war der Moment, als Baghdadi mit Sawahiri und al-Qaida brach.

Nusra spaltete sich. Ein Teil der Kämpfer hielt weiter zu Dschulani und al-Qaida, doch andere, darunter die meisten ausländischen Kämpfer, liefen zu Baghdadi über. Der sah sich damals schon an der Spitze eines Staates, nicht nur als ein Milizenführer unter vielen – und ernannte sich zum Anführer aller Gläubigen.

Im Mai 2013 eroberte ISIS von Nusra die Stadt Rakka in Syrien und machte sie später zu seiner Hauptstadt. Seither breiteten sich die Dschihadisten in Nordsyrien aus, nährten sich vom steten Zustrom Radikaler aus Tunesien, Saudi-Arabien, Ägypten, Europa, ja selbst Indonesien.

Weil die Islamisten kaum gegen das Regime, dafür umso mehr gegen die übrigen Rebellengruppen kämpften, vertrieb im Januar eine Koalition fast aller Gruppen die Dschihadisten binnen Wochen aus dem Nordwesten Syriens. Doch mit den Waffen aus dem Irak kam der IS wieder in die Offensive.

In den vergangenen Wochen marschierten die Dschihadisten vorrangig gegen Gebiete in Nordsyrien. IS-Kämpfer eroberten mehrere Orte westlich des Euphrat nahe der türkischen Grenze. Dabei schnitten sie rivalisierenden Kämpfern der Freien Syrischen Armee wichtige Versorgungswege ab – die kommen gerade in Aleppo gegen die Truppen des Regimes in Bedrängnis und werden so kaum lange ausharren können.

Anders als es die IS-Propaganda glauben machen will, werden die Dschihadisten längst nicht von allen Sunniten in Syrien als Befreier gefeiert. So regt sich in der Provinz Deir al-Sor Widerstand gegen die neuen Herrscher. Kämpfer des mächtigen Schaikat-

Stamms haben in mehreren Orten gegen IS aufgebeht. Kleine Zeichen des Widerstands gibt es auch in der IS-Hochburg Rakka.

Dort verurteilten die Fundamentalisten Mitte Juli innerhalb von zwei Tagen zwei Frauen wegen angeblichen Ehebruchs zum Tod durch Steinigung. Die meisten Bewohner, die von den IS-Führern in den Baadscha-Park gerufen worden waren, weigerten sich laut Augenzeugenberichten jedoch, zu Tätern zu werden. Deshalb schritten die Dschihadisten selbst zur Tat.

Anders als im Irak gelingt es IS in Syrien nicht, in dem hohen Maße einheimische Islamisten für seine Ziele zu gewinnen. In den Propagandavideos der Dschihadisten treten zumeist Männer mit nordafrikanischem oder saudi-arabischem Akzent auf. Sie stehen in der IS-Hierarchie oben, und sie sind es auch, die die Scharia-Gerichte in den syrischen Orten führen.

Auch deshalb ist für den „Islamischen Staat“ die Propaganda über soziale Netzwerke so wichtig. Seine Anhänger zelebrieren ihren Ruf, besonders grausam zu sein. Sie twittern Bilder von Kreuzigungen und Massakern. IS gibt sogar ein eigenes Magazin im PDF-Format heraus.

Das Ziel ist klar: Es sollen weitere Kämpfer aus dem Rest der Welt ins Kalifat gelockt werden. Besorgniserregend ist, dass die Dschihadisten mittlerweile auch in europäischen Ländern Sympathisanten zu gewinnen scheinen: Fahnen des „Islamischen Staats“ tauchten in den vergangenen Wochen bei Demonstrationen in Paris und Brüssel auf, vergangene Woche wehte sogar eine an einem Haus im Bundesstaat New Jersey, und mitten an der Londoner Oxford Street verteilten Islamisten Flugblätter: Das „Kalifat“ sei da, alle Gläubigen sollten aufbrechen. Manchen Fanatikern gelten die IS-Kämpfer als Popstars.

Nicht nur Männer brechen auf ins „Kalifat“, sondern auch fanatisierte Frauen, die gern einen Dschihadisten zum Mann hätten. Per Twitter und Facebook erteilen IS-Gattinnen ideologische und auch ganz praktische Ratschläge. Auf ihrem Blog gibt sich „Umm Layth“ als britische Einwanderin im „Kalifat“ aus. Sie postet Fotos von sich und ihren „Schwestern“, schwarz verhüllt natürlich. Sie beschwört ihre Leserinnen, ihr in den „Islamischen Staat“ zu folgen: „Wie kannst du keine Nachkommen hinterlassen wollen, die, so Gott will, Teil des großen islamischen Revivals sind?“

Schwestern, die bereits überzeugt sind, gibt Umm Layth folgenden Tipp: „Es ist besser für euch, Kleider, Schuhe etc. aus dem Westen mitzubringen. Es gibt hier Kleider, aber, bei Allah, die Qualität ist wirklich schlecht.“

Auch aus Deutschland sind mehrere Hundert Kämpfer nach Syrien aufgebrochen. Die Bundesanwaltschaft in Karlsruhe ermittelt nach SPIEGEL-Informationen in mehr als zwei Dutzend Fällen gegen mutmaßliche Mitglieder oder Unterstützer des „Islamischen Staats“ – darunter eine Reihe deutscher Staatsangehöriger. Mehrfach erhob die Behörde inzwischen Anklage wegen der Unterstützung einer ausländischen terroristischen Vereinigung.

Offenbar schickt der IS erprobte Mitstreiter aus dem Nahen Osten zurück nach Deutschland, damit sie dort Geld und Material für den bewaffneten Kampf besorgen oder gar den Dschihad nach Europa tragen.

So gingen den Ermittlungsbehörden am 13. November 2013 auf einer Autobahnraststätte in der Nähe von Stuttgart drei mutmaßliche Islamisten ins Netz, die mit Medikamenten, Tarnbekleidung, Nachtsichtgeräten und 6250 Euro Bargeld offenbar auf dem Weg nach Syrien waren. Mindestens einer der drei, ein Libanese, soll dort zuvor im Kampf ausgebildet worden sein. Einer seiner Helfer war ein deutscher Staatsbürger.

Ende Mai klagte die Bundesanwaltschaft die drei Männer an, am 6. Juni folgte eine weitere Anklage gegen einen 20-jährigen Deutschen. Auch er soll mindestens ein halbes Jahr lang in Syrien an Waffen ausgebildet worden sein. Nach seiner Rückkehr wurde er in Frankfurt am Main festgenommen. Er steht unter dem dringenden Verdacht, eine „schwere staatsgefährdende Gewalttat“ geplant zu haben.

Einen spektakulären Anschlag im Westen zu verüben, daran hatte der „Islamische Staat“ bisher kein Interesse. Doch in einem nächsten Schritt, glauben Experten wie Charles Lister, sei es genau das, was den neuen Dschihadisten noch fehle, um al-Qaida endgültig zu übertrumpfen.

Markus Feldenkirchen, Christoph Reuter, Mathieu von Rohr, Jörg Schindler, Samiha Shafy, Christoph Sydow



US-Präsident Obama: „Großes Vakuum“



Verletzte Kinder im Camp Newroz

Flucht vor den Wahnsinnigen

Nordirak Nicht die Amerikaner, nicht die kurdischen Peschmerga-Kämpfer waren es, die am Ende die Jesiden im Sindschar-Gebirge retteten. Eine kleine Guerillagruppe der PKK holte die Verzweifelten vom Berg herunter. *Von Christoph Reuter*

Am achten Tag auf dem Berg bekam Bagisa ihr erstes Kind, ein Mädchen. Sie nannte es Chudaïda.

Aus dem Dorf Sumari waren die junge Bagisa und ihr Mann Hadi geflohen. Die beiden hatten das Glück, allein zu laufen, nicht in einer der Gruppen, die von den Angreifern unter Beschuss genommen wurden.

Und sie hatten das Pech, allein zu laufen, denn als sie schließlich innehielten, irgendwo im Schatten eines Felshangs, war da niemand, den sie kannten. Niemand, der sein kostbares Wasser mit Bagisa geteilt hätte. Sie hatten nun eine Tochter, aber sie hatten nichts mehr zu trinken.

Andere Familien mit einem Säugling rückten zusammen, um Mutter und Kind Schatten zu spenden, sparten sich vom Munde ab, was einmal am Tag verteilt wurde. Oder was sie, nach stundenlangen Märschen, in den Senken der ausgetrockneten Bergbäche gefunden hatten.

Bagisa, Hadi und dem Neugeborenen half niemand, sie mussten in der Hitze aus-

harren. Bis am Tag nach Chudaïdas Geburt endlich drei kurdische Kämpfer auftauchten, Mitglieder der PKK, und sie nach Syrien brachten, ins Lager Newroz.

Die Geflüchteten im Camp Newroz erzählen vom Grauen, das sie hinter sich gelassen haben. Sie erzählen, wie die Männer von der Terrorgruppe „Islamischer Staat“ im Dorf Garzarik per Lautsprecher verkündeten: „Legt nur eure Waffen nieder, wir werden euch nichts tun.“ Und wie sie dann trotzdem auf alle schossen, die fliehen wollten.

Sie erzählen vom Schaf, das Verzweifelte mit einem Felsbrocken totschiessen, um sein Blut zu trinken. Von den alten Eltern, die sie zu Hause zurücklassen mussten. Von Männerleichen auf den Straßen. Und von Frauen, die ihre Familien anflehten, sie zu töten, um nicht diesen Wahnsinnigen in die Hände zu fallen.

Aber sie erzählen auch von Nachbarn, die plötzlich zu Feinden und zu Helfershelfern des „Islamischen Staats“ (IS) wur-

den. Denn offenbar ist dessen Angriff einem erprobten Muster gefolgt. Erst wurde über längere Zeit diskret ein Netz an Informanten aufgebaut, mit Arabern aus den umliegenden Dörfern, Turkmenen und selbst einigen Kurden.

Die Informanten zeigten den Kämpfern, welche Häuser zu plündern sich lohnte, wo Sunniten lebten, wo Christen und wo Jesiden. Und so wussten die IS-Krieger, wie stark der Gegner ist – und wen man als Erstes töten wollte. So war es auch in den Städten und Dörfern Nordsyriens gewesen, ebenso in der irakischen Handelsmetropole Mossul Anfang Juni.

Knapp zwei Monate lang hatten sich die Menschen hier sicher gefühlt. Sie glaubten, dass die dschihadistische Horde in den Gebieten der Araber bleiben würde. Erst sah es auch danach aus, fuhren IS-Kolonnen ihr neues Kriegsgerät aus den geplünderten Beständen der irakischen Armee doch zur Siegesparade nach Rakka und kämpften vor allem in Syrien



PKK-Kämpfer in Machmur: Sie trugen alte Frauen und Kinder auf dem Rücken, dann ging es weiter mit Pick-ups

weiter. Dann aber kamen sie über Nacht zurück.

Am Morgen des 3. August griffen die ersten IS-Konvois Dörfer im Umland von Sindschar an. Einige Einheiten der kurdischen Peschmerga-Miliz hätten anfangs noch zurückgeschossen. „Aber im Morgengrauen sagte plötzlich einer der Kommandeure, er habe den Befehl zum Rückzug bekommen“, erinnert sich einer der Dorfbewohner, der alte Blindkas Chalaf.

Alle seien abgezogen, mehr als 7000 Mann aus den Städten und Dörfern des Bezirks, und hätten sich samt ihrem Waffenarsenal auf den Weg nach Norden gemacht. Viele der Waffen hatten sie erst im Juni den Jesiden abgenommen.

„Wir waren etwa 1600 Soldaten aus Sindschar in Malikis Armee“, so Chalaf. „Als die sich nach dem Fall Mossuls auflöste und die Peschmerga hier einrückten, beschlagnahmten sie alle Waffen und versprachen, uns zu beschützen.“

Dann aber, an diesem Sonntagmorgen, zogen die Peschmerga ab aus Sindschar. Die Jesiden wollten wenigstens ihre Kalaschnikows wiederhaben, um sich selbst verteidigen zu können. Sie ließen den Konvoi der Peschmerga nicht weiterfahren. Wütend hätten sich die kurdischen Kämpfer daraufhin den Weg freigeschossen, so erzählt es Chalaf.

Eine Order zum Rückzug habe es nie gegeben, dementiert hingegen Brigadegeneral Holgard Hekmat, Sprecher des Peschmerga-Ministeriums in Arbil: „Unsere Soldaten sind einfach so weggelaufen. Das ist beschämend, deshalb haben sie den Befehl wohl erfunden. Aber wir ermitteln gegen sie – und auch gegen den-

jenigen, der angeblich den Befehl gegeben hat.“

Die Peschmerga hatten die Jesiden sich selbst überlassen, wohl um deren Schicksal anschließend zu nutzen, um Amerika und die Welt endlich zum Eingreifen zu bewegen. Dass die Peschmerga nicht in der Lage waren, die Dschihadisten aufzuhalten, selbst wenn sie wollten, zeigte der Verlust von Machmur, einer Stadt im kurdischen Kernland, die für Tage von den IS-Milizen eingenommen wurde.

Vor allem eine kleine Einheit der ebenfalls kurdischen Rebellengruppe PKK und die US-Luftschläge entschieden die Rückeroberung Tage später. Bewohner, die am vergangenen Dienstag zum ersten Mal nach Machmur zurückkehrten, kamen nicht, um zu bleiben. Sie wollten nur die restlichen Möbel holen.

„Alle haben Angst, dass die Wahnsinnigen wiederkommen“, sagt ein Mann, während er seine Klimaanlage aus der Wand schraubt. „Hätten die Amerikaner nicht bombardiert, wären die schon in Arbil. Unsere Peschmerga können uns nicht schützen.“

Der Vormarsch der Kalifatskrieger hat das Selbstvertrauen der Peschmerga erschüttert. Und alte Feinde zumindest für einen Moment zusammengeführt. Die PKK und die irakische Kurdenführung, die sich jahrelang misstrauisch beäugten, sind zu Verbündeten in der Not geworden. Kurdenpräsident Massud Barsani reiste eigens

nach Machmur, um dem dortigen PKK-Kommandeur zu danken.

Dass bis zu 50 000 Menschen binnen einer Woche vom Sindschar-Gebirge evakuiert werden konnten, ist wohl tatsächlich das Werk dieser bis vor Kurzem eher gestrig wirkenden Guerillatruppe PKK. Deren Kader trainierten in ihrem feldgrünen Militärdrill immer noch in den Bergen für einen Krieg gegen die Türkei, der längst abgesagt schien.

Doch nun waren es die PKK-Kämpfer, die das Terrain auf syrischer Seite der Grenze kontrollierten und von dort die Straße nach Sindschar freischossen, eine Kette von Auffangstationen und Lagern entlang der Route innerhalb Syriens aufbauten. Zu Fuß holten sie die halb verdursteten Flüchtlinge vom Berg, trugen alte Frauen und Kinder auf dem Rücken, dann ging es weiter mit Kieslastern und Pick-ups.

„Wir haben alles eingesetzt, was fahren kann“, sagt Alwar Chalil, der Chef des größten Auffanglagers Newroz, in dem die Jesiden nun auf den Weitertransport warten. Die meisten bleiben nur ein paar Tage, bis sie weiter in den Irak gebracht werden. Jeden Tag kommen und verlassen Scharen das Camp, Ende der vergangenen Woche wurden dort schätzungsweise zwischen 3000 und 6000 Menschen von der PKK versorgt. Wie viele genau, weiß niemand.

Zur selben Zeit dachte man im Pentagon noch darüber nach, wie die Jesiden mittels einer Luftbrücke aus dem Gebirge gerettet werden könnten. Als amerikanische Special Forces am Mittwoch aber dort landeten und die Lage sondierten, stellten sie überrascht fest, dass die Zahl der Flüchtlinge weit kleiner war als erwartet.



Video:
Die Rettung der Jesiden

spiegel.de/app342014irak
oder in der App DER SPIEGEL

Eine zuvor erwogene Rettungsaktion sei damit unwahrscheinlich geworden, sagte daraufhin US-Verteidigungsminister Chuck Hagel. Es ist bezeichnend für das Chaos in Kurdistan, dass die systematische Evakuierung der Gestrandeten offenbar auch dem US-Militär weitgehend entgangen war.

Am Mittwochabend vergangener Woche kamen die vermutlich letzten Flüchtlingsgruppen im Lager Newroz an. Die meisten Lastwagen waren auf dem Rückweg vom Sindschar-Gebirge leer, einer hatte ein paar verirrte Schafe geladen. Auch beim ersten Zwischenstopp Mabada, nur wenige Kilometer hinter der Grenze, wo Helfer Wasser und medizinische Erstversorgung bereithielten, waren keine Fliehenden mehr zu sehen.

„Ob jetzt noch welche vom Berg kommen, weiß kein Mensch“, sagt ein Arzt. „Das sind über 100 Quadratkilometer, die kann keiner absuchen. Aber wir werden hier noch ein paar Tage bleiben und abwarten.“

Selbst die punktuellen Luftangriffe der amerikanischen F-18-Kampffjets haben IS kaum gestoppt. Und auch Sturmgewehre und Panzerfäuste können keine Kampftruppe aufhalten, die gepanzerte Humvees, Raketenwerfer und Artillerie aus den Arsenalen der irakischen Armee erbeutet hat. Waffen, die zuvor von den USA an die Iraker geliefert worden waren.

Fast zeitgleich mit der Erfolgsmeldung von Präsident Barack Obama, dass der Belagerungsring um Sindschar durchbrochen sei, haben ihn die Terrorkommandos vom „Islamischen Staat“ am vergangenen Donnerstag abermals für Stunden geschlossen.

Nahe der Straße ins Sindschar-Gebirge, auf der das SPIEGEL-Team unterwegs ist, schlagen plötzlich Mörsergranaten ein und lassen haushohe Staubwirbel hochschießen, die der Wind weiterträgt. Lastwagenfahrer reißen das Lenkrad herum, schlingern über die Piste, die Männer rufen Entgegenkommenden in Panik zu: „Sie schießen!“

Am Morgen des 14. August hört die winzige Tochter von Bagisa und Hadi auf zu atmen.

Chudaïda wurde vier Tage alt.

Woran genau sie starb, könne man nicht feststellen, sagt der Arzt, der sie im Camp Newroz behandelt hatte: „An allem.“ An der Hitze auf dem Berg, dem Durst, dem Wind voller Staub und Exkrementen, dem Hunger. Sie sei schon zu schwach gewesen, als sie im Lager ankam.

Hadi grub mit einem Stück Plastik eine Grube, nur ein paar Meter hinter den Zelten des Camps. Ein syrischer Sanitäter sah ihn dort, ein Bündel im Arm. Er wollte helfen, wenigstens ein bisschen Würde zu



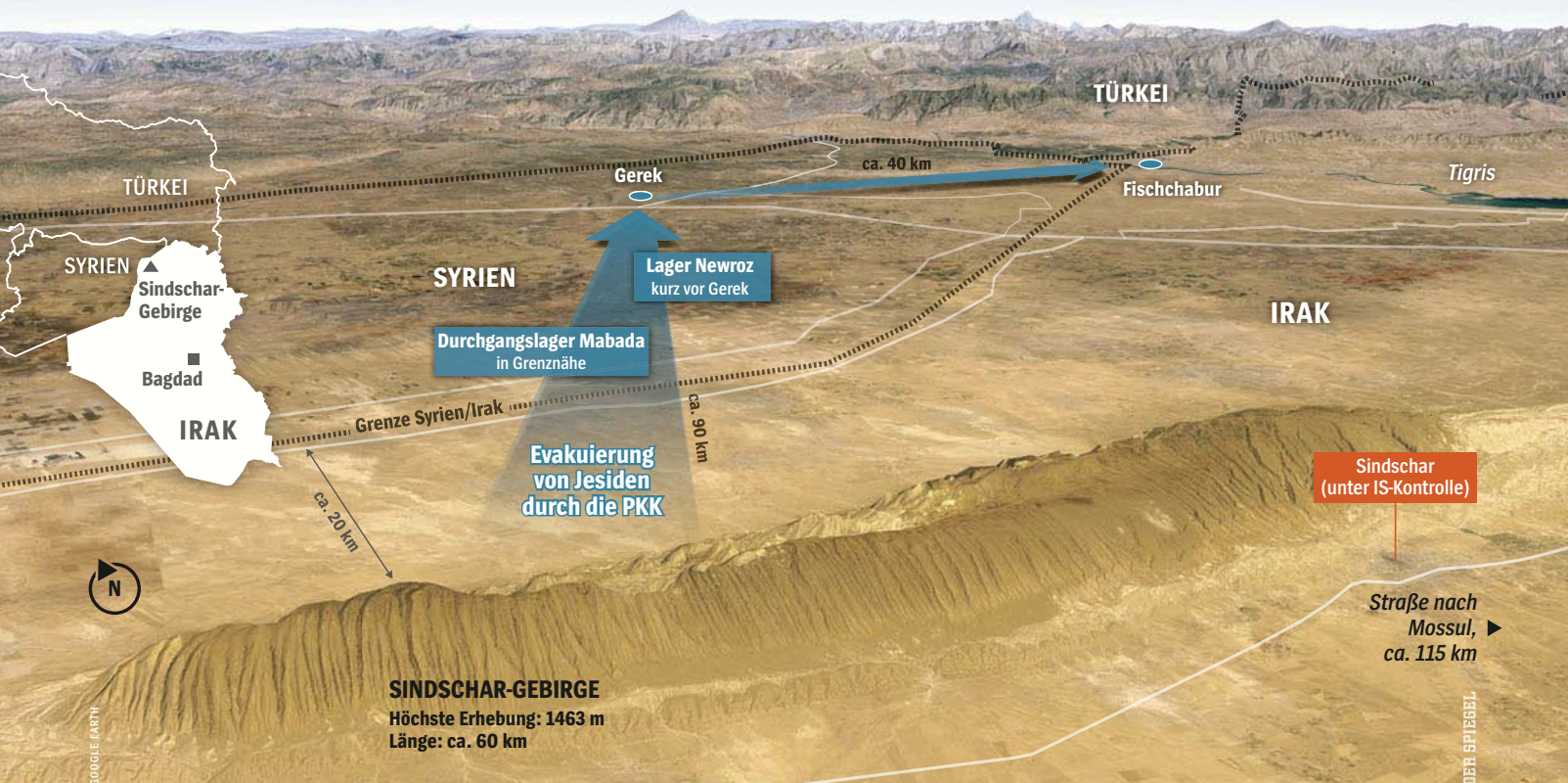
Ehepaar Bagisa und Hadi mit totem Baby
Nur ein kleines Grab

bewahren, also fragte er beim nahen Dorffriedhof an, ob dort Platz für Chudaïda sei, nur ein kleines Grab.

Während die Flüchtlinge im Camp die Lastwagen gen Irak bestiegen, wurden Hadi und seine Frau Bagisa einen halben Tag lang herumgeschickt, von der Friedhofsverwaltung zum PKK-Sicherheitsdienst, von dort zur Camp-Leitung und wieder zum Friedhof zurück.

Niemand wollte zuständig sein für ein totes jesidisches Kind aus dem Irak in syrischer Erde. Am Nachmittag endlich erlaubte der Friedhofswächter Hadi und Bagisa, ihre Tochter zu beerdigen. ■

FOTOS: HAWRE KHALID / METROGRAPHY / DER SPIEGEL



DER SPIEGEL

Der Krieg der anderen

Ukraine Der SPIEGEL-Autor und ehemalige Russlandkorrespondent Christian Neef ist als einer der letzten Journalisten noch in Donezk. Ein Bericht aus der umkämpften Stadt.

Der Firnis ist dünn, der Gästen im Donezker Hotel Park Inn den Eindruck vermittelt, sie wären vor der unwirtlichen Außenwelt geschützt. Drinnen sehen wir BBC und ZDF, wir haben noch fließend Wasser, Strom und Internet, eine Klimaanlage kühlt die Sommerhitze herunter.

An der Bar sitzen Beobachter von der OSZE, sie trinken „Lwiwske“, dunkles ukrainisches Bier, der halbe Liter kostet umgerechnet 2,50 Euro, ein für Donezk geradezu irrer Preis. Draußen stehen ihre blendend weißen Toyota-Geländewagen, mit denen sie durchs Kriegsgebiet fahren, wenn es nicht ganz so gefährlich ist.

Dieser Donnerstag gehört zu den gefährlichen Tagen. Es ist kurz vor 13 Uhr, als eine Salve Granaten niedergeht. Das Ohr gewöhnt sich schnell an Kriegsgeräusche, es kann sie bald auch halbwegs verlässlich unterscheiden: Diesmal sind die Einschläge unglaublich laut und sehr nah. Und tatsächlich, ich brauche nur drei Minuten aus dem Hotel, da bin ich im Elend der Kriegsstadt Donezk angelangt.

Ich war seit dem Frühjahr, seit Beginn des Krieges im Osten der Ukraine, regelmäßig in Donezk. Ich erinnere mich daran, wie im 120 Kilometer entfernten Slowjansk die Auseinandersetzungen zwischen prorussischen Separatisten und kiewtreuen Ukrainern begannen. Das war im April, es gab dort die ersten drei Toten, ich war bei der Beerdigung. Dann kehrte ich nach Donezk zurück und dachte: Diese blühende Millionenstadt wird der militante Hass nicht erreichen.

Aber jetzt ist der Krieg bis nach Donezk gekommen, bis an die Uliza Artjoma, die Hauptstraße, die sich durchs Zentrum zieht. Ich stehe vor Haus Nummer 58a. In der Wand, dritte Etage, ist ein großes Loch zu sehen, Fensterscheiben sind zerplatzt, auch ringsherum gibt es Spuren von Einschlägen, die Straße ist mit Scherben übersät. Und der Asphalt ist nicht mehr glatt, sondern mit Dutzenden kleinen Trichtern durchsetzt.

Es sind die Granatsplitter, vor denen man sich fürchten muss. 50 Meter entfernt an der Kreuzung liegen drei Menschen: eine Frau, deren Beine stark bluten, und gegenüber zwei Männer. Der eine von ihnen ist tot, der andere stirbt kurz darauf.

An der Hauswand von Nummer 58a hängen zwei Zettel. Auf dem einen warnt die Führung der prorussischen Rebellen vor Blindgängern und erklärt, wie man sich beim Auffinden von Munition verhal-

ten soll. Auf dem zweiten steht: „Wir passen auf Ihre Wohnungen auf, solange Sie nicht in Donezk sind. Wir sind verlässlich und ehrlich. Jewgenij und Anna. Immobilienagentur 21. Jahrhundert“. Dann folgen zwei Telefonnummern.

Es sind gut gemeinte Hinweise, aber leider keine, die in diesem Krieg helfen.

Nachbarn sind jetzt aufgetaucht, sie zeren die Verletzten in zwei Autos, auf Krankenwagen darf man in diesen Tagen nicht mehr hoffen, und irgendwann kommen auch die ersten Rebellen herangerast. Sie sperren mit wilden Gesten die Straße ab, auf der ohnehin kaum noch jemand fährt.

Ich gehe ins Treppenhaus von Nummer 58a, unter den Schuhen knirscht das zersplitterte Glas. Ganz unten rechts steht eine Frau in der offenen Wohnungstür, sie versucht, ihre Fassung zu bewahren. Nur noch drei Familien seien im Haus, sagt sie zu mir, die anderen seien aus Donezk geflohen. Dann sieht sie mich misstrauisch an und schlägt die Wohnungstür zu.

Aber irgendwann geht die Tür wieder auf, und sie zieht mich hinein, allerdings erst nach ausführlicher Befragung, woher ich denn sei. Die – nun glaslosen – Fenster sind verhängt, die Zimmer mit Säcken, Kis-

ten und Einweckgläsern vollgestopft: Überlebensreserven. Strom wie im Park Inn gibt es hier nicht, die Küche ist verwüstet, aus dem Zimmer gegenüber taucht ein älterer Mann mit Taschenlampe auf.

Er lässt sich meine Ausweise zeigen, dann die Visitenkarte, er wirkt ängstlich, misstrauisch. Er sagt: „Wir wissen ja nicht, wer jetzt kommt und was wird. Und ob sie sich an uns rächen werden.“ Sie – das sind die regierungstreuen Ukrainer, die sich auf den Sturm der Stadt vorbereiten.

„Sie haben nie mit uns reden wollen“, sagt der Mann und führt mich ins Wohnzimmer. Falls man den Raum so nennen kann: Auch er ist mit dem Hab und Gut der Familie vollgestopft, es sieht chaotisch aus, aber neben all den Kisten ist noch ein Platz auf dem Sofa frei, der Mann bietet ihn mir an.

Dann stellt er sich vor: Professor Wladimir Borissenko vom Lehrstuhl für Elektroantriebe und Automatisierung von Industrieanlagen an der Technischen Universität, Vizedekan der Französisch-Technischen Fakultät, Mitglied der ukrainischen Akademie der technologischen Wissenschaften. Seine Universität liegt gleich um die Ecke, 27 000 Studenten sind dort eingeschrieben.



Autor Neef an der Donezker Artjomstraße
Diesmal sind die Einschläge unglaublich laut

„Französische Fakultät?“ Es ist einer dieser Momente, in denen mir die Absurdität des Krieges besonders bewusst wird. Ja, sagt Borissenko, „bei uns wird in Französisch gelehrt“, er gebe auch seine Bücher mit französischen Wissenschaftlern heraus. Er kramt sein neues Werk hervor, vorige Woche, schon mitten im Krieg, ist es aus einer Donezker Druckerei gekommen, in Russisch und Französisch verfasst, Auflage: 100 Exemplare.

Er legt es vor mich hin und fängt an zu blättern. Er zeigt mir technische Zeichnungen, farbige Fotos und Tabellen, fällt vom Russischen ins Ukrainische, dann ins Französische. Selbst ein bisschen Deutsch mischt er hinein, denn sein Lehrstuhl unterhält auch Beziehungen zur Technischen Universität Magdeburg.

Wie gesagt: Draußen ist Krieg, in sein Haus ist gerade eine Granate eingeschlagen, seine Frau hat jetzt andere Sorgen. Borissenko aber freut sich darüber, dass sein Buch erschienen ist. Der Titel auf dem Buchdeckel ist in Ukrainisch.

Es ist nicht so, dass in Donezk niemand Ukrainisch kann. Die meisten können es, aber Kiew hat wenig für eine Annäherung getan, die Regierung findet bis heute nicht den richtigen Ton im Umgang mit dem Osten. Das haben andere, die den Donbass seit Sowjetzeiten für eine exterritoriale Domäne halten und ihn nun gewaltsam vereinnahmen wollen, für sich genutzt.

Alexander Sachartschenko zum Beispiel, der neue Premierminister der Rebellen, ein Major, der nun im Regierungsgebäude

der sogenannten Donezker Volksrepublik sitzt. Er hat den Posten von Alexander Borodai übernommen, einem studierten Philosophen aus Moskau. In den „Volksrepubliken“ verschwinden nun viele der bisherigen politischen Führer. Sie werden durch Militärs ersetzt – ein Zeichen, dass die Stunden der Volksrepubliken gezählt sind, jetzt ist straffe Führung gefragt.

Sachartschenko kommt selbst zu Kabinettssitzungen in Camouflage. Ich saß ihm vorige Woche gegenüber, an seiner Brust prangte das Georgskreuz 4. Klasse. An Felduniformen werden keine Orden getragen, Sachartschenko aber legt Wert auf die Auszeichnung.

Dabei wurde er vor allem ins Amt gehievt, damit die Welt nicht mehr von Moskauer Marionetten sprechen kann, die in Donezk regieren – Sachartschenko ist Ukrainer. Aber was soll dann das russische Georgskreuz, das für besondere militärische Leistungen bei der Verteidigung des russischen Vaterlandes verliehen wird?

Sachartschenko war Elektriker in einem Bergwerk, dann studierte er an der Polizeischule. Er redet vom „faschistischen Regime in Kiew“, davon, dass man die ukrainischen Soldaten „liquidieren“ müsse, weil sie so rücksichtslos die Stadt beschießen. Es ist nicht die Sprache Borissenos, auch wenn der Professor ebenfalls kein Anhänger Kiews ist. Der hat zum Beispiel gar nicht davon gesprochen, dass ukrainische Granaten sein Haus zerstört hätten. Es weiß ja niemand, von wem die tödlichen Raketen stammen, es ist den

Leuten auch egal. So resigniert sind sie mittlerweile hier.

Ich habe es mir zur Angewohnheit gemacht, in fremden Städten nicht das Taxi zu benutzen, sondern Straßenbahn oder Bus. So höre ich, was die anderen reden. In Donezk verbindet die Straßenbahnlinie 8 den Rand des Stadtzentrums mit den Bergwerkssiedlungen. Die alten tschechischen Tatra-Wagen rumpeln kilometerweit durch Brachland oder Gartensiedlungen, bevor sie das nächste Wohngebiet erreichen. Es sind Gegenden, in die nur kleine Straßen führen, man sieht Dinge, die aus dem Autofenster nicht zu sehen sind.

An eine der Haltestellen hat jemand den Satz gemalt: „Donezker Volksrepublik – das bedeutet Verarmung des Donezbeckens“. An der nächsten steht: „Donezker Volksrepublik – das sind Mörder“. Und dann: „Ruhm der Ukraine!“ Auch das gehört zur Stimmung in Donezk.

Nicht weit vom Regierungssitz der Rebellen hat vergangene Woche ein Café zugemacht, das als eines der letzten seine Türen noch offen hielt. Die Inhaber haben eine Mitteilung an die Eingangstür gehängt. Auffälligerweise ist sie nur in Ukrainisch verfasst, was in Donezk normalerweise als Sakrileg oder Akt des Protestes gilt.

Mit dem Ukrainischen hapert es bei mir, ich bitte eine ältere Dame, die gerade vorbeigeht, um Hilfe. Auf dem Zettel steht nicht die in diesem Fall übliche Formel, man schließe „angesichts der gegebenen Lage“. Nein, hier klingt das ganz anders:

„Entschuldigen Sie bitte, dass wir Ihnen zurzeit nicht unser Lächeln, unsere Süßigkeiten und unsere berühmte Schokolade anbieten können. Die Tragödie, die über unsere geliebte Stadt hereingebrochen ist, will einfach nicht zu Ende gehen. Wir sehen uns wieder, vergessen Sie uns nicht!“

Das Café ist eine Filiale der Lemberger Schokoladen-Werkstatt. Lemberg liegt in der von den Donezkern ungeliebten Westukraine, wo die Menschen eher Ukrainisch als Russisch sprechen. Offiziell ist Lemberg jetzt angeblich Feindesland.

Aber in Donezk regt sich niemand über diesen Zettel auf, niemand reißt ihn ab. Gibt es die viel beschworenen Konflikte zwischen den Volksgruppen, den Russen, den West- und den Ostukrainern, am Ende gar nicht?

Je länger ich in dieser Stadt bin, desto mehr glaube ich, dass vieles nicht stimmt, was man sich über den Krieg in der Ostukraine erzählt. Andere haben ihn dorthin getragen.

Am Freitagnachmittag kommt die Nachricht, die Ukrainer hätten gepanzerte russische Militärfahrzeuge auf ukrainischem Territorium zerstört. Moskau dementiert, es seien überhaupt nie Militärfahrzeuge über die Grenze gefahren. Das Spiel mit dem Feuer geht weiter. ■



Schutzsuchende im Keller einer Donezker Entbindungsstation

Es ist egal, von wem die Raketen stammen

Die Schutzlosen

Nahost Ein Haus im Gaza-Streifen, darin befinden sich acht Menschen. Bevor sie gerettet werden können, fallen Bomben. Die Rekonstruktion einer Tragödie.
Von Julia Amalia Heyer und Juliane von Mittelstaedt



Luftangriff auf Häuser der Wahdan-Familie in Beit Hanun am Morgen des 26. Juli



Trauernde Familienangehörige

Saki Wahdan sucht einen Kopf. Oder einen Leib. Die Überreste von acht Menschen, die hier sein müssen. Die beiden kleinen Brüder, die Großeltern, die Mutter, die zwei Schwestern und die kleine Nichte. Bisher hat er nur 13 Beine gefunden, mit kleinen und großen Füßen. Aber wie soll er sie an den Füßen erkennen, die schwarz sind von Dreck und Blut?

Er steht auf dem Schuttberg, der sein Elternhaus war, und schreitet die Umriss des Wohnzimmer ab. Sie müssen hier unter ihm liegen, unter zerfetzten Matratzen, Kleidung, einem Kinderfahrrad, unter Tonnen von Beton. Sie sind so nah, aber Saki kommt nicht an sie heran. Es hätte nicht viel gefehlt, und auch er würde hier liegen, in einer Gruft aus Beton.

Jeden Tag kommen Saki und seine älteren Brüder zu diesem Berg aus Stein und Schutt. Der Islam verlangt, die Toten so schnell wie möglich zu beerdigen. Aber sie sind schon fast zwei Wochen hier. Es riecht nach Tod, Fliegen surren. Saki läuft über die Trümmer und weiß nicht, was er tun soll. Er ist ein großes Kind, mit einem breiten, gutmütigen Gesicht, mit seinen 19 Jahren ist er jetzt wieder der jüngste Sohn. Aber was heißt das noch, Sohn? Er hat ja keine Eltern und keine Großeltern mehr.

Saki zieht an Eisenstangen und rüttelt an Betonbrocken. Mit den Händen graben? Hoffnungslos. Eigentlich brauchen sie einen Bagger, doch die sind alle im Einsatz. Allein in Beit Hanun, im äußersten Nordosten des Gaza-Streifens, sind ganze Häuserblocks verschwunden. Da, wo die Familie Wahdan wohnte, steht nichts mehr. 14 Häuser gehörten der Großfamilie, vor vier Wochen lebten darin 200 Menschen. Jetzt ist hier nur noch ein einziger Schuttberg. Dahinter liegt Brachland, ist die Grenze zu Israel, einen Kilometer entfernt. Wie ein Finger ragt Beit Hanun an Israel heran. Und das Viertel al-Burrah, wo die Familie Wahdan lebte, ist die Fingerspitze.

Schon oft fuhren Panzer durch Beit Hanun, die 50 000 Einwohner sind daran gewöhnt. Doch diesmal ist der Ort zu einem der schlimmsten Schlachtfelder dieses Krieges geworden. 91 Menschen sind hier gestorben, darunter 23 Kinder und 22 Frauen. Und acht Mitglieder der Familie Wahdan.

Die Uno sagt, 85 Prozent der Toten im Gaza-Streifen seien Zivilisten. Israel spricht von höchstens 60 Prozent. Aber was sagen diese Zahlen schon aus?

Der Fall der Familie Wahdan ist nur eine Fußnote in diesem Krieg, in dem über 2000 Menschen gestorben sind. Aber er zeigt beispielhaft, wie Unbeteiligte in diesem Konflikt zu Opfern wurden. Wenn man eine Antwort sucht auf die jetzt diskutierte Frage, ob dieser Krieg verhältnismäßig ist, dann hilft es, das Schicksal der Familie Wahdan genauer zu betrachten.

Der SPIEGEL hat mit Angehörigen gesprochen, mit Freunden und Nachbarn der Familie, mit palästinensischen Menschenrechtlern und einem Oberst der israelischen Armee. Sie alle haben viele Details bestätigt; nur die Armee will sich nicht konkret äußern. Anhand dieser Aussagen und mithilfe von Chat-Protokollen ist es möglich, die letzten Tage der acht Menschen in Beit Hanun zu rekonstruieren.

Daraus ergibt sich das Bild einer – offenbar bewusst – in Kauf genommenen Tötung von Zivilisten durch die israelische Armee. Das Haus der Wahdans wurde bombardiert, obwohl die Soldaten wissen mussten, dass hier ein alter Mann, drei Kinder und vier Frauen waren. Sie starben, weil sie nicht fliehen konnten, weil sie zu Gefangenen in ihrem Haus wurden.

Auch im Krieg geschehen Fehler, es sterben Zivilisten, ohne dass es Absicht ist. Womöglich hat sich jemand geirrt, als er die Bombe abwarf. Aber können acht Tote einfach nur ein Fehler sein? Ab wann kann man von Fahrlässigkeit sprechen? Und ab wann von einem Kriegsverbrechen?

8. Juli: Der Kriegsbeginn

Die meisten Mitglieder der Familie Wahdan verlassen ihre Häuser schon, bevor die Operation beginnt, die Israel „Fels in der Brandung“ nennt. Es ist unruhig geworden, die Armee feuert von der Grenze aus. Aber Sakis Großeltern geht es wie vielen Palästinensern: Sie wollen ihr Haus nicht verlassen, es ist ihr wichtigster Besitz. Sie leben seit Jahrzehnten darin, dreistöckig ist es, weiß gestrichen, viel Platz für eine Großfamilie. Dahinter ein Garten, mit Olivenbäumen und Bienenstöcken.

Und es ist ja noch nie etwas passiert. Auch in den vorherigen zwei Gaza-Kriegen sind die Wahdans geblieben. Sie fühlen sich sicher, gerade weil sie so nah an der Grenze sind. Denn von drüben, von Israel aus, werden sie rund um die Uhr beobachtet. Und in der Luft über ihnen kreisen Drohnen. Von al-Burrah, ihrem Stadtteil, werden keine Raketen abgefeuert. Die Soldaten, denken die Wahdans, wissen, dass sie friedlich sind. Dass sie sich mehr für ihre Orangen interessieren als für Politik, dass sie Bienenzüchter sind oder Bauarbeiter, die meisten ohne Job. Männer, denen selbst der kleine Gaza-Streifen zu groß ist, weshalb sie Beit Hanun selten verlassen.

Dann, am 8. Juli, beginnt der Krieg. Und alles wird anders. Die Hamas feuert am ersten Tag mehr als 158 Raketen auf Israel; Israel greift 223 Ziele in Gaza an. In Beit Hanun fallen täglich Bomben, die Artillerie schießt auf das Viertel. Die zurückgebliebenen Wahdans merken, dass es nun zu gefährlich ist, das Haus zu verlassen. Und so bleiben sie. Wo sollen sie auch hin? Ganz Gaza wird bombardiert, es gibt hier keinen Ort, an dem man sicher wäre.

Fünfzehn Menschen befinden sich zu dieser Zeit im Haus: Großvater Saki und seine Frau Suad, beide Mitte 60; der Vater Hatim, 51, die Mutter Bagdat, 50, und sechs ihrer Söhne. Da sind die beiden Kleinsten, Hussein, 10, und Ahmed, 14. Außerdem Saki, 19, Mohammed, 20, Bahdschat, 29, und Rami, 30. Die Tochter Sumud, 22, mit der anderthalbjährigen Ghina. Außerdem sind zwei Brüder des Vaters da.

Als Letzte kommt Sakis Schwester Zeinab, 27, dazu. Sie ist medizinisch-technische Assistentin im nahen Krankenhaus von Beit Hanun, drei Tage lang hat sie dort Verletzte versorgt und Blutproben untersucht. Nun will sie zu Hause duschen und ein wenig ausruhen. Sie ist eine der wenigen in der Familie, die ein regelmäßiges Einkommen haben, davon bezahlt sie die Krebsmedikamente für den Vater. Sie träumt davon, Gaza zu verlassen, nach Ägypten zu gehen und einen Master zu machen. Sie liebt arabischen Pop und türkische Serien. Und sie liebt Saki, ihren Bruder, der zu Hause wohnt, mal auf dem Bau arbeitet, mal Geld vom Vater bekommt.

Saki und Zeinab, die beiden Geschwister, sind sich ähnlich, sie sind unverheiratet, fröhlich und lebenslustig. Beide sind in Gaza aufgewachsen, sie haben zwei Kriege erlebt, doch trotzdem hat sie nichts auf das vorbereitet, was jetzt kommt.

17. Juli: Die Bodenoffensive

Am Abend des 17. Juli sehen Saki und sein Bruder Ahmed zusammen fern. Sie haben al-Aksa-TV eingeschaltet, den Hamas-Sender. Die Brüder sind keine Anhänger der Hamas, aber nur al-Aksa zeigt rund um die Uhr Berichte von den Kämpfen, Beerdigungen und zerstörten Häusern. Der kleine Ahmed, so erzählt es sein Bruder später, sagt: Irgendwann zieht ihr mich unter den Trümmern hervor. Dann weint er. Kurz darauf kündigt Israel an, dass die Bodeninvasion beginnt. Auf al-Aksa-TV sagt ein Hamas-Sprecher, die Soldaten würden keinen Meter nach Gaza hineinkommen.

Am nächsten Abend rollen die Panzer nach al-Burrah. Die Armee vermutet, dass sich hier Tunnel befinden, die unter der Grenze hindurchführen. Die Soldaten haben zuvor Flugblätter abgeworfen, jetzt fordern sie die Bewohner per Lautsprecher auf zu fliehen. Die Menschen rennen weg, nur mit ihren Kleidern am Leib. Aber um die Wahdans herum wird schon gekämpft. Es ist zu spät, sie haben die letzte Gelegenheit zur Flucht verpasst.

Die Familie ruft beim Internationalen Komitee des Roten Kreuzes an, erzählt Saki. Das Rote Kreuz könnte mit der israelischen Armee ihre Evakuierung organisieren. Die Familie weiß nicht, dass ihr Viertel nun in einer geschlossenen Militärzone liegt. Dutzende Hamas-Kämpfer werden hier in den nächsten Tagen getötet, auch drei israelische Soldaten.



Freundinnen Doha Atala, Zeinab Wahdan: „Ich sitze in der Scheiße“



Überlebender Saki Wahdan im zerstörten Haus in Dschabalia: Zwei Bombardements in neun Tagen

lische Soldaten. Vermutlich können die Wahdans daher nicht evakuiert werden. So erzählt es die Familie; das Rote Kreuz äußert sich zu einzelnen Fällen grundsätzlich nicht.

Am Abend erhält Zeinab Wahdan, die älteste Tochter, eine Kurznachricht von ihrer besten Freundin Doha Atala, 26, es ist 22.34 Uhr: Bist du okay? Wo bist du jetzt?

Zeinab antwortet: Ich sitze in der Scheiße. Sie sind jetzt reingekommen.

Doha: Warum habt ihr nicht das Haus geräumt? Stimmt es, dass die Panzer in eurer Nähe schießen? Zeinab antwortet sofort, es wird für sechs Tage ihre letzte Antwort bleiben: Ja, es ist nah. Wir haben das Haus nicht verlassen. Wie könnten wir? Sie bombardieren wie verrückt. Ich habe genug, sie sollen aufhören. Wie geht es dir?

Doha schreibt: Wir sind besser dran. Ich habe gehört, ganz Beit Hanun hat sich in die Schulen geflüchtet.

Noch in derselben Nacht, kurz bevor der Tag anbricht, sprengen israelische Soldaten ein Loch in die Gartenmauer, dann brechen sie die Haustür auf. Sie rufen auf Arabisch: Alle herkommen! Wer sich im Haus versteckt, wird erschossen!

Der Oberst der israelischen Armee, der die Kämpfe in Beit Hanun befehligt, bestätigt auf Anfrage, dass die Soldaten in Ortschaften Häuser eingenommen haben. „Von dem Moment, ab dem wir al-Burrah betreten haben, sind wir auch in Häuser gegangen.“ Die Soldaten würden von dort aus operieren, oft blieben sie mehrere Tage. Dass sie ein Haus mit Zivilisten für längere Zeit besetzten, sei eigentlich nicht vorgesehen. „Aber es kann passieren.“

Was an diesem ersten Tag im Haus geschah, erzählt der 19-jährige Saki zwei Wochen danach. Die Brüder korrigieren ihn, manchmal ergänzt einer Details.

Die Soldaten greifen den Großvater und schieben ihn als Schutzschild vor sich her, das M-16-Sturmgewehr auf der Schulter, von einem Zimmer ins nächste, auf der Suche nach Kämpfern und Waffen. Sie finden offenbar nichts. Die Männer der Familie werden durchsucht, dann fesseln die Soldaten sie und ziehen ihnen Augenbinden über. Sie konfiszieren die Handys. Nur Zeinab, die Schwester, kann ihres verstecken. Es wird in den nächsten sechs Tagen ihre einzige Verbindung zur Außenwelt sein. Die Wahdans sind jetzt Gefangene in ihrem eigenen Haus, um sie herum wird geschossen.

Die Familie muss im Eingangsbereich bleiben, erzählt Saki, nur ein alter Teppich liegt hier. An der Wand hängt Vers 255 aus der 2. Sure des Koran, der Haus und Menschen schützen soll. Die Soldaten schlafen auf den Matratzen im Wohnzimmer, ihre M-16 neben sich. Scharfschützen positionieren sich auf dem Dach. Sie zerschlagen Türen und Fenster, hauen Löcher in die Wände, so können sie von einem Haus ins nächste gelangen.

Noch am selben Nachmittag werden alle erwachsenen Männer für ein Verhör nach Israel gebracht, nur den Großvater nehmen sie nicht mit. Um 14 Uhr steigen die sieben Männer mit verbundenen Augen in Panzer, so erzählt es Saki. Sie fahren in das Gefängnis von Aschkelon, 15 Kilometer nördlich von Gaza. Die Armee bestätigt, dass Dutzende Männer aus al-Burrah in Israel befragt wurden, will sich aber zu einzelnen Fällen nicht äußern.

Die anderen bleiben zurück. Saki und Zeinab sind jetzt getrennt. Sie ahnen nicht, dass sie sich nicht wiedersehen werden.

Zeinab schreibt auf ihrer Facebook-Seite: Gott, hab Gnade!

20. Juli: Die Gefangenschaft

In Aschkelon wird Saki acht Stunden lang befragt. Gehört er zur Hamas? Weiß er, wo die Tunnel sind? Der Israeli, der ihn befragt, nennt sich Abu Daud. Er spricht fließend Arabisch und weiß viel über den Islam. Er behandelt Saki gut, nur die Handfessel drückt. Es gibt Sandwiches und Wasser. Am dritten Tag schicken die Soldaten die Wahdans zurück nach Gaza. Sie haben nichts Belastendes gefunden, sonst würden sie sie nicht freilassen. Saki, die Brüder, sein Vater und die Onkel überqueren den Grenzübergang Erez. Sie wollen zu ihrem Haus, aber die Palästinenser, die sie in Erez treffen, sagen: Seid ihr verrückt? Niemand kommt lebend nach Beit Hanun.

In Gaza-Stadt kommen sie bei Angehörigen unter. Saki versucht, seine im Haus zurückgebliebene Schwester Zeinab zu erreichen, erzählt er, aber ihr Handy ist aus. Sie meldet sich erst am nächsten Tag. Die Soldaten seien noch da. Die Eingeschlos-

senen haben nichts mehr zu trinken, ihr Wassertank wurde zerschossen.

Zeinab ruft an, wann immer sie kann. Wenn sie im Badezimmer ist. Wenn sie kocht, was die Soldaten nur in den ersten Tagen erlauben. Sie hat Angst, dass sie ihr das Handy wegnehmen. Dass der Akku leer ist. Es gibt ja keinen Strom mehr. Das längste Gespräch dauert eine Minute. Danach macht sie das Handy sofort aus.

Am 24. Juli beschießt die Armee die Uno-Schule in Beit Hanun mit Mörsern, 16 Menschen sterben. Die Panzer dringen ins Zentrum des Ortes vor, Soldaten durchsuchen das Rathaus, sie zerstören Computer, reißen die Festplatten heraus und nehmen sie mit.

Was in diesen Tagen im Haus der Wahdans passiert, ist nur durch die Anrufe von Zeinab nachzuvollziehen und durch das, was sie auf Facebook postet.

An dem Tag, an dem die Uno-Schule getroffen wird, schreibt Zeinab auf ihrer Facebook-Seite: Wir sind mit der israelischen Armee seit fünf Tagen eingeschlossen. Bittet Gott, dass es bald zu Ende ist.

Ihre Freundin Doha fragt: Warum seid ihr nicht gegangen wie alle anderen?

Zeinab antwortet: Wir konnten nicht gehen. Wir sind die Einzigen hier.

Doha schreibt: Lass sie nicht sehen, dass du ein Handy hast. Pass auf dich auf und versuch, das Rote Kreuz zu erreichen.

Zeinab ist verzweifelt, erzählt Saki. Ihre Stimme habe mit jedem Mal schwächer geklungen. Sie sagt zu ihm: „Wir warten darauf, dass wir dran sind zu sterben.“

Um 13.46 Uhr schreibt die Freundin wieder eine Nachricht: Zeinab, wo bist du? Alle suchen dich! Ich mache mir solche Sorgen, mach doch dein Telefon an!

Etwas mehr als eine Stunde später antwortet Zeinab: Wir sind eingeschlossen. Es ist schrecklich. Ich darf das Telefon nicht anlassen. Ich darf das Telefon nicht mehr bei mir haben.

Doha antwortet: Sei vorsichtig und pass auf dich auf! Hab keine Angst!

Am Tag darauf um 16.32 Uhr meldet sich Doha wieder: Zeinab, wo bist du?

Anderthalb Stunden später kommt die Antwort: Mach dir keine Sorgen, ich lebe noch. Jetzt sind wir seit einer Woche eingeschlossen, es ist zum Verzweifeln, nicht einmal das Rote Kreuz hilft uns.

Doha fragt: Habt ihr zu essen, zu trinken? Ich mache mir solche Sorgen.

Zeinab schreibt: Kein Wasser, kein Strom. Niemand hilft uns.

Am sechsten Tag verlassen die Soldaten das Haus, es ist der 25. Juli.

Kurz darauf, am Vormittag, ruft der Großvater beim Bürgermeister von Beit Hanun an.

Mohammed Nasik al-Kafarna ist Professor für Arabisch, er gehört der Hamas an, aber er ist

beliebt, auch bei denjenigen, die die Islamisten ablehnen. Der Großvater sagt, so erinnert sich Kafarna: „Bitte holt uns hier raus. Wir sind verzweifelt.“ Der Bürgermeister verspricht Hilfe, aber er sagt auch, die Koordinierung mit der israelischen Armee könne dauern. Sein Assistent ruft bei der Uno an, die wiederum mit den Israelis spricht. Am Ende, so berichtet es Kafarna, habe der Uno-Helfer versprochen: Bis zum Fastenbrechen am Abend würden sie die Wahdans evakuieren. Die Uno äußert sich dazu nicht; es habe zu viele solcher Anfragen gegeben, Tausende in wenigen Tagen.

Doch nichts passiert. Als die Zeit des Fastenbrechens beginnt, ruft Sakis Mutter aus dem Haus an. Sie fragt den Bürgermeister: „Müssen wir alle Hoffnung aufgeben und anfangen zu beten?“

Um 19 Uhr ruft Zeinab ihren ältesten Bruder Rami zum letzten Mal an. Er erinnert sich, dass die Schwester gesagt habe, die Soldaten hätten die Familie angewiesen, im Haus zu bleiben, dort sei sie sicher. Und dann habe Zeinab noch gesagt: Jetzt, wo die Soldaten weg sind, ist es noch gefährlicher. So erzählen es die Brüder. Andere Zeugen für diese Worte gibt es nicht.

26. Juli: Die Bombardierung

Am nächsten Morgen ab acht Uhr soll es eine zwölfstündige Feuerpause geben. Die Brüder erzählen später, dass sie sich früh auf den Weg zum Haus machen, um kurz nach sieben Uhr rufen sie Zeinab

zum letzten Mal an. Sie sagen ihr, dass sie unterwegs sind. Als sie in al-Burrah ankommen, ist es still, sie sind die Einzigen hier. Es riecht verbrannt, der Staub senkt sich. Dort, wo ihr Haus stand, ist nichts mehr.

Aber wo sind die acht Menschen?

Sie hätten gehofft, erzählt Saki, dass die Soldaten Zeinab und die anderen mit nach Israel genommen hätten. Es ist eine naive Hoffnung, das wissen sie. Aber es ist ihre einzige. Die Soldaten können sie doch nicht im Haus gelassen haben?

Dann finden sie die Füße.

Was in der Stunde zwischen sieben und acht Uhr passiert ist, sehen sie erst später. Beit Hanun ist während des Kriegs der am meisten gefilmte Ort, viele Sender haben ihre Kameras auf der israelischen Seite der Grenze aufgebaut, auf einem Hügel bei Sderot. Von dort aus sind die zwei Kilometer entfernten Häuser der Wahdans gut zu erkennen. An diesem Morgen steht dort auch eine Kamera des Senders al-Arabija.

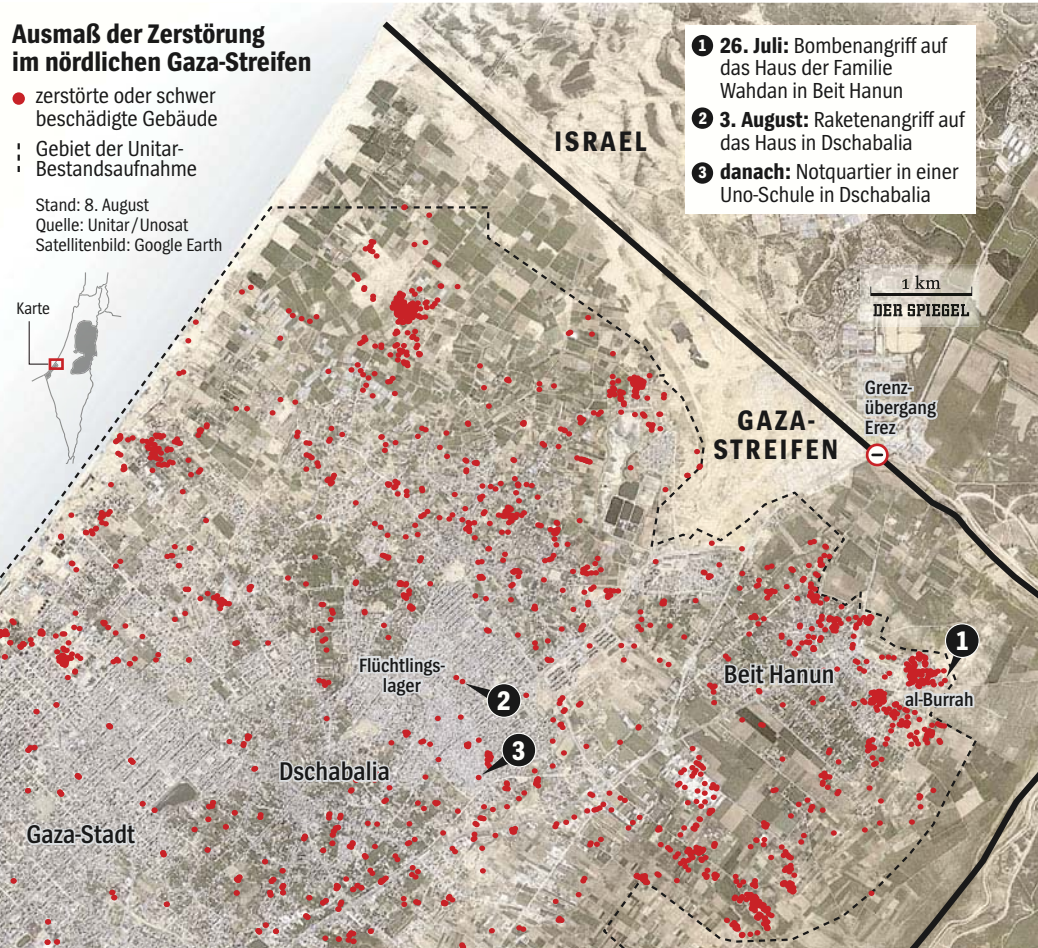
Während sie ihre Geschichte erzählen, spielen die Brüder immer wieder ein Video des Senders auf ihrem Handy ab. Oben in der Ecke ist die Zeit eingeblendet. Um 7.02 Uhr beginnt der erste Luftangriff auf die Wahdan-Häuser, um 7.53 Uhr ist die letzte Explosion zu sehen, am Himmel steht eine riesige Wolke aus Rauch und Staub. In weniger als einer Stunde wird der gesamte Häuserblock zerstört. Sieben Minu-

Ausmaß der Zerstörung im nördlichen Gaza-Streifen

● zerstörte oder schwer beschädigte Gebäude

┆ Gebiet der Unitar- Bestandsaufnahme

Stand: 8. August
Quelle: Unitar / Unosat
Satellitenbild: Google Earth



- 1 26. Juli: Bombenangriff auf das Haus der Familie Wahdan in Beit Hanun
- 2 3. August: Raketenangriff auf das Haus in Dschabalia
- 3 danach: Notquartier in einer Uno-Schule in Dschabalia

1 km
DER SPIEGEL

Grenz-
übergang
Erez

GAZA-
STREIFEN

Beit Hanun

Flüchtlings-
lager

Dschabalia

Gaza-Stadt

al-Burrah

ten später tritt die Feuerpause in Kraft. Das Video zeigt, was passiert ist, aber es erklärt nicht, warum die Wahdans von der Luftwaffe bombardiert wurden, warum Saki seine halbe Familie verloren hat. Er findet darauf keine Antwort, und das ist vielleicht das Schlimmste.

Aber es könnte eine Erklärung geben. Sie hat mit der Lage des Hauses zu tun, in der nordöstlichsten Ecke von Gaza, wo es nun aussieht, als hätte ein Erdbeben gewütet. Von hier bis ins Zentrum von Beit Hanun erstreckt sich die Zerstörung. Drei Viertel der Gebäude sind unbewohnbar, 30 000 Menschen obdachlos. Auf Satellitenbildern ist zu erkennen, dass ganze Ortschaften entlang der Grenze systematisch dem Erdboden gleichgemacht wurden.

Drei Wochen später wird der Oberst sagen, er sei traurig, dass das Viertel zerstört wurde. „Aber wir hatten keine Wahl.“ Überall dort habe es Tunnel, Sprengfallen und Waffenlager gegeben. Natürlich würden sie nicht absichtlich Zivilisten bombardieren. Aber Fehler, gibt er zu, könnten passieren.

Doch es sind so viele Häuserblöcke zerstört, dass die Hamas Jahrzehnte gebraucht hätte, um unter ihnen überall Tunnel zu bauen. Es sieht eher so aus, als hätte Israel vor der Waffenruhe Beit Hanun auch deshalb massiv bombardiert, um es dauerhaft unbewohnbar zu machen – und die eigene Sicherheitszone auszudehnen.

Es scheint, als wären die acht Menschen gestorben, einfach weil sie im Weg waren.

Am 27. Juli um 19 Uhr schreibt Doha Atala, die Freundin, zum letzten Mal an Zeinab: Ist die Armee bei dir im Haus? Ich mache mir solche Sorgen. Wo bist du?

Als Zeinab nicht mehr antwortet, ruft Doha Atala den Vater ihrer Freundin an. Er erzählt, dass das Haus nicht mehr steht. Und er sagt ihr auch, dass sie Zeinabs Bein gefunden haben. Sie hat ein Muttermal auf dem Fußrücken, so haben sie es erkannt.

Dann bringen die Brüder die Beine auf den Friedhof von Beit Lahia. Eine sandige Brache, gesäumt von Dutzenden frischen Gräbern und Bergen von Müll. Sie heben eine Grube aus, für acht Menschen, sie ist groß genug. Sie legen die Beine hinein und markieren das Grab mit einem Betonklotz und einer Plastikflasche. Sie kommen noch öfter zum Friedhof. Sie bringen Gliedmaßen, Haut, Fleisch.

Aber die Geschichte der Wahdans ist damit nicht zu Ende. Es müssen noch vier weitere Gräber ausgehoben werden.

3. August: Der zweite Angriff

Nachdem die Brüder einige Tage in Gaza-Stadt sind, ziehen sie in eine Uno-Schule in Dschabalia um. Doch es ist zu eng, zu voll. Die Wahdans mieten ein Haus in der Nähe, eher eine Baracke. 35, vielleicht



Trümmer des zerstörten Hauses in Beit Hanun
13 Beine, das ist alles, was übrig blieb

40 Menschen ziehen hier ein, vor allem Frauen und 13 Kinder.

Am 3. August um kurz nach Mitternacht wacht Saki auf, so erzählt er es. Es gibt Strom, er will den Ventilator anstellen, sein Handy laden. In diesem Moment schlägt eine Rakete ein. Die Explosion reißt seinen Vater in Stücke, der Onkel wird so schwer an den Beinen verletzt, dass sie amputiert werden. Eine zweite Rakete trifft den Raum, wo die Frauen schlafen. Dschamila, Sakis Schwägerin, und ihre dreijährige Tochter Nour sterben. Auch eine andere Schwägerin, Sanura, kommt um. Zwölf Menschen sind verletzt, davon fünf Kinder. Saki hat zum zweiten Mal überlebt.

Noch am selben Tag, dem 3. August, zieht Israel die Bodentruppen aus dem Gaza-Streifen ab. Der Krieg ist zwar nicht vorbei, aber er flaut ab.

Die schwer verletzten Kinder werden ins Schifa-Krankenhaus gebracht. Raika, die erst 14 Monate alt ist, der anderthalbjährige Mohammed und Omar, 3. Die Jungen haben Narben von der Brust bis zur Hüfte. Mohammeds Gesicht ist verbrannt, er hat Infusionen im Arm, die Beine stecken in Verbänden. Die Kinder liegen starr, manchmal schreien sie plötzlich los.

Die Armee kann sich nicht zu dem Fall äußern, aber der Oberst bestätigt, dass die Hamas aus dem Flüchtlingslager keine Raketen abgefeuert hat. Warum wurde die Familie trotzdem beschossen?

Es bleiben nur Vermutungen. Vielleicht hatten sich in den Tagen zuvor hier Militante versteckt? Vielleicht hielten die Drohnenpiloten die Säcke mit Reis und Mehl, die Kanister mit Öl und Wasser, die die Wahdans in das Haus trugen, für Materia-

lien zum Bombenbau? Aber müsste die Drohne dann nicht auch gesehen haben, dass da Kinder waren?

Womöglich hat sich auch einfach nur jemand geirrt, als er die Rakete auf das Haus in Dschabalia feuerte. Vielleicht war der zweite Angriff Pech. Aber was ist mit dem ersten, auf das Haus in al-Burrah?

Kann man noch von einem Fehler sprechen, wenn ein Haus bombardiert wird, in dem acht Menschen sind? Acht Menschen, von denen die Armee wissen musste, weil Soldaten zuvor im Haus waren.

„Die Armee hat keine Anstrengungen unternommen, die Familie Wahdan zu schützen“, sagt Mahmud Abu Rahma von der Menschenrechtsorganisation al-Mezan in Gaza. Er hat den Fall der Familie dokumentiert. Abu Rahma kritisiert sowohl Israel wie die Hamas, er ist als Palästinenser in diesem Konflikt nicht neutral, aber er ist politisch unabhängig. Er sagt: „Es gab in diesem Krieg Hunderte solcher Vorfälle, aber der Tod dieser acht Menschen in Beit Hanun ist einer der klarsten Fälle. Es könnte sich um ein Kriegsverbrechen handeln.“

Er will nun weitere Beweise zusammentragen, aber er weiß schon jetzt, dass es nichts bringen wird. Nach dem Krieg vor fünfzehn Jahren haben die Palästinenser Hunderte Strafanzeigen gestellt, auch die Uno wies der israelischen Armee Kriegsverbrechen nach. Doch niemand wurde wirklich zur Verantwortung gezogen. Nur ein Soldat kam für sieben Monate ins Gefängnis: Er hatte eine Kreditkarte gestohlen und damit Geld abgehoben.

Die Wahdans wohnen jetzt auf dem Treppenabsatz einer Uno-Schule in Dschabalia, in die sich 1500 Menschen geflüchtet haben. Auf dem Boden liegen Schaumstoffmatratzen, sie haben ein Bettlaken aufgehängt, für ein bisschen Privatsphäre.

Bevor ihr Vater von der Rakete getroffen wurde, so erzählen die Brüder, habe er noch gesagt, dass sie das Haus nicht wieder in al-Burrah aufbauen würden, weil es dort zu gefährlich sei. Saki weiß nicht, wie es jetzt weitergehen soll. Er sagt, er sehe noch immer das Bild seines toten Vaters vor sich. Saki schläft nicht mehr, er ist apathisch und wütend zugleich. „Dieser Krieg hat uns nichts gebracht. All diese Zerstörung hier, und wir sollen die Gewinner sein? Nein, die Hamas hat vielleicht gewonnen, aber unsere Familie ist zerstört.“

Ganz oben in Zeinabs Facebook-Timeline steht nun die Nachricht eines Freundes, er schreibt: Es tut so weh, dass du nicht mehr da bist. Genieß das Paradies!



Video:
Angriff auf Beit Hanoun

spiegel.de/app342014israel
oder in der App DER SPIEGEL

Jetzt Testpaket sichern:

10 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!

Taschen-Set „Business“

Hochwertiges 3-teiliges Business-Taschen-Set, bestehend aus faltbarem Trolley, Notebooktasche und Kleidersack. Material: Nylon. Maße (B x H x T):

Trolley ca. 46,5 x 32 x 20 cm,

Notebooktasche ca. 36,5 x 31 x 15 cm,

Kleidersack 97,5 x 59 cm.



Komplett
für nur
€ 29,90
Über 32 %
gespart!

NEU



B&F · Borken

Sennheiser-Stereo-Ohrhörer „MX 375“

Ein perfekter Mix aus Spaß und Fashion. Die ultraleichten MX 375 bieten dank leistungsstarker Wandlersysteme einen kraftvollen und bassbetonten Stereosound. Das ergonomische Design sorgt für angenehmen Tragekomfort. Optimierte für MP3, iPad, iPod, iPhone und tragbare Medienplayer. Inkl. Transporttasche.

Nutzen Sie alle Vorteile:

- 10x den SPIEGEL ohne Risiko testen
- Nur im Testpaket über 32 % sparen
- Wunschgeschenk sichern
- SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus

Ich lese den SPIEGEL 10 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 29,90 statt € 44,- im Einzelkauf. Wenn ich mich nach Erhalt der 8. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 54,60 pro Quartal (das entspricht € 4,20 pro Ausgabe) statt € 57,20 im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Der Bezug ist jederzeit zum Monatsende kündbar. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Hinweise zu den AGB und Ihrem Widerrufsrecht finden Sie unter www.spiegel.de/agb

☐ Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis hierzu kann ich jederzeit widerrufen.

Unser Tipp: den digitalen SPIEGEL gleich mitbestellen!

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Telefon: 040 3007-2700 E-Mail: aboservice@spiegel.de

Ja, ich möchte mein SPIEGEL-Testpaket!

Mein Wunschgeschenk: ☐ Taschen-Set „Business“ (4735) ☐ Sennheiser-Stereo-Ohrhörer (4914)

☐ Frau ☐ Herr
Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort Geburtsdatum 19

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg Gläubiger-Identifikationsnummer DE50ZZZ00000030206

SEPA-Lastschriftmandat: Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

D E IBAN Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen. SD14-029
Bereits enthalten sind € 0,48 für das E-Paper.

Datum, Unterschrift X SP14-209

Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP14-209

Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Das Michelangelo-Prinzip

Italien Vor sechs Monaten wurde der Sozialdemokrat Matteo Renzi Premierminister in Rom und bald danach Star der europäischen Linken. Aber ist er wirklich der Mann, den das Land jetzt braucht – oder doch nur ein Blender?



Regierungschef Renzi im Palazzo Chigi

Schnell und schlagfertig ist er, Italiens Regierungschef. Wird bei Twitter über seine Gewichtsprobleme gespotet („Seit er ständig den Kopf hinhalten muss, ist bei Renzi der Hals verschwunden“), folgt eine Minute später die Antwort: „Stimmt, aber jetzt nehme ich ab.“

Matteo Renzi fackelt nicht, Tempo ist ihm wichtig: Im Februar wurde er, mit 39 Jahren, zum jüngsten Premier in Italiens Geschichte ernannt. Angela Merkel verlieh ihm bereits den Titel „Matador“; die *Financial Times* schwärmte von Europas „Mann der Stunde“. Und selbst Barack Obama sagte: „Dieser Premier wird sein Land nach vorn bringen.“

Was aber ist es, das diesen Renzi in Rekordzeit zum Hoffnungsträger werden ließ? Wo doch Italien, aller Aufbruchstimung zum Trotz, inzwischen zurück in die

Rezession gerutscht ist – und nicht nur Goldman Sachs und Moody's bezweifeln, dass der junge Regierungschef die drittstärkste Volkswirtschaft der Eurozone aus der Krise führen kann.

Ist Renzi nur ein redewandter Blender oder doch der Mann, den das Land jetzt braucht?

Versprochen hat der Premier eine Totaloperation am Patienten Italien. Zentrale Vorbedingung dafür ist eine Verfassungsänderung, damit der Senat in seiner jetzigen Form abgeschafft und die lähmende Vorschrift, nach der jedes Gesetz durch beide Kammern des Parlaments muss, beseitigt werden kann. In erster Lesung haben die Senatoren dem Plan zugestimmt.

Des Weiteren sollen die Provinzen aufgelöst und die Regionen entmachtet werden, um die römische Zentralgewalt zu

stärken. Gegen den erbitterten Widerstand einer Phalanx von Berufs- und Interessenvertretern will Renzi den Arbeitsmarkt mit Zeitverträgen durchlässiger machen und mit einer beschleunigten Verfahrensabwicklung in der Justiz Investoren zurückgewinnen.

Pro Monat eine Schlüsselreform hatte der Premier für die ersten 100 Tage angekündigt – inzwischen ist längst von einem 1000-Tage-Programm die Rede. Aus dem Sprinter Renzi sei ein Marathonläufer geworden, so wird in Rom gespottet. Doch die Steine, die ihm in den Weg gelegt würden, sagt der Regierungschef, könnten seinen „Reformzug“ nicht stoppen.

Widerstand scheint Renzi zu befeuern. Man muss ihn nur sehen, wie er im Juli beim EU-Gipfel in Brüssel auftritt; wie er zuerst darauf beharrt, seine Getreue, die

Außenministerin Federica Mogherini, zur künftigen EU-Chefdiplomatin hochzuloben. Und wie er nach den gescheiterten Verhandlungen mault, beim nächsten Mal könne man sich derlei Treffen und die dazugehörigen Kosten für „Flüge in Regieremaschinen“ einfach sparen.

Renzi ist rotzig, rauflustig und entschlossen, seinem hoch verschuldeten, unter Silvio Berlusconi in Verruf geratenen Land wieder mehr „Respekt“ zu verschaffen. Zwischendurch gibt er sich dabei durchaus diplomatisch und zahm – wie an jenem Samstag, an dem er zur Europatagung auf Schloss Prösels am Schlern einfliegt.

Hier, mitten in Südtirol, dem Landstrich hinter dem Brennerpass, wo Italien und Deutschland sich nah sind wie nirgendwo sonst, sieht er Schnittmengen im europäischen Spannungsfeld Nord gegen Süd. Das an der Sprach- und Kulturgrenze gelegene Südtirol, sagt er, taue zum „Modell für ganz Europa“ – weil es seine Identität bewahrt habe und gleichzeitig europäische Integration vorlebe. Für die EU als Ganzes gelte derzeit mehr denn je: „Eine gemeinsame Währung ist nutzlos, wenn es keine gemeinsame Zielrichtung gibt.“

Seit er im Februar seinen Parteifreund Enrico Letta aus dem Amt putschte, spielt Renzi die Rolle des guten Europäers mit Erfolg. Unter seiner Führung erreichten Italiens Sozialdemokraten bei den EU-Parlamentswahlen im Mai 40,8 Prozent der Stimmen. Europaweit genießt kein anderer Regierungschef, auch kein anderer Parteiführer der Linken, vergleichbaren Rückenwind.

Die Oxford-Professorin Kalypso Nicolaidis sieht Italiens Premier als „perfektes Gegengewicht“ zur konservativen Kanzlerin Angela Merkel; als den Mann, der für die sozialdemokratischen Konturen im Europa der Zukunft sorgen könne. Weil Renzi zwar verspreche, sein Land grundsätzlich und umfassend zu reformieren, zuallererst aber das Wachstum ankurbeln wolle – während die Kanzlerin die umgekehrte Reihenfolge bevorzuge.

Vom Ausgang dieses innereuropäischen Tauziehens hängt viel ab: Denn im Kampf um eine flexiblere Auslegung des Stabilitätspakts vertritt Renzi auch die Position des französischen Präsidenten François Hollande. Hinter Angela Merkel wiederum versammeln sich nicht nur Niederländer und Finnen, sondern mittlerweile auch die Regierungen Spaniens und Portugals. Letztere haben ihren Bürgern schmerzhaft Schritte bereits zugemutet; nun fordern sie gleiche Pflichten für alle EU-Staaten.

Allem inhaltlichen Dissens zum Trotz sei das Verhältnis zu Berlin ausgezeichnet, sagt ein enger Berater des Premiers: „Angela Merkel sieht in Renzi keinen Gegenspieler, sie sieht ihn als Partner.“ Im Berliner Kanzleramt hingegen heißt es, Merkel

sei zwar froh über den neuen Machthaber in Rom und das starke Wählervotum für ihn, aber alles hänge davon ab, „ob er abgeliefert, was er verspricht – es gibt da die Angst vor einer Art Obama-Effekt“. Das heißt: vor zu viel Euphorie und zu geringem Ertrag.

Zum Kennenlernen im Kanzleramt am 11. Juli 2013 war Renzi, damals noch Bürgermeister von Florenz, früh um halb sieben einbestellt worden – ein Härtestest der preußischen Art. Pünktlich um 6 Uhr 29, so der Italiener, sei Merkel dann persönlich im türkisfarbenen Blazer erschienen, um ihn in ihr Arbeitszimmer zu schleusen.

Acht Monate später folgte eine weitere Zusammenkunft in Berlin. Der zwischenzeitlich zum Premier aufgestiegene Renzi untermauerte da seinen Reformwillen mit einem selbstbewussten Vergleich: Er werde Italien einem Prinzip Michelangelos folgend verändern. Der Renaissancekünstler habe einst auf die Frage, wie er aus einem Marmorblock seinen „David“ habe modellieren können, geantwortet: „Ganz einfach – alles Überflüssige entfernen.“

Die Kanzlerin soll von diesem Gleichnis angetan gewesen sein – vor allem da sie es satthatt, allein die unbarmherzige Mahnerin spielen zu müssen. Es komme ihr ge-

legen, erzählt man im Palazzo Chigi, dass Renzi, anders als seine Rivalen Silvio Berlusconi und Beppe Grillo, die Botschaft verbreitet habe: „Wir machen diese Reformen in Italien aus Eigeninteresse und nicht weil Berlin oder Brüssel es verlangen.“

Italiens Bruttoinlandsprodukt (BIP) pro Kopf liegt mittlerweile unter dem Niveau von 1999. Die Staatsverschuldung hat mit 133 Prozent des BIP einen Wert erreicht, den in der EU nur Griechenland übertrifft. Und die Jugendarbeitslosigkeit beläuft sich auf 43,7 Prozent – Rekord unter allen G-7-Staaten. Italien sei „too big to fail“, warnen Finanzexperten – gehe das Land pleite, sei auch der Euro am Ende.

Die Verpflichtung, bereits 2015 einen strukturell ausgeglichenen Haushalt vorzulegen, würde Renzi gern umgehen – unter anderem dadurch, dass man ihm entgegenkommt und notwendige Investitionen, zum Beispiel in die digitale Infrastruktur, von der Defizitberechnung ausklammert. Für seine Zustimmung zur Wahl des konservativen Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker erhofft sich Renzi im Gegenzug moderatere Sparauflagen – so wie es aussieht, vergebens.

„Jede Menge Taktik, aber wenig Taten“, kritisiert Daniel Gros, Direktor der Brüsseler Denkfabrik CEPS, Renzis Bilanz. Unklar ist, wo der Premier die versprochenen jährlichen Einsparungen in zweistelliger Milliardenhöhe herholen will. Hinzu kommt: An die 800 vom Parlament seit 2011 beschlossene Reformen sind bis heute nicht vollständig umgesetzt. Romano Prodi, einst EU-Kommissionspräsident, warnt deshalb, der entscheidende Kampf seines Parteifreundes Renzi müsse der „italienischen Bürokratie“ gelten.

Weil Renzi selbst merkt, wie es hakt, führt er am Regierungssitz im Palazzo Chigi ein straffes Regiment – und entscheidet so viel wie möglich selbst. Zwischen dem ersten Stock, in dem sein Büro liegt, und dem dritten, wo er ein 300-Quadratmeter-Apartment bewohnt, erörtert er mit einem Grüppchen Vertrauter die Frage, wie Italien verändert werden kann. Die Liste altgedienter Spitzenbeamter, die dabei nicht zurate gezogen, ja nicht einmal ins Zentrum der Macht vorgehen werden, ist dem Vernehmen nach lang.

Der Seiteneinsteiger Renzi hat im politischen Rom die Statik erschüttert. Von Szenen wie aus einer Studenten-WG, samt Yogaübungen, fliegenden Rugbybällen in Besprechungspausen und Pizzakartons auf den Fluren des Regierungssitzes, wird berichtet. „Renzi nimmt Rat an, aber du musst sehr schnell und verständlich argumentieren“, sagt einer seiner Vertrauten: „Und, vor allem, das Wichtige vom Unwichtigen trennen.“

Zwar hat der Regierungschef sein Vorhaben einkassiert, über Schlüsselpersona-



David-Statue in Florenz
„Überflüssiges entfernen“



Europapolitiker Renzi: „Italien braucht sich keine Lektionen erteilen zu lassen“

lien in allen Ministerien selbst zu entscheiden. Der Hinweis eines Vertrauten, eine derartige Praxis sei zuletzt in den Zwanzigern, zur Zeit des Diktators Benito Mussolini, üblich gewesen, gab den Ausschlag. Aber selbst regierungsnahen Blätter beklagen inzwischen die One-Man-Show im „Palazzo Renzi“. Auch vor der geplanten Verfassungs- und Wahlrechtsreform wird gewarnt: Wenn wie vorgesehen die Bedeutung des Parlaments beschnitten werde, so die Juristin Lorenza Carlassare, dann sei „die Demokratie insgesamt“ in Gefahr.

Renzi aber scheint entschlossen, die 60-Millionen-Republik Italien mit den Methoden zu regieren, die er auch im Rathaus von Florenz angewendet hat: als Anführer einer ihm ergebenen, schlagkräftigen Truppe, die auf schnelle und dem Wahlvolk leicht vermittelbare Reformprojekte setzt. „Die schlanke Struktur“, sagt einer aus dem Stab, „garantiert Einheitlichkeit, allerdings fehlt uns das Auffangnetz.“ Renzis Hochseilakt verdiente Respekt seiner Einzigartigkeit wegen: „Plötzlich ist da ein Neuer, zutiefst europäisch und verwurzelt im christlichen Milieu – mitten in diesem sklerotischen Europa.“

Wie „eine langweilige alte Tante“ komme die EU daher, spottete Renzi noch Ende Juni, kurz vor Beginn der italienischen Ratspräsidentschaft. Von der Seele Europas, vom Erbe Aristoteles' oder Dantes müsse künftig wieder mehr die Rede sein – und weniger vom Sparen: Italien, „ein großes Land, das auf seiner Seite nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft hat“, brauche sich keine „Lektionen erteilen“ zu lassen.

Auch nicht von Manfred Weber, sollte das heißen, dem Fraktionsvorsitzen-

den der konservativen Volkspartei im Europaparlament. Der CSU-Mann hatte sich die Frage erlaubt, was es bedeuten würde, nach Frankreich nun auch noch Italien einen flexibleren Umgang mit den Stabilitätskriterien einzuräumen: „Wie erklären wir Irland, Portugal, Griechenland, Zypern und Spanien, warum wir uns bei G-7-Mitgliedern nachsichtiger zeigen?“

Weber zollt dem neuen „Superstar Renzi“ Respekt, weil der für Aufbruch stehe und für die Rückkehr Italiens in die erste Liga. „Aber was die Bedingungen des Stabilitätspakts betrifft, werden wir keine Abstriche machen. Alles andere wäre ein verheerendes Signal, und zwar nicht nur an die Länder, die ihre Hausaufgaben gemacht haben, sondern auch an die weltweiten Märkte.“

Selbst regierungsnahen Blätter beklagen inzwischen die One-Man-Show im „Palazzo Renzi“.

Renzis Aufstieg zum Sprecher jener, die im Namen des Wachstums den Stabilitätspakt neu interpretieren wollen, habe vor allem mit der Schwäche von François Hollande zu tun, so Weber: „Im Vergleich ist ja Frankreich in größerer Not – wenn dort nicht bald etwas passiert, wird die Kommission Auflagen verhängen müssen.“ Dass selbst Pariser Zeitungen Renzi inzwischen als „Führer der europäischen Linken“ bezeichnen, sorgt in Rom für stille Genugtuung.

Grassierender EU-Verdrossenheit zum Trotz spricht Renzi von „Stolz und Mut“ als Leitlinien der italienischen Ratspräsidentschaft. Auch heikle Themen geht er an – dazu zählt die Forderung nach einer gerechteren Lastenverteilung im

Umgang der EU-Staaten mit den Armutsflüchtlings, die an den Küsten Siziliens anlanden. 100 000 waren es bereits in diesem Jahr.

Das Hauptaugenmerk der italienischen Ratspräsidentschaft aber gilt dem Wirtschaftswachstum – vom Sparen, so Renzi, sei zuletzt genug die Rede gewesen. Und da mühselige Kompromisse und austarierete Minimalziele ihm sowieso nicht liegen, macht der Ministerpräsident mit Blick auf die Zukunft besonders dicke Backen: „Ich wette“, verkündete er im Mai, „dass Italien binnen zehn Jahren zur führenden Nation, zur Lokomotive Europas wird.“

Spricht da noch immer jener großspuriige Renzi, der schon in jungen Jahren als „Mat-Teoria“ verspottet wurde? Hat am Ende gar Piero Ostellino recht, Exchefredakteur des *Corriere della Sera*, der behauptet, das „Florentiner Bürschchen“ habe „nicht die geringste Ahnung“, wie Italiens Probleme zu lösen seien?

Nein, auch wenn Renzi übertriebene Erwartungen geweckt haben mag. Von keinem seiner Vorgänger wurden die Wurzeln der italienischen Krise klarer benannt und entschiedener angegangen. „Nicht ich habe dieses Land ruiniert“, sagt der Premier, wenn Kritiker ihm die weiterhin miserablen Wirtschaftsdaten ankreiden. Bereits im Herbst droht Italien die Zwangsverwaltung – die gefürchtete Troika, so Exwirtschaftsminister Giulio Tremonti, sei nicht mehr weit.

Scheitert Renzis radikales Reformprojekt am Widerstand der Besitzstandswahrer, wird Italien sich davon so schnell nicht erholen. Bedenklich ist, dass Gegenwind nicht zuletzt vom linken Flügel der eigenen Partei kommt – seit Renzi mit dem vorbestraften Oppositionsführer Silvio Berlusconi einen, so sagen Linke, „teufelischen Pakt“ einging. Weil Renzi das Berlusconi-Lager als Mehrheitsbeschaffer brauche,

müsse er sich sputen, wird da gespottet – damit die wichtigsten Verhandlungspartner nicht verhaftet seien, ehe der Umbau des Landes begonnen hat.

Renzi aber ist durch derlei Einwände nicht zu beirren. Er nimmt die Unterstützung Berlusconis in Kauf, um an der Spitze der Regierung bleiben zu können – und zu verkörpern, was die europäischen Partner in Berlusconis Italien am schmerzlichsten vermissten: Stabilität und Berechenbarkeit.

Dass sein Land keine Zeit und er selbst einen Ruf zu verlieren hat, ist dem Premier dabei bewusst: „Ich habe vor“, sprach Renzi vergangene Woche, „dieses Land dem, der nach mir kommt, in ordentlichem Zustand zu überlassen.“

Walter Mayr

FOTO: PAOLO TRE / A3 / CONTRASTO / LAIF

A close-up, low-angle shot of a male boxer celebrating a victory. He is shirtless, with his arms raised high, holding a large, ornate WBC (World Boxing Council) championship belt. The belt is teal with a large gold plate featuring the WBC logo and various national flags. The boxer has a determined expression, looking slightly upwards. The background is dark with bright, out-of-focus lights, suggesting a boxing arena.

Mehr als ein Champion.

Mehr als Nachrichten.

Aktuelle Reportagen, Analysen, exklusive Videos und Ratgeberthemen.
Jetzt für 99 Cent testen: bildplus.de



Den SPIEGEL für einen Freund, eine Prämie für Sie!



10" DENVER Tablet TAD 10063 – 16 GB – ohne Vertrag

DualCore-Tablet mit Betriebssystem Android 4.2 und einer Auflösung von 1024 x 600 Pixeln. Mit Bluetooth, 1,2 GH DualCore-Prozessor, 1 GB RAM, 16 GB internem Speicher, WiFi und Frontkamera. Maße (B x H x T): ca. 25,3 x 16,5 x 1,3 cm.

Zuzahlung: € 0,-



Artemide-Stehleuchte „Tolomeo Lettura“

Dank der regulierbaren Arme aus glänzendem Aluminium und dem in alle Richtungen verstellbarem Leuchtkörper aus eloxiertem Aluminium, eignet sich die „Tolomeo Lettura“ auch ideal als Leseleuchte. Lieferung ohne Leuchtmittel.

Länge: ca. 167 cm.

Zuzahlung: € 115,-

TomTom XL Classic Series CE T – 4,3"-Display

Mit TMC-Verkehrsinformationsempfänger, tageszeitabhängiger Routenberechnung, IQ-Routes, Fahrspurassistent, gesprochenen Straßennamen, MapShare, Hilfe!-Menü, praktischer EasyPort-Halterung und Karten von Zentraleuropa (bis zu 19 Länder).

Maße (B x H x T): ca. 118 x 80 x 25 mm.

Zuzahlung: € 0,-





Geldprämie € 80,-

Nichts Passendes dabei? Dann sichern Sie sich jetzt Ihre Gutschrift: Für jeden Leser, den Sie werben, überweisen wir Ihnen € 80,- direkt auf Ihr Konto!



€ 90 Amazon.de-Gutschein*

Amazon.de ist Deutschlands führendes Medien- und Kulturkaufhaus im Internet. Erfüllen Sie sich mit diesem € 90 Gutschein einen Wunsch aus dem umfangreichen Sortiment – über eine Million Bücher, 250 000 CDs, DVDs, Spiele und vieles mehr stehen zur Auswahl.

*Die vertretenen Händler sind nicht Sponsoren des Abo-Shops oder auf sonstige Weise mit dem SPIEGEL-Verlag verbunden. Die Logos und sonstigen beigefügten Kennzeichen sind Marken, die Eigentum jeder vertretenen Firma und/oder ihrer verbundenen Unternehmen sind. Bitte besuchen Sie die Website jeder Firma, wo weitere Bedingungen angegeben sind.

E-Book-Reader „tolino vision“

Das 6"-E-Ink-Carta-Display garantiert einen augenschonenden Lesegegnuss wie auf Papier – sogar bei hellem Sonnenlicht. Durch die integrierte Beleuchtung ist auch ein Lesen bei Dunkelheit möglich. Mit brillantem Schwarz-Weiß-Kontrast, gestochen scharfem Schriftbild, integriertem 2-GB-Speicher für bis zu 2000 E-Books und WLAN.
Zuzahlung: € 0,-

B&F · Borken



Nutzen Sie alle Vorteile:

- Wunschprämie für den Werber
- Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 4,20 statt € 4,40 pro Ausgabe
- SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus

Unser Tipp: den digitalen SPIEGEL gleich mitbestellen!

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 54,60 pro Quartal (das entspricht € 4,20 pro Ausgabe) statt € 57,20 im Einzelkauf, den digitalen SPIEGEL zusätzlich für € 0,50 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

Hinweise zu den AGB und dem Widerrufsrecht finden Sie unter www.spiegel.de/abg

☐ Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis hierzu kann ich jederzeit widerrufen.

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Telefon: 040 3007-2700 E-Mail: aboservice@spiegel.de

Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Noch heute antworten und Wunschprämie sichern!

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen. SD14-015
Bereits enthalten sind € 0,48 für das E-Paper.

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe)

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per SEPA-Lastschrift.
DER SPIEGEL vierteljährlich: € 54,60
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-

Geburtsdatum **19**

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Gläubiger-Identifikationsnummer DE50ZZ00000030206

SEPA-Lastschriftmandat: Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

IBAN Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

SP14-145

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort

☐ Geldprämie € 80,- (2808) Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:

IBAN

☐ 10" DENVER Tablet TAD 10063 – 16 GB (4837)

☐ E-Book-Reader „tolino vision“ (4866)

☐ Stehleuchte „Tolomeo Lettura“ (4264) Zuzahlung € 115,-

☐ € 90 Amazon.de-Gutschein (4779)

☐ TomTom XL Classic Series CE T (4558)



Ferien in Sellamsi

Global Village Wie ein österreichischer Urlaubsort mit dem Ansturm arabischer Gäste zurechtkommt

Das Wetter sei grauslich, das gibt Frau Hörl gern zu, es schüttet seit Tagen, ein Tief von England, da kommt's ja her, das schlechte Wetter, und so prasselt es vom Himmel, tropft von den gelben Markisen am Café Moßhammer. Nebel hängt über dem See, und die Berge auf der anderen Uferseite, der Ronachkopf, der Hundstein, sie sind verschwunden hinter einer Wolkenwand. Die wenigen deutschen Urlauber werden verdrießlich; Dauerregen im Ferienort, eine Katastrophe, eigentlich.

Aber für manche Gäste nicht. „Für unsere arabischen Touristen“, sagt Frau Hörl, „ist unser Klima wunderbar, die Kühle, das Grau, der Regen.“ Sabine Hörl ist Hotelchefin in Zell am



Arabische Urlauberin in Zell am See: „Dann sieht Allah nicht, was man tut“

See, stattlich, klug und warmherzig. Sie liebe ihre Arbeit, sagt sie, es gebe übrigens, bei 80 Zimmern und Vollaustattung, immer genug davon. „Vor allem in der Sommersaison, die ist a Volltreffer.“

Zell am See ist ein adretter Ferienort im Salzburger Land, 9900 Einwohner, der Anteil der Wertschöpfung aus dem Tourismus liegt bei 75 Prozent. Der Schnee droben, der See drunten, deshalb kämen die Leute, sagt Sabine Hörl, eine heile Welt, jedenfalls auf den ersten Blick. Auf den zweiten ist Zell am See mehr als das, nämlich ein europäisches Multikulti-Labor – auf 9900 Einwohner kommen jeden Sommer, nach Ende des Ramadan, rund 70 000 arabische Touristen, und es stellt sich die Frage, wie das gehen kann. Und ob es gut geht. Oder ob die nette Frau Hörl nicht in einer Falle sitzt, an der sie selbst mitgebaut hat.

Die Gäste kommen aus Abu Dhabi und Dubai, aus Katar, Kuwait und Saudi-Arabien – und machen Zell am See einige Monate lang zu einer orientalischen Stadt. Arabische Kinder

patschen durch Pfützen und fotografieren die schäumenden Gullys. Ihre Mütter umringen den Crêpes-Stand, tragen schwarze Burkas oder zumindest Kopftücher, beim Moßhammer sitzen saudische Männer in Galabija und Kufija. Und im Stadtmuseum stehen die arabischen Familien ratlos vor einer altertümlichen Skiausrüstung, die Kinder fragen den Vater nach dem Sinn dieser Dinger. Der weiß es aber auch nicht.

Abends gehen die Männer zum Teehaus „Istanbul“, um eine Schischa, eine Wasserpfeife, zu rauchen. Etwas kühnere stehen kichernd vor dem „Dolls“, der Tabledance-Bar an der Loferer Straße. Oder sie ziehen zum Kreml-Edwin in den „Kupferkessel“, wo sie eine Flasche Chivas Regal bestellen. Der Kneipier, verblüfft, hat unlängst seine Gäste zu deren Alkoholkonsum befragt. „Sie sagten, wenn die Luft schwarz ist, also nachts, dann sieht Allah nicht, was man tut, und so kann man's natürlich mit dem Islam bequem aushalten!“

Es ist, als würden zwei Filme gleichzeitig aufgeführt: „Im weißen Rößl“ und „Lawrence von Arabien“. Aus dem Ortsnamen machen die arabischen Gäste übrigens „Sellamsi“, guttural ausgesprochen und mit Betonung auf der zweiten Silbe.

„Wir haben hier eine Sommersaison geschaffen, aus dem Nichts, nur durch Mundpropaganda in den arabischen Ländern“, sagt Sabine Hörl. „Natürlich haben wir auch Konflikte, aber ich sag immer, Konflikte san zum Lösen da.“

Und es gibt tatsächlich welche. „Ich dachte eigentlich, ich mache Urlaub in Europa“, sagt ein Deutscher; seine Frau fügt hinzu, sie komme sich fast nackt vor in ihrem kurzen Rock. Sie seien, so beide, das letzte Mal hier.

Die einheimischen Kritiker äußern sich nur vorsichtig, der Rassismus-Vorwurf liegt nah. Wenn man aber verspricht, ihren Namen nicht zu erwähnen, erzählen sie von der Arroganz der arabischen Gäste, die alle Verkehrsregeln missachteten, die sich im Restaurant ungehobelt benahmen, das Stadtbild veränderten. „Was nützt mir Profit, wenn ich mei' Heimat nit mehr erkenne?“, so einer von ihnen.

Sabine Hörl kennt die Vorwürfe. Globalisierung brauche eben Zeit, sagt sie. Und überhaupt, die arabischen Touristen seien dankbar, wenn man ihnen die Regeln erkläre – „woher soll'n sie's denn sonst wissen?“

Asis Bin al-Schib zum Beispiel. Er sitzt teetrinkend auf der Terrasse des Grandhotels, mit seiner jungen Frau. Sie kommen aus Dschidda, Saudi-Arabien, es ist ihre Hochzeitsreise, ihre erste Reise in den seltsamen Westen.

Bin al-Schib ist 27 Jahre alt, Lehrer, ein freundlicher Mann mit schwarzem Vollbart. An Sellamsi, sagt er, liebe er das kühle Wetter – und dass seine verschleierte Frau nicht feindselig angeschaut werde. Sie sagt während des Gesprächs kein Wort. Sie sei übrigens seine erste Frau, erzählt Bin al-Schib, und wenn er eine zweite oder dritte Ehe eingehe, womit hoffentlich zu rechnen sei, werde er zur Hochzeitsreise wieder herkommen. Er sagt das ohne Zögern. Sie senkt den Blick.

Und so stellt sich in dem kleinen Zell am See eine große Frage – wie viel Fremdheit hält Europa aus?

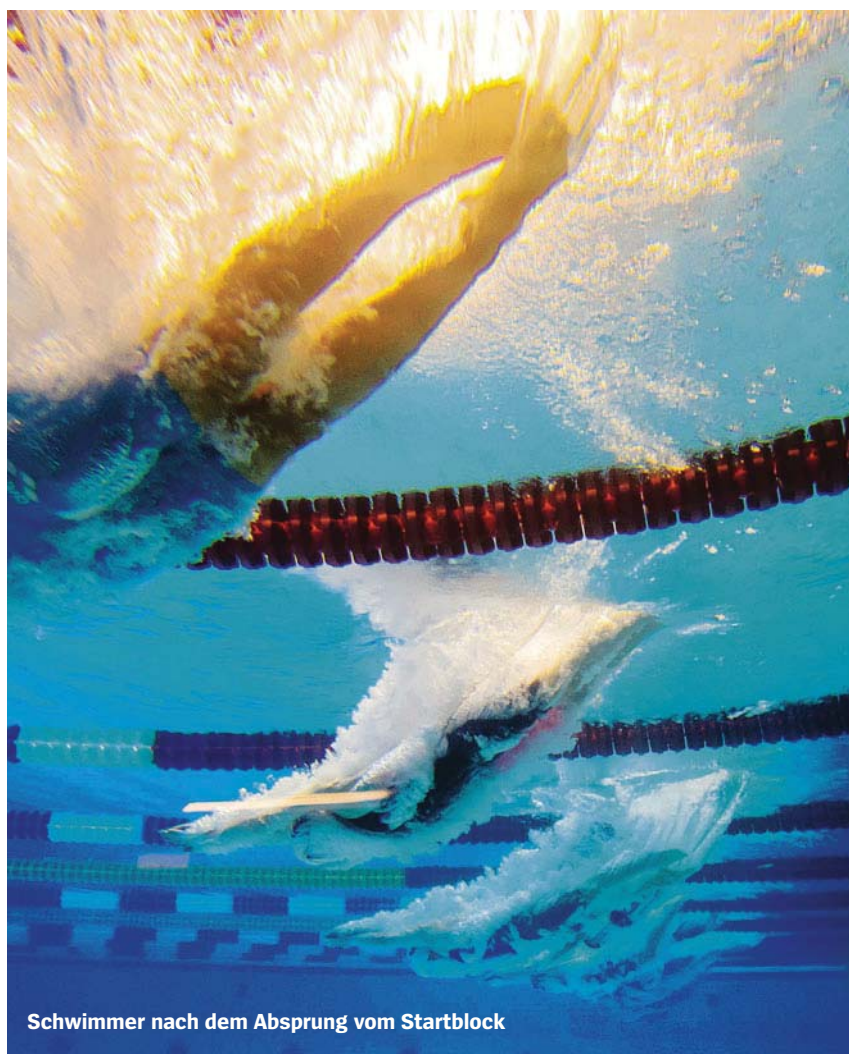
Darauf hat Sabine Hörl ausnahmsweise keine Antwort. Dafür erzählt sie von Paaren, die nun bereits im fünften, sechsten Jahr kämen. Mit jedem Jahr seien sie lockerer geworden, die Frauen hätten jedes Mal mehr von ihrem Gesicht gezeigt. In diesem Jahr hat sie sogar ein Paar gesehen, das Händchen hielt, beim Spazierengehen. „Klingt wie gar nichts, i weiß“, sagt Hörl, „aber Händchenhalten ist scho' a Riesensfortschritt.“

Ralf Hoppe

Schwimmen

Steiler Flug

Viele deutsche Schwimmer, die in dieser Woche bei den Europameisterschaften in Berlin antreten, wenden eine neue Technik beim Startsprung an. Bislang tauchten sie nach dem Abdruck vom Block in einem Winkel von rund 36 Grad ins Wasser ein. Der neue Sprung sieht einen Winkel von 40 Grad vor. Schwimmer, die steiler eintauchen, bieten dem Wasser weniger Widerstand und verlieren weniger Geschwindigkeit. Damit sie nicht zu tief unter Wasser geraten, leiten die Sportler noch während des Eintauchens einen Beinschlag ein. Der Delfinkick bringt sie schnell in die horizontale Körperlage, in der sie dann losschwimmen. Die Athleten seien damit auf den ersten 15 Metern bis zu zwei Zehntelsekunden schneller, sagt Sportwissenschaftler Sebastian Fischer von der Universität Kassel. Er analysierte die Starts von über hundert Spitzenschwimmern und entwickelte den neuen Bewegungsablauf. „Über die Schwimmtechnik können Topathleten kaum noch etwas rausholen, da sind die Leistungsgrenzen erreicht“, sagt Fischer, „aber mit einer neuen Startstrategie können sie mit relativ wenig Aufwand einen großen Effekt erzielen.“ Um die Technik zu erlernen, brauchten Sportler rund vier Wochen. Fischer reiste zuletzt in mehrere Trainingslager der Nationalmannschaft, um mit den Schwimmern an ihren Starts zu feilen. Auch Steffen Deibler, der beste deutsche Schmetterling-Schwimmer, fliegt nun steiler ins Wasser. Am Start zählt er inzwischen zu den Schnellsten der Welt. ¹



Schwimmer nach dem Absprung vom Startblock

Schach

„Er wirkte durcheinander“

Arkadij Naiditsch, 28, deutscher Schachgroßmeister, erklärt seinen Sieg gegen Weltmeister Magnus Carlsen.



SPIEGEL: Herr Naiditsch, Sie haben bei der Schach-Olympiade in Tromsø Magnus Carlsen geschlagen, den besten Spieler der Welt. Was ist das für ein Gefühl?

Naiditsch: Es war ein einzigartiges Erlebnis. Carlsen ist uns allen sehr weit voraus, vielleicht der beste Schachspieler der Geschichte. Ihn zu bezwingen, das ist so, wie Usain Bolt über 100 Meter zu schlagen.

SPIEGEL: Sie erzählten nach Ihrem Sieg, Carlsen sei während der Partie regelrecht panisch gewesen. Wie machte sich das bemerkbar?

Naiditsch: Bei der Schach-Olympiade hat man für die ersten 40 Züge 90 Minuten Zeit. Danach bekommt man eine Zeitzugabe. Vor dem

40. Zug hatten wir beide wenig Zeit übrig. Für Carlsen ist das komisch, weil er normalerweise sehr schnell spielt. Er kommt selten in Drucksituationen. Er wurde sehr nervös, wirkte durcheinander, und dann kamen die Fehler.

SPIEGEL: Carlsen verlor drei Tage nach seiner Niederlage erneut – gegen den Kroaten Ivan Šarić. Steckt der Weltmeister in einer Formkrise?

Naiditsch: Die Partie gegen Šarić war komisch. Carlsen hat in der Eröffnungsphase schnell ein paar Bauern geopfert, letztendlich aber nichts dafür bekommen und dann verloren. Eine Schwächephase ist das jedoch auf keinen Fall.

SPIEGEL: Wie weit sind Spieler wie Sie noch von Carlsen entfernt?

Naiditsch: In der Weltrangliste, aufgestellt anhand der Elo-Zahl, die die Spielstärke von Schachspielern beschreibt, ist der Abstand ziemlich groß. Doch die Spielstärke von uns allen ist mehr oder weniger gleich. Das Problem ist vielmehr die Konstanz. Kleine Schwankungen machen viel aus. Vor acht Monaten war ich noch die Nummer 18 der Welt, dann habe ich ein schlechtes Turnier gespielt und bin aus den Top 30 herausgerutscht. Natürlich möchte ich unter die ersten 10 der Welt. Aber es ist furchtbar schwierig, man darf einfach keine Schwächen zeigen. ^{red}



„Eine Art Lebenswerk“

SPIEGEL-Gespräch Nationalspieler Christoph Kramer, 23, über sein neues Leben als Weltmeister, seinen K.o. von Rio und ein 350 Seiten langes Fußballtagebuch

SPIEGEL: Herr Kramer, Sie führen ein mysteriöses Fußballtagebuch, in das Sie Gedanken und Erinnerungen an Ihre Spiele eintragen. Was steht da über das WM-Finale?

Kramer: Noch nichts. Ich bin länger nicht zum Schreiben gekommen, habe jetzt erst im Urlaub die Rückrunde der vergangenen Bundesligasaison nachgetragen. Ich notiere einschneidende Momente.

SPIEGEL: Und was war das in Rio?

Kramer: Das war eindeutig der Blick auf den WM-Pokal, beim Einlaufen ins Stadion. Der Pokal ist anders als andere Trophäen, er hat eine Aura. Als ich an ihm vorbeilief, musste ich schlucken. Für mich war das ein Bild für die Ewigkeit.

SPIEGEL: Viele Erinnerungen an Ihren Einsatz werden Sie ja nicht haben. Bei Ihrem Zusammenprall mit dem Argentinier Ezequiel Garay in der 17. Minute erlitten Sie eine Gehirnerschütterung mit Bewusstseinsstörungen. Von dieser Szene an bis zu Ihrer Auswechslung knapp eine Viertelstunde später wissen Sie nichts?

Kramer: Null. Ich dachte, wenn ich mir die Fernsehbilder anschau, kommt was zurück. Da kam aber nichts. Das Letzte, woran ich mich erinnere, ist der Einwurf von Miro Klose und dass ich versucht habe, den Ball nach vorn mitzunehmen. Da war zuerst nur der andere Argentinier neben mir ...

SPIEGEL: ... Marcos Rojo.

Kramer: Ja, ich dachte, wenn ich den Ball gut an ihm vorbeilege, muss er grätschen, um eine Flanke von mir zu verhindern. Es war im Strafraum, es war brenzlich, vielleicht hätte es Elfmeter für uns gegeben.

SPIEGEL: Stattdessen kam Garay und rampte Ihnen seine Schulter ins Gesicht. Ein Foul?

Kramer: Ich will ihm keine Absicht unterstellen, aber er nahm zumindest billigend in Kauf, dass er mich traf. Ich würde sagen: Wenn der Schiedsrichter es genau sieht, kann es Platzverweis und Elfmeter geben.

SPIEGEL: Die Spielweise bei der WM war hart.

Kramer: Man musste sich bewusst machen: Meckern oder Debattieren brachte in Brasilien nichts. Vor allem bei südamerikanischen Mannschaften hatte ich den Eindruck, dass ein bewusstes Wehtun zu ihrem Spiel dazugehört.

SPIEGEL: Sie waren im Finale offenbar richtig k. o. gegangen. Warum haben Sie überhaupt weitergespielt?

Kramer: Ich möchte mal was klarstellen: Ich kann niemandem einen Vorwurf machen, keinem Arzt und keinem Trainer, obwohl es immer heißt, es sei gefährlich, mit einer Gehirnerschütterung zu spielen.

SPIEGEL: Ist es ja auch. Ein zweiter Stoß gegen den Kopf kann dann tödlich sein.

Das Gespräch führten die Redakteure Lukas Eberle und Jörg Kramer.

FOTO: UWE KRAFT / IMAGO

Kramer: Aber es konnte in meinem Fall keiner wissen, was ich hatte.

SPIEGEL: Teamarzt Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt und Physiotherapeut Klaus Eder waren schnell bei Ihnen.

Kramer: Und man sieht auf den Fernsehbildern, dass ich total normal wirke. Ich erkenne da, dass ich zu ihnen sage: Ich habe ein bisschen Kiefer – also Schmerzen. Allerdings glaube ich, dass ich kurz ohnmächtig gewesen bin, bevor die beiden bei mir ankamen. Direkt nach dem Zusammenprall sieht man, dass meine Hände in den Gelenken schlaff nach unten klappen. Da war ich wohl 15 bis 20 Sekunden weg.

SPIEGEL: Sie haben dann eine Viertelstunde lang vollkommen normal weitergespielt.

Kramer: Aber ich war anscheinend in dieser Welt nicht richtig drin. Ich habe am Spiel teilgenommen, war aber nicht wirklich da. Als ich hinterher in die Kabine kam – von da an erinnere ich mich ja wieder –, sprachen die Leute dort von einem Tor, das wegen Abseits nicht anerkannt worden war. Ich wusste nicht mal, welche Mannschaft das erzielt haben sollte.

SPIEGEL: Der italienische Schiedsrichter sagt, Sie hätten ihn gefragt, in welchem Spiel Sie sich befänden.

Kramer: Komisch. Ich spreche eigentlich nie mit dem Schiedsrichter. Aber mein Mitspieler Thomas Müller erzählte später, dass ich ihn so was Seltsames gefragt hätte: Sind wir gerade im Finale? Darauf sagte er: Pass mal auf, leg dich jetzt einfach mal schön hin. Auf den Rasen. Er machte dann zur Trainerbank das Zeichen: auswechseln!

SPIEGEL: Finden Sie es schade, dass Ihnen nun ausgerechnet die Hälfte Ihrer Endspielteilnahme im Gedächtnis fehlt?

Kramer: Es ist schade, dass ich nicht durchgespielt habe. Ich hatte ja vor dem Endspiel nicht so viele WM-Einsatzzeiten ...

SPIEGEL: ... gut 15 Minuten ...

Kramer: Und ich war fit, ich kam gut rein. Es hätte ein schönes Spiel werden können.

SPIEGEL: Sie waren ganz kurzfristig für den angeschlagenen Sami Khedira aufgestellt worden. Waren Sie nervös?

Kramer: Der Trainer kam zu mir, eine Viertelstunde vor dem Anpfiff: Khedira kann nicht. Ich hatte noch fünf Minuten, mich mit der Mannschaft warm zu machen. Wahrscheinlich war es gut, dass ich nicht viel Zeit hatte nachzudenken.

SPIEGEL: Kommt der Moment ins Tagebuch?

Kramer: Unbedingt. Darin stehen lauter Dinge, an die ich mich ein Leben lang erinnern will. Deswegen schreibe ich sie auf. Das Buch ist für mich eine Art Lebenswerk.

SPIEGEL: Wie meinen Sie das?

Kramer: Man lernt daraus, dass man alles schaffen kann. Ich habe mit 16 Jahren damit angefangen, damals war ich aus der



WM-Finalist Kramer*
„Da war ich wohl weg“

Jugend von Bayer Leverkusen aussortiert worden und zu Fortuna Düsseldorf gegangen. Auch in den sieben Jahren danach lief nicht alles glatt. Es gab schwierige Phasen. Ich weiß, ich habe so viel investiert, dass der Erfolg kein Zufall ist. Werde ich in sieben Jahren Weltfußballer? Das erscheint unrealistisch. Aber hätte mir vor sieben Jahren einer gesagt, dass ich Weltmeister werde, hätte ich es für noch unrealistischer gehalten.

SPIEGEL: Welches ist das erste Spiel, über das Sie im Buch etwas notiert haben?

Kramer: Fortuna Düsseldorf gegen Bonner SC, zur Eröffnung der B-Jugend-Bundesliga. Wir haben 3:6 gegen Bonn verloren, aber ich habe ein Tor geschossen.

SPIEGEL: Kennen Sie alle Ergebnisse noch?

Kramer: Natürlich. Ich weiß sogar, in welchem System wir gespielt haben, wer neben mir spielte, jedes Detail. Fußball ist meine große Liebe. Und wenn man etwas so sehr mag und sich so krass darauf vorbereitet, bleibt das in einem drin.

SPIEGEL: Wie dick ist Ihr Buch?

Kramer: Grob geschätzt 350 Seiten, viele sind nicht mehr frei. Wissen Sie, was irre ist? Ich habe jetzt noch die WM-Vorbereitungsspiele nachzutragen, bei denen ich dabei war, und die WM-Spiele. Schreibe ich weiter ungefähr eine Seite pro Spiel, steht auf der letzten Seite das WM-Finale – und fertig.

SPIEGEL: Und dann?

Kramer: Dann schließe ich das Buch in einen Safe bei der Bank.

SPIEGEL: Fangen Sie kein neues an?

Kramer: Ich weiß noch nicht. Vielleicht würde mir etwas fehlen.

SPIEGEL: Haben Sie schon Ihr erstes Länderspiel dokumentiert?

Kramer: Nur die Überschrift: Deutschland gegen Polen. Es war ja mein Kindheitstraum, mal für Deutschland zu spielen und die Hymne mitzusingen. Mir war klar, ich war da reingerutscht, weil viele fehlten, die Spieler der Pokalfinalisten Bayern München und Borussia Dortmund, und ich dachte, es sei wohl gleichzeitig mein letztes Länderspiel. Dass der vorläufige 30-Mann-Kader für die WM da noch verändert werden und ich mich noch für Brasilien empfehlen konnte, wusste ich ja gar nicht.

SPIEGEL: Das hatte Ihnen wirklich niemand gesagt?

Kramer: Ich bin froh, dass die Leute in meinem Umfeld, meine Eltern und meine Berater, nicht so fanatisch sind. Man kennt das ja aus der Jugend, wenn Eltern ihren Sohn unbedingt später mal im Nationaltrikot sehen wollen. Sie stehen am Rand und rufen, wie er zu trainieren hat. Ich hatte Glück. Meine Eltern haben mich zwar immer zum Training gefahren, sich aber dann ins Vereinsheim gesetzt und Kaffee getrunken. Sie sind heute noch bei den Heimspielen. Sie fragen anschließend

* Oben: mit den Argentinern Marcos Rojo (l.) und Ezequiel Garay am 13. Juli in Rio de Janeiro.



Mönchengladbacher Bundesligaprofi Kramer: „Man ist wer“

nur, ob ich Spaß hatte. Wenn ich Ja sage, war es ein guter Tag für meine Eltern.

SPIEGEL: Sie starten am Wochenende mit Borussia Mönchengladbach erst in Ihre zweite Bundesligasaison und sind schon Weltmeister. Sind Sie ein Glückspilz?

Kramer: Ich weiß, was Sie meinen: die Umstände des Polen-Länderspiels, Sami Khedira und Bastian Schweinsteiger angeschlagen, dann hat sich Lars Bender im Trainingslager verletzt. Das waren lauter Ereignisse, die jetzt den Eindruck erwecken, dass ich immer nur zur richtigen Zeit am richtigen Ort war. Aber es ist eine Qua-

Kramer: Ich bin kein anderer Mensch als vorher, falls Sie das meinen.

SPIEGEL: Manchmal fängt man an, eine Rolle zu spielen – das, was die Leute erwarten. Und sie erwarten von einem Star, dass er sich wie ein Star benimmt.

Kramer: Da bin ich hypersensibel. Ich achte genau darauf, dass mir keiner unterstellen kann, ich sei arrogant. Früher hatte ich manchmal keinen Bock, mich nach dem Training mit Fans fotografieren zu lassen. Ich lief einfach in die Kabine. Wenn ich das jetzt machen würde, sagen alle: Gott, ist der abgehoben!

„Ich merke schon im Training, dass ich anders gesehen werde: Der ist Weltmeister, also ein guter Spieler.“

lität, zur richtigen Zeit am richtigen Ort auch gut zu sein. Es geht nicht ohne Glück. Aber es geht auch nicht ohne Können.

SPIEGEL: Sie sind fast über Nacht berühmt geworden. Wie war Ihre Rückkehr in den Trainingsbetrieb nach dem Urlaub?

Kramer: Es gibt schon mehr Medienanfragen. Und ich glaube, es wurden auch mehr Trikots von mir verkauft. Ich bekomme Werbeanfragen. Und ich werde in Fernsehshows eingeladen.

SPIEGEL: In welche?

Kramer: Das darf ich nicht sagen. Nur so viel: Es sind ein paar Kracher dabei.

SPIEGEL: Haben Sie etwa zugesagt?

Kramer: Klar, warum nicht? Das geht womöglich so weiter. Weltmeister, das ist nicht vergänglich. Wahrscheinlich kann ich mich noch mit 40 in ein TV-Studio stellen und von damals reden – vorausgesetzt, ich verkaufe mich nicht wie ein Esel.

SPIEGEL: Hat der Titel Sie verändert?

SPIEGEL: Warum gibt es von Ihnen eigentlich keine Paparazzi-Fotos aus dem Urlaub? Sie waren doch auf einem Boot vor Mallorca – der falschen Insel?

Kramer: Oder der richtigen, wie man's nimmt.

SPIEGEL: Bei manchen Ihrer Kollegen, die im Sommer vor Ibiza oder Formentera ankern, hat man den Eindruck, sie möchten gern fotografiert werden.

Kramer: Kann sein. Ich nicht.

SPIEGEL: Sie haben nicht mal ein Profil bei Facebook und sind auch nicht bei Twitter. Was ist los mit Ihnen, haben Sie etwa kein Interesse an Selbstdarstellung?

Kramer: Ich muss das nicht haben. Das ist doch anstrengend. Wenn ich nach dem Training 55 Minuten lang Autogramme gegeben habe, muss ich nicht auch noch irgendwo posten: War ein toller Tag heute.

SPIEGEL: Haben Sie sich als Fußballer durch die WM verändert?

Kramer: Ich habe dazugelernt, sicher. Immerhin habe ich acht Wochen mit den besten Spielern der Welt verbracht. Außerdem ist es im Fußball ja so: Wenn du Selbstvertrauen hast, in so einem Flow bist, gelingt dir alles. Und ich merke schon im Training, dass ich anders gesehen werde: Der ist Weltmeister, also ein guter Spieler. Das ist kein Druck für mich, sondern Bestätigung. Wenn ich das auf den Platz übertragen kann, muss eine reifere Spielweise dabei herauskommen. Man ist wer.

SPIEGEL: Sie gelten als eine Art Laufwunder. Ihr Mönchengladbacher Trainer Lucien Favre bezeichnete Sie als Maschine, Bundestrainer Joachim Löw nannte Sie, nach Ihren Stärken gefragt: belastbar. Gefällt Ihnen das Image als Fleißiges Lieschen?

Kramer: Ich kann damit leben. Laufen und fighten zu können ist auch ein großes Talent, vielleicht das größte. Kicken können viele. Unter denen, die damals mit mir in der Bayer-Jugend gespielt haben, war keiner technisch schwach. Aber ich bin der Einzige, der übrig geblieben, in der Spitze angekommen ist.

SPIEGEL: Gelten Arbeitstiere im Fußball nicht als unsexy?

Kramer: Wenn bei mir immer nur über meine Laufstatistik gesprochen wird, nervt es natürlich. Dass ich mich mit dem Ball am Fuß ganz passabel aus engen Räumen befreien kann, erwähnt kaum jemand.

SPIEGEL: Wären Sie als Kind ein Fan des Spielers Christoph Kramer gewesen?

Kramer: Ja. Denn mein Lieblingsspieler war immer der Engländer Steven Gerrard. Der lief immer schon jedem Ball hinterher, mit großen Schritten. Er war vielleicht nicht der begnadetste Fußballer, aber überall auf dem Platz präsent, hat gegrätscht und gekämpft.

SPIEGEL: Sie stehen bei Bayer Leverkusen unter Vertrag, sind im zweiten Jahr an Mönchengladbach ausgeliehen. Das Leihgeschäft endet 2015. Dürfen Sie noch mitreden, wo Sie spielen?

Kramer: Wenn ich irgendwo nicht spielen möchte, spiele ich da nicht. Das versichere ich Ihnen. Da kann ein Vertrag aussehen, wie er will.

SPIEGEL: Leverkusens Sportchef Rudi Völler kündigte wiederholt an, er werde Sie in einem Jahr zu Bayer zurückholen.

Kramer: Ganz generell, ich sage das nicht mit Blick auf einen bestimmten Verein, fühle ich mich in dem Geschäft manchmal wie in einem modernen Menschenhandel. Doch am Ende entscheide immer noch ich.

SPIEGEL: Herr Kramer, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Video: Weltmeister mit 23

spiegel.de/app342014kramer
oder in der App DER SPIEGEL

Liebe und Hass

Stars Floyd Mayweather Jr. ist die größte Geldmaschine des Boxens. Für eine Serie von sechs Kämpfen erhält der Amerikaner rund eine viertel Milliarde Dollar.

Das Boxen ist für ihn keine Parabel auf das Leben und auch keine Poesie der Fäuste, er kann mit diesem pseudophilosophischen Gerede nichts anfangen. Für ihn ist das Boxen: Zirkus. Eine Show.

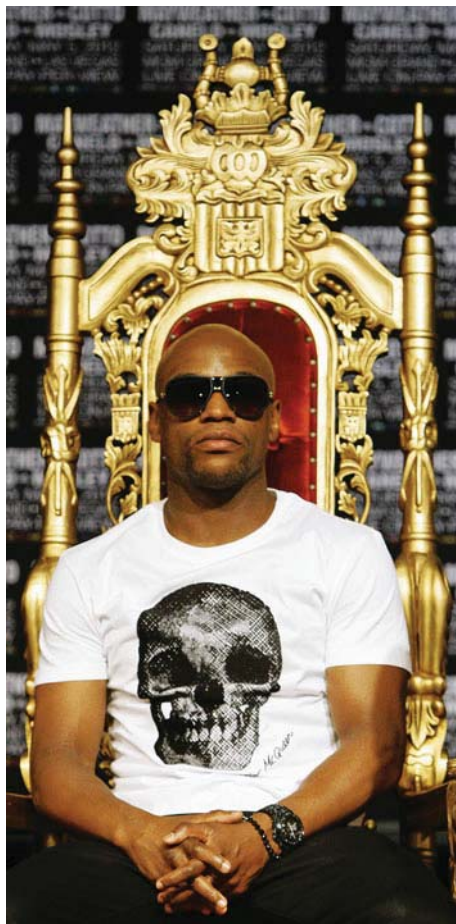
„Ich zwingen niemanden, mich kämpfen zu sehen“, sagt Floyd Mayweather Jr. Warum die Leute trotzdem kommen? „Alles eine Frage des Entertainments.“

Und Entertainment, das kann er. Mayweather ist nicht nur der beste Boxer der Welt, er ist auch der unterhaltsamste. Er ließ sich schon auf einem Thron von vier Männern in Gewändern römischer Gladiatoren zum Ring tragen. Er reist mit zwei Privatjets: Der eine ist für ihn und seine Küchenmannschaft, im anderen fliegen die Leibwächter hinterher. Seine Glatze lässt er von einem privaten Friseur pflegen, die Muskeln von einer vollbusigen Masseurin. Es gibt viele dieser Geschichten.

Mayweather ist 37 Jahre alt, ein kleiner, drahtiger Mann mit einer makellosen Bilanz. In 18 Jahren als Profi trat er zu 46 Kämpfen an, in fünf verschiedenen Gewichtsklassen – jedes Mal verließ er den Ring als Sieger, 26-mal gewann er durch Knock-out. Er respektiere, was Sugar Ray Robinson und Muhammad Ali für das Boxen getan hätten, sagt er, „aber der Größte bin ich“. Es gibt Menschen mit weniger Selbstbewusstsein.

Am 13. September boxt er das nächste Mal, dann gegen Marcos Maidana, einen Linksausleger aus Argentinien, aber der Gegner ist eigentlich nicht der Rede wert. Wenn es um Mayweather geht, dann zählt, dass der Kampf in der MGM Grand Garden Arena von Las Vegas steigt, dass die Halle 16 800 Sitzplätze hat und ausverkauft sein wird, dass Ticketbörsen die Karten für mehr als 17 000 Dollar handeln.

Lange Zeit nannte sich Mayweather „Pretty Boy“, weil er nach zwölf Runden schlimmstenfalls aussah, als hätte er mit seinen Kindern im Garten gerauft. Mittlerweile lautet sein Kampfname „Money“, und der weist deutlicher auf das Wesentliche hin. Kein Sportler verdient mehr Geld als Mayweather, kein Boxer erzielt einen höheren Umsatz.



Weltmeister Mayweather

„Alles eine Frage des Entertainments“

Seine garantierte Börse liegt zwischen 32 und 42 Millionen Dollar; Schwergewichtsweltmeister Wladimir Klitschko bekommt weniger als die Hälfte, wenn er boxt. Der Bezahlender Showtime nahm mit einem von Mayweathers Kämpfen 150 Millionen Dollar ein.

Mayweather hat mit Showtime einen Vertrag über sechs Fights in 30 Monaten, der ihn um rund eine viertel Milliarde Dollar reicher macht. Der Vertrag endet mit seinem 49. Kampf, der vielleicht historisch wird.

Bisher gelang es nämlich erst einem Boxer, 49-mal in Serie ohne Niederlage und Unentschieden zu bleiben. Es war der Amerikaner Rocky Marciano; zwischen 1947 und 1955 gewann er alle seine Kämpfe. Lange her.

Floyd Mayweather ist auf dem Weg, diese Bestmarke einzustellen. Er wolle Geschichte schreiben, er sagt: „Ich möchte, dass mein Name für immer lebt.“

Er will nach ganz oben, weil er von ganz unten kommt. Mayweather ist in einem Armenviertel der Industriestadt Grand Rapids aufgewachsen, im US-Bundesstaat Michigan. Sein Vater war Boxer, sein Onkel auch, beide haben ihn trainiert, der Vater saß wegen Drogengeschäften im Gefäng-

nis, der Onkel wurde wegen Körperverletzung verurteilt. Die Mutter war ein Junkie. Als Kind besaß er drei Hosen und drei T-Shirts, es gab im Haus kein warmes Wasser. Manchmal schliefen sieben Leute in einem Raum.

Heute lebt er in einer Villa, die 18 Zimmer hat, und er hat stets einen Rucksack dabei, in dem eine Million Dollar stecken. In bar, versteht sich. Falls er unterwegs was Schönes sieht. Er prözt mit seinen Autos, seinen Juwelen und seinen Schuhen, die er immer nur einmal trägt. Es ist seine Art, die Vergangenheit zu kompensieren.

Ganz abschütteln kann er sie nicht. Mayweather ist kein braver Mann. Er bekam ein Jahr auf Bewährung, nachdem er in einem Nachtclub zwei Frauen bedrängt hatte. Vor zwei Jahren ging er für 63 Tage ins Gefängnis, weil er auf seine Ex losgegangen war. Die Richterin verschob den Haftantritt damals, weil er mit einem Boxkampf kollidierte.

Mayweather polarisiert; die einen lieben ihn für seine Extravaganz, die anderen hasen ihn für seine Maßlosigkeit. Gleichgültig lässt er kaum jemanden, auch das ist ein Grund für seinen Erfolg.

Mayweather kann zur Boxlegende werden, er hat die Fähigkeiten dazu. Er ist schnell, sein Schlagrepertoire und die taktische Intelligenz sind groß. Die Kunst, seinen Gegner oft zu treffen und dabei selbst so wenig abzukriegen wie möglich, beherrscht keiner besser als er. Mayweather traf in seinen bisherigen Kämpfen im Schnitt mit 41 von 100 Schlägen, die Gegner erwischten ihn nur bei 17 von 100 Versuchen.

Sechs Kämpfe in zweieinhalb Jahren bedeutet aber auch, dass er alle fünf Monate boxen muss. Sich nach einem Kampf sofort auf den nächsten vorzubereiten ist körperlich und mental eine Qual. Im Training sind für Mayweather in jeder Einheit 8000 Schläge auf Punchingbälle, Sandsäcke und Sparringspartner üblich.

Der Musiker 50 Cent, bürgerlich Curtis Jackson, der auch als Boxpromoter arbeitet, ist skeptisch, dass Mayweather das durchhalten kann. Er bezweifelt stark, dass der Boxer seinen Teil des Deals mit Showtime erfüllen könne. Es gibt Kritiker, die ihm vorwerfen, er gehe den stärksten Gegnern aus dem Weg.

Floyd Mayweather sieht das natürlich anders. Er denkt schon weiter und hat angekündigt, etwas Wichtiges mitzuteilen. Möglicherweise kämpft er noch einmal. Es wäre sein 50. Fight, er könnte als alleiniger Rekordhalter abtreten. Kaum vorstellbar, wie hoch seine Börse an dem Abend wäre.

„Du kannst dem Geld nicht hinterherjagen“, sagt Mayweather. „Es kommt von allein zu dir, wenn du tust, was man von dir erwartet.“

Maik Großekathöfer

Kriminalistik

Sind Psychopathen doch therapierbar?

Sie gelten als furchtlos, manipulativ und kaltherzig – und ihnen haftet der Makel an, nicht therapierbar zu sein. Doch dieses unter Fachleuten weitverbreitete Urteil über Psychopathen wird nun angefochten. Die Psychologin Devon Polaschek von der Victoria University of Wellington in Neuseeland kommt in der neuen Ausgabe des Fach-

magazins *Current Directions in Psychological Science* zu einem überraschenden Befund: „Die verbreiteten Vorstellungen über Psychopathen und deren Therapierbarkeit sind weitgehend substanzlos“, urteilt die Wissenschaftlerin. Die Ansicht etwa, dass Psychopathen sogar die Therapie selbst ausnutzen, um dadurch ihre manipulativen Sinne zu schärfen, sei das Ergebnis einer veralteten Studie – diese Untersuchung, so Polaschek,

werde inzwischen als „unethisch und wahrscheinlich schädlich eingestuft“. Ohnehin gebe es kaum Studien, in denen der Behandlungserfolg bei Psychopathen gezielt untersucht worden sei. Die wenigen vorhandenen Erkenntnisse zeigten aber, dass Psychopathen in gleicher Weise auf Resozialisierungsmaßnahmen reagierten wie gewöhnliche Schwerverbrecher: „Sie wollen auf jeden Fall eine erneute Verurteilung vermeiden.“ tha

Medizin

„Der Spott war mir egal“



Karl Lauterbach, 51, Gesundheitsexperte und Fraktionsvize der SPD, über die Mühen der salzlosen Ernährung

SPIEGEL: In Berlin galten Sie jahrelang als komischer Kauz, weil Sie sich salzfrei ernähren und im Restaurant sogar darauf bestehen, dass Nudeln in ungesalzenem Wasser gekocht werden. Jetzt zeigt eine neue Studie: Allein 2010 starben mehr als 1,6 Millionen Menschen an zu salzhaltiger Kost. Fühlen Sie so etwas wie späte Befriedigung?

Lauterbach: Der ganze Spott war mir immer egal. Lieber einen Witz ertragen, als zu früh sterben. Ich esse schon seit 1989 salzarm. Damals studierte ich genau an dem Institut in Harvard, das nun die Studie veröffentlicht hat.

SPIEGEL: Ist ein Leben ohne Salz nicht schrecklich fade?

Lauterbach: Anfangs war es schon eine Umstellung. Aber nach anderthalb Jahren habe ich das Salz gar nicht mehr vermisst. Wenn man darauf verzichtet, lernt man den Geschmacksreichtum von Gewürzen wie Chili, Pfeffer oder Kurkuma erst zu schätzen.

SPIEGEL: Ist es kompliziert, auf Salz zu verzichten?

Lauterbach: Zugegeben: Ganz einfach ist es nicht. Ich muss mir zum Beispiel mein eigenes Brot backen. Und Restaurants weigern sich häu-

fig, salzlos zu kochen. Das liegt auch daran, dass nicht mehr alle Speisen komplett vor Ort zubereitet werden, Soßen zum Beispiel. Aber was Salz angeht, bin ich konsequent: Ein Restaurant, das nicht darauf verzichten kann, muss auf mich verzichten.

SPIEGEL: Sie scheinen kein ganz einfacher Gast zu sein.

Lauterbach: Wenn ich zum Essen eingeladen bin, sage ich natürlich vorher Bescheid. Manchmal geht es trotzdem schief. Einmal hatte mich die damalige amerikanische Gesundheitsministerin Kathleen Sebelius zu einem Bankett im Weißen Haus geladen. Trotz Absprache war das Essen gesalzen. Ich habe dann nur Wein getrunken. Das war auch ganz lustig. elg

Meersalz auf Mallorca



Fußnote

100 \$

kostet es, das neue Medikament Sofosbuvir gegen Hepatitis C für eine zwölf Wochen dauernde Behandlung herzustellen. Tatsächlich aber verlangt der Pharmakonzern Gilead Sciences 60 000 Euro für die Therapie. „Pure Gier“ nennt das die unabhängige deutsche Ärzteorganisation MEZIS.

FOTOS: CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL (L.M.); FIONLINE (L.U.)



Gipfeltreffen im Meer

Das Verhältnis zwischen Mensch und Hai gilt als belastet – der britische Fotograf Andy Murch wagte sich dennoch ins Wasser, um die Begegnung mit Zitronenhaien festzuhalten. 2014 sind bislang fünf Menschen durch Haiattacken umgekommen; demgegenüber stehen Millionen getötete Haie.

Kommentar

Das Schweigen der Mathekönigin

Diese Frau weiß, wie viele geschlossene geodätische Kurven mit einer bestimmten Maximallänge es auf hyperbolischen Flächen gibt. Sie ist erst 37 Jahre alt, bereits Professorin an der Stanford University in Kalifornien und seit voriger Woche auch noch Trägerin der Fields-Medaille. Als erster Frau überhaupt wurde ihr diese Auszeichnung verliehen, die als eine Art Nobelpreis der Mathematik gilt.

Die Mathematikerin Maryam Mirzakhani ist ein Fabelwesen, das man bestaunen möchte – doch ausgerechnet im Augenblick ihres größten Triumphs verstummte die geborene Iranerin. Sie sei derzeit nicht in der Lage, Interviews zu geben, und plane dies auch nicht in absehbarer Zukunft, ließ sie über ihre Universität mitteilen. Ein neuerlicher Beweis für die Verschrobenheit von Mathematikern? Erinnerungen werden

wach an den Russen Grigorij Perelman. Dieser geniale Schrat hatte 2006 gleich ganz abgelehnt, die Fields-Medaille anzunehmen. Er blieb lieber daheim in Sankt Petersburg, wo er sich mit seiner Mama eine kleine Wohnung teilt und die Öffentlichkeit scheut. Aber Mirzakhani ist nicht wie Perelman. Sie hat ein Kind und einen Ehemann, kleidet sich modisch und achtet offenbar nicht nur auf die Dynamik und Geometrie Riemannscher Flächen, sondern – im Unterschied zu Perelman – auch auf ihr Äußeres. So einer Frau würden vermutlich sogar viele jener zahlreichen Mädchen in Deutschland zuhören, die laut jüngster Pisa-Studie eine tiefe Abneigung gegen das Fach Mathematik hegen. Dazu müsste Maryam Mirzakhani nur fortfahren, über die Schönheit ihrer Arbeit zu sprechen.

Frank Thadeusz

Neue Heimat auf dem Mars

Raumfahrt 704 Freiwillige kämpfen schon bald um die Chance, den lebensfeindlichen Wüstenplaneten zu besiedeln. Ein weltweites Medienspektakel soll das Geld für die gewagte Weltraummission einspielen – es wäre eine Reise ohne Wiederkehr.

Wenn sein Herzenswunsch sich erfüllt, wird Stephan Günther eines Tages auf dem Mars sterben. Er hat den Fall längst vorausbedacht. Er möchte, dass die Gefährten seinen Leichnam hermetisch versiegeln, bevor sie ihn dann außerhalb der Kolonie zwischen die Felsen betten.

„Vielleicht gibt es ja unbekannte Lebensformen auf dem Mars“, sagt Günther, 45. „Da dürfen wir nicht einfach eingreifen.“

So aufgeklärt sind die Eroberer von heute. Sie wollen einen Planeten in Besitz neh-

men, und ihre letzte Fürsorge gilt seinem trostlosen Ökosystem aus Staub und Steinen: Menschliche Überreste könnten eingeborene Bakterienkulturen verfälschen.

Noch ist der Mars wüst, leer und ökologisch intakt. Aber vielleicht wird Stephan Günther bald auf einem Rover durch holprige Krater kurven, und das Fernsehen funkt die Bilder zur Erde. Der Mann, derzeit noch Fluglehrer in Magdeburg, hat sich beworben für eine denkwürdige Reise zum Nachbarplaneten: Einen Rückflug wird es nicht geben.

Aufwand und Kosten der Mission sinken dadurch auf einen Bruchteil. Eine Stiftung in den Niederlanden, geleitet von Unternehmer Bas Lansdorp, treibt das Projekt um den Einwegflug ins All voran. „2024 wollen wir die ersten vier Siedler zum Mars schicken“, sagt Lansdorp, „weitere Teams werden folgen.“

704 Kandidaten stehen bereit, die Erde für alle Zeit zu verlassen. Ein Wettkampf soll entscheiden, wer von ihnen in die ständige Vertretung der Menschheit auf dem Mars entsandt wird. Acht Jahre lang will

Küche, Vorratsräume und Schleuse

Wohnzimmer mit
Panoramabildschirm

Schlafrum

Lager

Sandaufschüttung zum Schutz
gegen Kälte und Strahlung

Aufblasbare Wohnmodule

Mannschafts- und
Versorgungskapseln

Lansdorps Stiftung „Mars One“ die Erählten trainieren. Es erwartet sie ein Leben im Ausnahmezustand.

Als Reiseziel gibt der Mars wenig her. Es ist dort bitterkalt, und Staubstürme hüllen den gesamten Planeten häufig für Wochen ein. An Sehenswürdigkeiten gibt es bestenfalls kilometertiefe Klüfte und gewaltige Vulkane, einer davon fast so groß wie Polen – aus einer Tiefebene erhebt er sich zu einer Höhe von 26 Kilometern.

Die Erde aber erscheint den Aussiedlern nur als Punkt am Himmel. Wenn ihnen etwas zustößt, wird von dort keine Hilfe kommen. Mindestens sechs Monate dauert der Flug. Und nur alle zwei Jahre stehen die Planeten einander so nah, dass überhaupt eine Rakete starten könnte.

Den Kandidaten Günther schreckt das alles nicht. Er ist ein geborener Sternfahrer. Als Kind baute er sich Raumkapseln aus großen Pappschachteln. Er malte sie innen mit Instrumenten aus, schnitt Luken hinein und kippte als Pilotensitz einen Stuhl auf

den Rücken. Dann ging es hinaus ins All – „auch bei schönem Wetter“, sagt Günther. „Die anderen Jungs spielten draußen Fußball, ich flog in meiner Kapsel.“

Nun darf er hoffen, in einem echten Raumschiff mehr als 50 Millionen Kilometer zwischen sich und die Erde zu bringen. Erste Konzepte für marstaugliche Flugkörper gibt es bereits. Die US-Firma SpaceX etwa stellte im Mai ihr Modell „Dragon v2“ vor. Die Kapsel bietet Platz für bis zu sieben Passagiere; ab 2016 soll sie Astronauten zur Internationalen Raumstation ISS fliegen – und später, wenn es nach „Mars One“ geht, womöglich auch die ersten Siedler zum Nachbarplaneten.

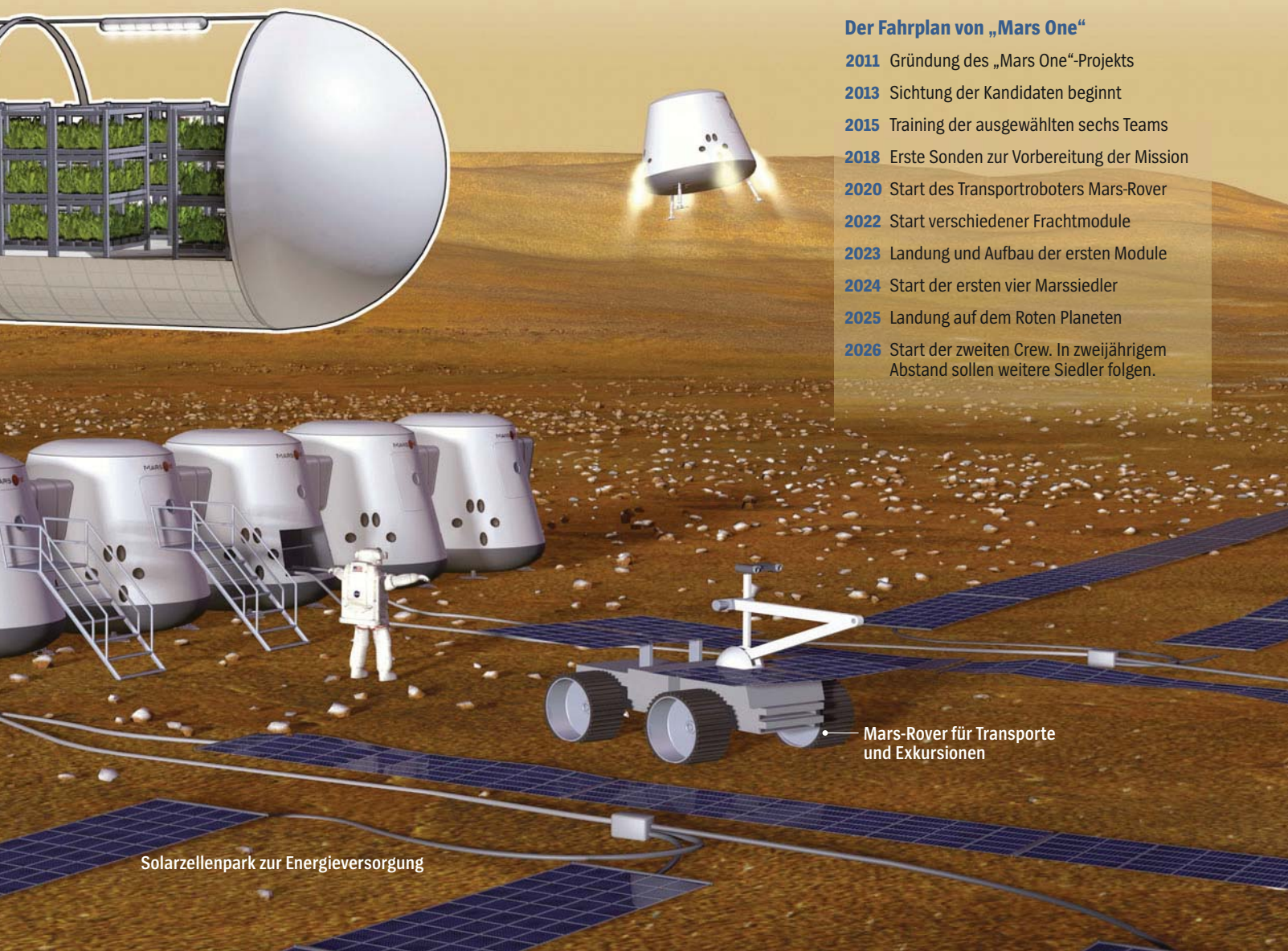
Schon ab 2018 will „Mars One“ mit einer Reihe unbemannter Flüge die nötige Ausrüstung auf den Mars schaffen. Wenn dann 2025 die ersten 4 von insgesamt 24 Siedlern landen, finden sie einen fast schlüsselfertigen Außenposten vor: für jeden eine Wohnkapsel, dazu aufblasbare Treibhäuser für Salat, Tomaten und Zuc-

chini. Wasser gewinnen die Neubürger, indem sie das Eis im Boden schmelzen. Solarzellen liefern die nötige Energie.

Dass die Marsmission technisch zu schaffen wäre, steht kaum in Zweifel – sonst aber ziemlich alles. Größte Hürde: die Kosten. „Mars One“ will mit sechs Milliarden Dollar bis zur ersten Landung auskommen – Experten halten den Aufwand dagegen für kaum kalkulierbar. Den Großteil des Geldes soll der Verkauf der Fernsehrechte einspielen. Lansdorp rechnet vor, dass die Sender heute schon für Olympische Spiele rund vier Milliarden Dollar hinblättern – und was sind ein paar Sportler gegen die erste Siedlung im All? „Dafür wird das Publikum sich begeistern“, sagt er, „wie seit der Mondlandung nicht mehr.“

Schon auf Erden sollen Kameras dabei sein, wenn die Kandidatenteams gegeneinander antreten – zum Beispiel in simulierten Katastrophen, wie sie der Kolonie auf dem Mars jederzeit drohen: Wie schlagen sich die Raumfahrer, wenn plötzlich

Treibhaus zur Produktion von Sauerstoff und Gemüse



Solarzellenpark zur Energieversorgung

Außenposten im All

Der Fahrplan von „Mars One“

- 2011** Gründung des „Mars One“-Projekts
- 2013** Sichtung der Kandidaten beginnt
- 2015** Training der ausgewählten sechs Teams
- 2018** Erste Sonden zur Vorbereitung der Mission
- 2020** Start des Transportroboters Mars-Rover
- 2022** Start verschiedener Frachtmodule
- 2023** Landung und Aufbau der ersten Module
- 2024** Start der ersten vier Marssiedler
- 2025** Landung auf dem Roten Planeten
- 2026** Start der zweiten Crew. In zweijährigem Abstand sollen weitere Siedler folgen.

Mars-Rover für Transporte und Exkursionen

das Klo ausfällt? Wenn die Luftzufuhr versiegt? Wenn ein Meteorit durchs Dach kracht? Die Besatzung übt in originalgetreuen Kapseln, immer wieder wochenlang isoliert von der Außenwelt. „Das wird die härteste Ausbildung aller Zeiten“, sagt, nicht ohne Stolz, Kandidat Günther.

Die Fernsehrechte für die Kandidatenauswahl hat sich gerade eine Tochterfirma des niederländischen Endemol-Konzerns („Big Brother“) gesichert. Sie filmt zunächst die Interviews, mit denen „Mars One“ den Kreis weiter lichten will. Bis zu 25 Viererteams, so der Plan, gehen in die Ausscheidungskämpfe; für die 6 besten beginnt dann schon nächstes Jahr die Ausbildung in den Künsten des Überlebens.

Die Mission steht und fällt mit ihren Helden. Sie braucht starke, farbenfrohe Charaktere, für die sich Zuschauer in aller Welt jahrelang begeistern können. Zugleich aber braucht sie genügsame, gleichmütige Typen, die in einer staubigen Einsiedelei auf dem Mars nicht verrückt werden.

Lansdorp behauptet, das widerspreche sich nicht. „Wer das Fernsehpublikum gewinnen kann, hat auch das Zeug zum Kolonisten“, sagt er. „Würden Sie mit Langweilern auf den Mars übersiedeln wollen?“

Anfangs schien die Auswahl riesig. Gut 200 000 Sternfahrer hatten sich – großteils über das Internet – bei „Mars One“ beworben. Dann machten sich Lansdorp und seine Leute ans Sichten. Sie nahmen die Witzbolde aus dem Spiel und die traurigen Tröpfe, die auf ein bisschen Aufmerksamkeit spekulierten. Am Ende blieben 704 Kandidaten übrig.

Es ist immer noch eine bunte Schar. Daniel aus Kleve zum Beispiel, Sozialarbeiter, 26 Jahre alt. Er wandert gern wochenlang allein durch leere Landstriche – ihm ist, wie er gesteht, höchstens bang davor, dass er den Mars mit drei weiteren Menschen teilen muss. Die quirlige Leila, 46, Notärztin aus Washington, freut sich dagegen auf Enge und Trubel in der kleinen Kolonie. Dem Webdesigner Chalid aus Dubai, 22, kam bereits eine Fatwa seiner Mullahs in die Quere: Die Marsmission sei Selbstmord, urteilten die Rechtsgelehrten, also einem gläubigen Muslim nicht gestattet. Chalid will trotzdem mitfliegen.

In den selbst gedrehten Bewerbungsvideos fällt oft das Wort vom „Lebensraum“. Die Besiedelung des Weltalls sei doch das Allergrößte.

Menschen, die sich nach Einzigartigkeit sehnen, müssen so etwas unwiderstehlich finden – der Sternfahrer erhebt sich als Einzelner aus der Menge, wie es nicht einmal den geistesverwandten Extrembergsteigern vergönnt ist: Die müssen nach jedem Gipfelrekord wieder hinab in die Gewöhnlichkeit. Die Marsianer dagegen brechen alle Brücken zum Erdengeplänkel hinter sich ab. Sie werden Denkmale zu



„Mars One“-Visionär Lansdorp
„Größtes TV-Ereignis seit der Mondlandung“

Lebzeiten – und das womöglich vor einem Milliardenpublikum.

Darf man Menschen einer so übermächtigen Versuchung aussetzen – selbst auf die Gefahr hin, dass sie zugrunde gehen? Wenn ja, wen schickt man hin? Wer hat das Zeug, eine solche Himmelfahrtsmission zu ertragen? Und wenn es schiefgeht: Wann schaltet man die Kameras ab?

Viele Bewerber wollen ein Beispiel geben. Sie träumen davon, eine neue Zivilisation zu gründen, ohne Gesetze, ohne Staaten. Der Mars bietet die ideale Leere, in die sich alles hineinfantasieren lässt.

Die Aussiedler werden nie mehr knirschenden Schnee unter den Schuhen spüren.

Kandidat Günther glaubt, dass solche Idealisten auf dem Mars nichts verloren haben. Dort werde das Leben viel schwerer, nicht einfacher. Lansdorp sieht das ebenso. „Wir schicken niemanden los, dem es auf Erden nicht gefällt“, sagt er. „Denn dann ist nicht die Erde das Problem. Wir brauchen Leute, die eine Menge aufzugeben haben und trotzdem gehen wollen.“

Stephan Günther darf sich gemeint fühlen. Er lässt drei Kinder zurück und seine Ehefrau Beate. Sie hat sich nach dem ersten Schock gefügt. Offenbar muss ihr Mann nun mal hinaus ins All – wie ein Lachs, der an die Stätte seines Ursprungs zurückkehrt. Sie tröstet sich damit, dass ihnen noch zehn gemeinsame Jahre bleiben.

Der Kandidat lässt aber sein Ziel schon jetzt nicht mehr aus den Augen. Er hat sich 20 Kilogramm abtrainiert, und er joggt

auch tapfer in der Hitze Spaniens, wo er oft den Sommer verbringt.

Seiner Frau gehört ein Bungalow inmitten der Bettentürme von Benidorm, nicht weit vom Strand. Hier kann Günther, fern der Flugschule, in Ruhe programmieren. Das ist sein zweiter Beruf. Er entwickelt Simulationen für Weltraumbegeisterte: ein Spaceshuttle etwa, das sich durchs All steuern lässt, und „Apollo“-Missionen zum Nachspielen.

Wenn es ihm zwischen den Hochhäusern zu eng wird, fliegt Günther im offenen Gyrokopter eines Freundes über das ausgedörrte spanische Küstenland. Von oben sieht es dem ersehnten Wüstenplaneten schon recht ähnlich.

Auf dem Mars freilich wird es mit dem Fliegen für immer vorbei sein. Das ist die feine Ironie dieser Mission: Haben die Abenteurer endlich das Ziel der Ziele erreicht, werden sie dort das Leben von Stubenhockern fristen. Um die 40 Quadratmeter Wohnfläche gibt es für jeden.

„Bei uns in den Niederlanden kommen wir auch oft den halben Winter nicht raus“, sagt Pamela Nicoletatos aus Rotterdam, 41. Auch sie, verheiratet, zwei Söhne, will mit zum Mars. Sie belegt bereits Kurse in Astronomie, Geologie und Medizin. Fällt es ihr leicht, die Familie aufzugeben?

Das sei ein hartes Wort, findet sie, für jemanden, der sich so viele Jahre gekümmert hat. „Ich habe sogar meine Söhne zu Hause unterrichtet“, sagt sie. „Mehr Familie geht ja wohl nicht.“ Auf dem Mars sucht sie jetzt ein neues, ganz anderes Leben.

Die Jungs werden Mitte zwanzig sein, wenn die Mutter sich aufmacht. Sie kann ihnen Funkbotschaften schicken; mindestens sechs Minuten vergehen, bis die Antwort von der Erde eintrifft. Womöglich ist es auch nur eine Trennung auf Zeit. „Mein

Mann und die Söhne wollen sich auch bewerben“, sagt Nicoletatos, „aber erst für spätere Missionen.“ Sie weiß: Verwandte im Team, das verbietet sich. Jederzeit kann es um Leben und Tod gehen – da sollte die Besatzung nicht familiär verstrickt sein. „Das Team wird eine zweite Familie für mich sein“, glaubt die Marsfrau.

Das liegt in der Natur der Sache. Die Kolonisten werden einander näher rücken, als Erdenmenschen sich das vorstellen können. Vor der Ersatzfamilie auf dem Mars gibt es kein Entrinnen. Die Kolonie ist ein Laborversuch in totaler wechselseitiger Abhängigkeit: „Big Brother“ auf Lebenszeit. Kein Heimwehkranker verlässt den Posten, keine Nervensäge kann rausgewählt werden.

Stephan Günther blickt deshalb mit einer gewissen Bangnis auf die 704 Kandi-

daten. Er fragt sich, ob diese bunte Schar am Ende sechs unbezwingliche, verschworene Kolonistenteams hergibt. „Wenn die Mission scheitert, dann daran.“

In der Vorauswahl finden sich Originale wie Ludwig aus Bonn, 33, Freund alles Kosmischen, der sich als „Botschafter der Neuen Weltordnung“ empfiehlt. Oder die Filmprofessorin Jan aus San Francisco, 64, die beim Abflug weit über siebzig sein wird und gern sagt, sie möchte der erste Mensch sein, der auf dem Mars stirbt.

Auch Steve aus der Schweiz, 29, ist noch im Rennen – „körperlich voll da“, wie er beteuert. Er gehört zu den weltbesten Athleten der Disziplin „Vierstündiges Dauerrutschen“ im Schwimmbad, die vor allem ein strapazierfähiges Gesäß erfordert. Steve will seiner Freundin vorm Abflug „ein Kind schenken“. Das Schweizer Fernsehen dreht einen Film mit ihm.

Wissen all diese Ulknudeln, was sie auf dem Wüstenplaneten erwartet?

„Am schwersten wäre wohl der Reizentzug zu ertragen“, sagt Hanns-Christian Gunga, Weltraummediziner an der Berliner Charité. „In so einer isolierten Kolonie ist ja wenig wahrzunehmen außer dem Brummen der Lebenserhaltungssysteme.“

Die Aussiedler werden nie mehr knirschenden Schnee unter den Schuhen spüren oder das Fächeln einer Brise um die Nase. In ihrer abgeschiedenen Welt gibt es weder Kindergeschrei noch Bienengesumm. Irgendwann würde den Insassen wohl selbst schnöder Straßenlärm wie eine Symphonie des Lebens vorkommen.

Ab und zu könnten die Marsianer mit einem Rover hinausfahren, um ein paar Lavahöhlen zu erkunden. Aber der Alltag ist Routine – Pflanzen versorgen, Maschinen warten, den Staub von den Solarpaneelen fegen. Und vor allem: trainieren.

Ausgiebige Bewegung ist wichtig, weil sonst Skelett und Muskulatur dahinschwanden. „Das geht schnell“, sagt Mediziner Gunga. „Schon am ersten Tag im All wird Knochenmaterial abgebaut.“ Selbst bei täglich zwei Stunden Training gehen jeden Monat ein bis zwei Prozent der Knochenmasse verloren. Ein 40-jähriger Raumfahrer, schätzt die Nasa, würde nach drei Jahren in der Schwerelosigkeit mit dem Skelett eines 75-Jährigen zurückkehren.

Auf dem Mars herrschen zwar immerhin 38 Prozent der irdischen Schwerkraft, weswegen der Knochenabbau sich verlangsamt. Aber an einigen Stellen ist der Verlust weiterhin relativ groß, darunter Hacke und Becken – alles Knochen, die auf der Erde besonders beansprucht werden.

Der Umbau des ganzen Körpers geht ungleichmäßig vonstatten. Am schnellsten werden sich jene Muskeln zurückbilden, die den Menschen aufrecht halten – das Gesäß etwa dürfte deutlich abflachen. „Ins-



Kandidat Günther im Gyrokopter: Als Kind schon in Raumschiffen aus Pappe durchs All

gesamt sind rund 60 Prozent der Muskelmasse betroffen“, sagt Gunga. „Wir lernen aber gerade erst, wie vielfältig die Schwerkraft den Organismus beeinflusst.“

Sicher ist, dass die Kolonisten nach einer Weile anders aussehen als Erdenmenschen: schwächling die Gestalten, mit Spindelbeinen und dünnen Ärmchen.

Schon deshalb wäre eine Rückkehr so gut wie ausgeschlossen. Unter der irdischen Schwerkraft könnten die Knochen der Marsmenschen brechen wie Glas.

Auch Schwerkranke müssen auf dem Vorposten ausharren; keine interplanetarische Ambulanz kann sie heimholen. Dabei ist das Krankheitsrisiko der Kolonisten hoch. Schon auf dem langen Flug sind sie kosmischer Strahlung ausgesetzt, die zu Krebs führen kann. Außerdem steigt die Anfälligkeit für Nieren- und Gallensteine, weil die abgebaute Knochensubstanz teilweise im Körper eingelagert wird. Weltraummediziner Gunga sieht die ganze Mission „sehr skeptisch“.

Was wollen die Kolonisten tun, wenn der erste Mitmensch an Darmkrebs erkrankt oder von Nierenkoliken gepeinigt wird? „Wir müssen wohl operieren lernen“, sagt Kandidat Günther. Nach einigem Nachdenken räumt er ein, dass man im Zweifel wohl auch über Töten auf Verlangen werde nachdenken müssen.

Zum Leben in einer weltverlorenen Einsiedelei gehören, abseits der Pionierromantik, nun mal hässliche Entscheidungen. Eine fein austarierte Sittlichkeit muss man sich leisten können. Wo Notstand in Permanenz herrscht, droht stets der Rückfall in eine archaische Überlebensmoral. An-

genommen, ein Pilz fällt im luftdicht versiegelten Gewächshaus über die Pflanzen her, und plötzlich reicht die Nahrung nicht mehr für alle – was dann?

Utopische Erobererträume schlagen nicht selten in ihr Gegenteil um. Schriftsteller haben sich das oft genug ausgemalt, und besonders gern am Beispiel des Mars. „Viele Geschichten erzählen von Versuchen, den Mars zu besiedeln“, sagt Philipp Theisohn, Literaturforscher an der Uni Zürich. „Ich kenne keine, die gut ausgeht.“

In den Fünfzigern, als die Angst vor einem Atomkrieg umging, wurde der Mars als Zufluchtsort populär. Dorthin könnte die Menschheit sich womöglich retten – Planet B sozusagen. Berühmtes Beispiel: die düsteren „Mars-Chroniken“ des Amerikaners Ray Bradbury. In mehreren Wellen brechen da Siedler auf ins All, voller Hoffnung auf ein besseres Leben – bis sie erfahren, dass sie alle Schrecken in sich tragen, denen sie zu entkommen hoffen.

Theisohn fragt sich, was „Mars One“ überhaupt mit dem Außenposten bezweckt. „Das ist ja gar keine richtige Kolonie“, sagt er. „Die Siedler bleiben Fremdlinge, isoliert in schweren Raumanzügen und beschränkt auf den engen Radius um die Station herum.“

Dennoch kann der Mars wohl einfach auf Dauer nicht unbesiedelt bleiben. Zwar hat die Nasa vorläufig keine Pläne, doch streben private Unternehmer umso eifriger zum leeren Planeten.

Der Brite Richard Branson verkündet seit Jahren, er wolle unbedingt den Mars bevölkern. Seine Firma Virgin Galactic ent-

wickelt immerhin bereits ein Raumflugzeug, das Touristen auf einen Kurztrip ins erdnahe All befördern soll – das Projekt liegt allerdings weit hinter dem Zeitplan.

Bessere Aussichten hat vermutlich der Amerikaner Elon Musk. Er baut nicht nur das Elektroauto Tesla, er hat auch die erfolgreiche Raumfahrtfirma SpaceX gegründet – im Grunde nur, sagt er, um eines Tages Passagiere zum Mars zu expedieren. Musk kalkuliert mit 80 000 Weltraumtouristen, die je 500 000 Dollar für ein Ticket hinlegen. Die Zahlen hat er freilich einfach aus der Luft gegriffen.

Verbal ist der Mars, wie es scheint, längst erobert – als virtuelle Kolonie von Milliardären, die zeigen müssen, dass ihnen die Erde zu klein ist.

Dagegen hat die Jedermann-Mission von „Mars One“ fast etwas Egalitäres. Aber ohne das große Geld kommen auch diese Visionäre nicht aus. Neben dem Verkauf der TV-Rechte sollen Sponsoren die Finanzierung sichern. Nicht auszuschließen also, dass die erste Siedlung der Menschheit im All Planet Starbucks oder Ikea Village heißt.

Sponsoren verbinden aber ihren Namen nicht gern mit Vorhaben, die erbärmlich scheitern können. Alles hängt am Ende – wenn wider Erwarten sonst nichts dazwischenkommt – von den Sternfahrern ab. Können sie das Fernsehpublikum für sich gewinnen? Traut man ihnen das Unmögliche zu? Sonst wird das nur ein kurzlebiger Rummel um ein paar Weltraumverrückte, die bald wieder vergessen sind.

Kandidat Günther glaubt, dass ein Quantum an Verrücktheit für Missionen ins Unbekannte unabdingbar ist. Er nimmt es auch hin, dass Leute seines Schlags belächelt werden. Schon unter den Frühmenschen muss es Sonderlinge gegeben haben, die immerzu an den Gestaden hockten, aufs offene Meer hinausstarten und irgendwann einfach aufbrachen. „Für die anderen“, sagt Günther, „waren das damals bestimmt auch lauter Irre.“

Und nicht ganz zu Unrecht: Wie viele sind wohl spurlos auf den Ozeanen verschwunden? Andere aber schwemmte der Zufall an eine fremde Insel. So breitete sich der Homo sapiens über den ganzen Planeten aus.

Für Günther ist der Mars nur die Nachbarinsel im All, ein Etappenziel, an dem die Menschheit sich üben kann. Als Nächstes gelingt ihr womöglich der Sprung auf die Jupitermonde. „Und dann“, sagt er, „geht es hinaus in die Tiefe des interstellaren Raums.“

Manfred Dworschak



Video: Daniel Mackenbrock will zum Mars

spiegel.de/app342014marsone
oder in der App DER SPIEGEL



Bushs Liste

Seuchen Gegen Ebola sollen experimentelle Medikamente zum Einsatz kommen – entwickelt wurden sie nach den Anschlägen vom 11. September.

Die Angriffe auf das World Trade Center waren gut ein Jahr her, als der damalige US-Präsident den Einmarsch in den Irak ankündigte. In seiner Rede zur Lage der Nation rechtfertigte George W. Bush die Invasion damit, dass der irakische Diktator Saddam Hussein heimlich Biowaffen produzieren lasse – was sich später jedoch als Geheimdienstmärchen entpuppte.

Fast unter ging dabei, dass Bush in seiner Rede auch den Aufbau des Projekts „Bioshield“ forderte, eines Schutzschildes gegen Bioterrorismus. Die Erinnerung an die Briefe mit Milzbrandernregern, die kurz nach den Anschlägen vom 11. September 2001 verschickt worden waren, war noch frisch; fünf Menschen waren gestorben.

Fast sechs Milliarden Dollar wollte der US-Präsident deshalb in die Entwicklung von Impfstoffen und Medikamenten gegen potenzielle Bioterrorwaffen investieren: Neben Milzbrand ging es beispielsweise um die Erreger von Botulismus und Pest.

Die Irakinvasion führte zu einer humanitären Katastrophe, die bis heute andauert. Das Projekt Bioshield, für das tatsächlich die gigantische Summe von 5,6 Milli-

arden Dollar genehmigt wurde, richtete keine solchen Schäden an, war aber ebenfalls umstritten. Für große Pharmakonzerne waren die auf einzelne Forschungsvorhaben zugeschnittenen Fördergelder kaum interessant. Lediglich kleine Biotechfirmen freuten sich über die ein- bis zweistelligen Millionenbeträge, die für einzelne Projekte genehmigt wurden. Meist riss die Finanzierung der Impfstoffprojekte nach dem Tierversuchsstadium ab. Kaum eine Neuentwicklung schaffte es bis zur teuren klinischen Prüfung am Menschen.

Nun aber könnte sich das Milliardenprogramm gegen Bioterrorismus doch noch als Segen erweisen – im Kampf gegen die exotische Dschungelseuche Ebola.

Denn auch das Ebola-Virus stand auf Bushs Liste potenzieller Biowaffenerreger. In Westafrika, wo derzeit die schlimmste jemals registrierte Ebola-Epidemie wütet, könnten die ursprünglich gegen bioterroristische Anschläge und zum Schutz von US-Soldaten entwickelten Impfstoffe und Medikamente nun tatsächlich zum Einsatz kommen.

1145 Menschen sind bei dem aktuellen Ausbruch nach offiziellen Angaben der Weltgesundheitsorganisation WHO bis Ende vergangener Woche gestorben. Doch die WHO räumte ein, dass die Zahl der tatsächlichen Todesopfer längst weit höher liegen dürfte. Bereits vier westafrikanische Länder – Guinea, Liberia, Sierra Leone sowie Afrikas bevölkerungsreichster Staat Nigeria – hat die Seuche im Würgegriff; Kenia und die Elfenbeinküste gelten als gefährdet. Katastrophal ist die Lage in Liberias Hauptstadt Monrovia. Rund 40 Mitarbeiter von Gesundheitseinrichtungen sol-

FOTO: JOHN MOORE / GETTY IMAGES



Abtransport einer Ebola-Toten in Monrovia

len sich dort bereits angesteckt haben, etliche Krankenhäuser mussten schließen.

Zur Eindämmung von Ebola-Ausbrüchen gibt es eine Strategie, die sich in der Vergangenheit bewährt hat: die Kranken isolieren, die Kontaktpersonen beobachten und notfalls auch isolieren; die hoch ansteckenden Leichen nur von Helfern in Schutzkleidung beerdigen lassen. Wenn all diese Maßnahmen konsequent angewendet werden, lässt sich jede noch so schwere Ebola-Epidemie unter Kontrolle bringen.

Doch nachdem zwei an Ebola erkrankte US-Amerikaner mit dem nie zuvor an Menschen erprobten Antikörpercocktail

ZMapp behandelt wurden und sich ihr Gesundheitszustand daraufhin deutlich verbesserte, brach in Afrika ein Sturm der Entrüstung los: Warum werden nicht auch afrikanische Ebola-Kranke, vor allem aber das schwer gebeutelte medizinische Personal mit solchen neuartigen Mitteln behandelt? Die Proteste zeigten Wirkung – ein Ethikkomitee der WHO erlaubte vergangene Woche den Einsatz experimenteller Medikamente und Impfstoffe, und einige Dosen ZMapp trafen bereits in Liberia ein.

Wie aus dem Nichts taucht seither eine Substanz nach der anderen auf, fast alles Mittel, die kurz vor der klinischen Prüfung, also der Erprobung am Menschen stehen: neben dem Antikörpermix ZMapp mehrere Ebola-Impfstoffe auf Basis von sogenannten VS-Viren, von Adenoviren und Tollwutviren. Sogar ein hochmoderner Hightech-Impfstoff aus dem Biolabor der Firma Tekmira, der gezielt bestimmte Gene des Virus ausschaltet, könnte jetzt an Infizierten getestet werden.

Für eine so exotische Krankheit, die nur sehr sporadisch ausbricht, und zwar in den ärmsten Ländern der Welt, und sich bislang auch stets rasch wieder eindämmen ließ, ist das Angebot neuartiger Mittel erstaunlich. „Wenn nicht militärische Gelder geflossen wären“, gibt Heinz Feldmann zu, Leiter des Virologie-Labors des US-amerikanischen National Institute of Allergy and Infectious Diseases (NIAID) und einer der weltweit führenden Ebola-Forscher, „sähe die Situation jetzt deutlich schlechter aus.“

Nicht nur die 5,6 Milliarden Dollar für Bushs Projekt Bioshield flossen in die Ebola-Forschung. Darüber hinaus stellt auch das US-Verteidigungsministerium seit Jahren viel Geld für die Entwicklung von Impfstoffen und Medikamenten zur Ver-

fügung. Die Arbeiten am Hightech-Impfstoff TKM-Ebola der kanadischen Firma Tekmira etwa werden vom Pentagon mit 140 Millionen Dollar unterstützt.

So hat die Angst vor dem Bioterrorismus die amerikanische Forschungslandschaft nachhaltig verändert. Nach den Anthrax-Anschlägen habe es einen regelrechten Hype um die gefährlichen Viren gegeben, sagt Stephan Becker, Direktor des renommierten Instituts für Virologie an der Universität Marburg. Nur so sei auch zu erklären, dass viele neue Hochsicherheitslabore gebaut wurden, ohne die Ebola-Forschung gar nicht machbar ist.

„Obwohl wir über die National Institutes of Health finanziert werden“, sagt auch Ebola-Experte Feldmann, „ist unser Hochsicherheitslabor am NIAID auch unter diesem Aspekt entstanden.“

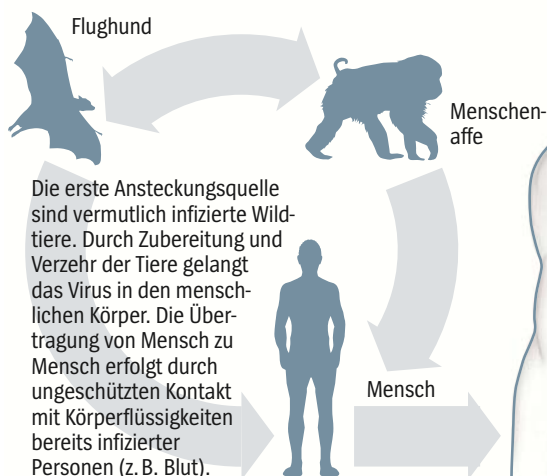
Sogar das berühmte Forschungsinstitut U.S. Army Medical Research Institute of Infectious Diseases (USAMRIID) in Fort Detrick – wo Militärforscher bis 1969 in geheimen Laboren Biowaffen entwickelt haben – wurde plötzlich gesellschaftsfähig und zum geschätzten Forschungspartner für zivile Wissenschaftler. Schon 2002 zeigte sich NIAID-Direktor Anthony Fauci nach zwei Besuchen beeindruckt von der technischen Ausstattung des Militärforschungsinstituts und strebte eine Zusammenarbeit an. Er blieb nicht der einzige Forscher, der fortan mit den US-Militärs kooperierte.

Auf Anfrage des SPIEGEL präsentierte das USAMRIID eine eindrucksvolle Liste seiner „Highlights aus dem derzeitigen Portfolio“ der Ebola-Forschung. So haben Forscher des Armeeeinstituts den Antikörper-Cocktail, der dem Mittel ZMapp zugrunde liegt, an Affen erprobt und an der Entwicklung zahlreicher Ebola-Impfstoffe

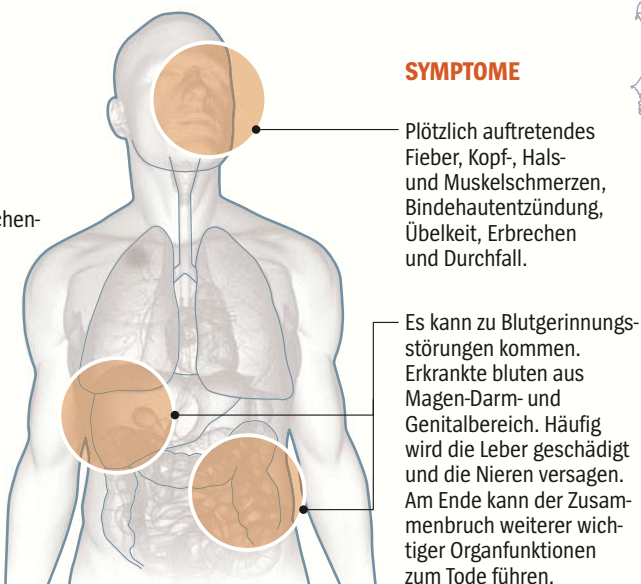
Tödliche Tropenkrankheit

Das Ebola-Virus in Westafrika

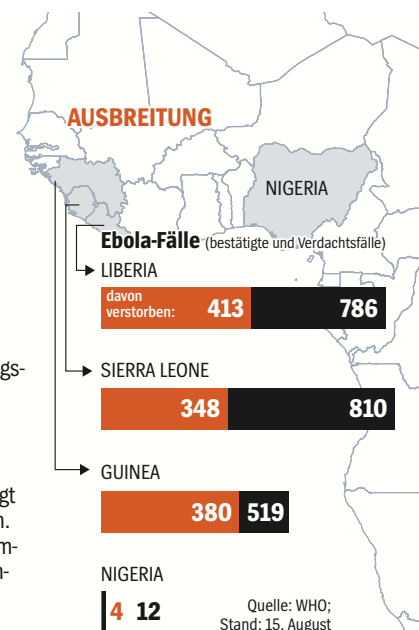
INFEKTIONSWEG

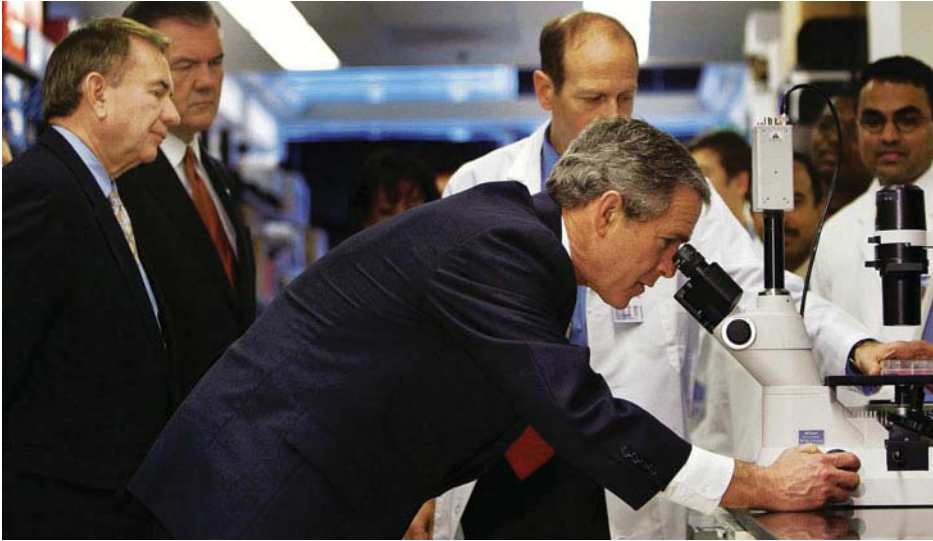


SYMPTOME



AUSBREITUNG





US-Präsident Bush in einem Impfstoff-Forschungszentrum*: Milliardenpende für Virologen

mitgewirkt. Es waren auch USAMRIID-Forscher, die anhand alter Blutproben von Patienten aus Sierra Leone jetzt entdeckt haben, dass das derzeit grassierende Ebola-Virus offenbar nicht neu in Westafrika ist, sondern dort schon vor acht Jahren Menschen infiziert hat.

Für Impfstudien an Menschen hingegen ist das Army-Institut nicht zuständig – ein Grundproblem in der Ebola-Forschung. „Die Gemeinde der Ebola-Forscher“, sagt Virologe Becker, „besteht fast ausschließlich aus Grundlagenforschern.“

Entsprechend schwer ist der – immens teure – Schritt vom Tierversuch zu klinischen Tests an Menschen, wie auch John Eldridge erfahren musste, Chefwissenschaftler beim amerikanischen Biotech-Unternehmen Profectus Biosciences. Seine Pharmafirma hat einen Ebola-Impfstoff auf Basis sogenannter VS-Viren entwickelt. „Wir haben gezeigt, dass er Affen sehr gut vor Ebola schützt“, sagt Eldridge. „Jetzt

renne ich seit drei Jahren herum und versuche, Geld für eine erste Studie an Menschen aufzutreiben.“

Der Schritt von der Grundlagenforschung zur klinischen Forschung sei unglaublich schwierig, so Eldridge: „Wir nennen ihn das ‚Tal des Todes‘, das wir durchqueren müssen.“ Natürlich sei der jetzige Ebola-Ausbruch eine menschliche Katastrophe, so Eldridge, doch er „eröffnet auch die Möglichkeit, die Dinge weiterzubringen“. Nun geht alles sehr schnell, was jahrelang blockiert war.

Schon in der Tasche hat Eldridge die Zusage eines angesehenen Forschungsinstituts, das eine erste klinische Studie mit dem Profectus-Impfstoff durchführen will – wenn die Firma es schafft, die Vakzine in ausreichender Menge herzustellen.

„Dafür“, sagt Eldridge, „muss ich jetzt drei Millionen Dollar aufreiben.“ Noch in

* In Bethesda, US-Bundesstaat Maryland, 2003.

dieser Woche, hofft er, wird er es geschafft haben.

Wann sein Impfstoff dann tatsächlich in Afrika verabreicht werden kann, ist aber ungewiss. „Die Produktion der ersten 7000 bis 10 000 Dosen“, so Eldridge, „wird rund sieben Monate dauern.“ Zudem benötige er vor der Ausfuhr auch unbedingt die Erlaubnis der US-Arzneimittelbehörde FDA: „Sonst kann ich im Gefängnis landen.“

Angesichts des Sterbens in Westafrika erscheinen diese wissenschaftlichen Fortschritte immer noch quälend langsam. Die WHO, die von der kanadischen Regierung Hunderte Dosen Ebola-Impfstoff geschenkt bekommen soll, erklärt, es werde „einige Wochen dauern, bis wir eine Strategie für die Verwendung haben“. Auch bis größere Mengen des Antikörper-Cocktails ZMapp zur Verfügung stehen, werden Monate vergehen.

Aber es könnte einen schnelleren Weg geben, den Infizierten zu helfen. Der Mediziner David Heymann war als Mitarbeiter des US-Seuchenkontrollzentrums CDC schon beim ersten bekannten Ebola-Ausbruch 1976 im heutigen Kongo dabei. Er hat einen verblüffend einfachen Therapie-vorschlag – der auch noch gänzlich ohne Militärforschungsgelder auskommt.

„Ich empfehle, den Ebola-Überlebenden Blut abzupapfen“, sagt Heymann. In ihrem Serum seien – ebenso wie in dem Mittel ZMapp – reichlich Antikörper gegen das Virus enthalten. Aus diesem Grund könne man das Serum Überlebender als Medikament nutzen.

Was kaum bekannt ist: In den Neunzigerjahren haben tatsächlich acht Ebola-Patienten im kongolesischen Kikwit eine solche Blutspende erhalten. Sieben von ihnen überlebten.

Veronika Hackenbroch

FOTO: DOUG MILLS / NEW YORK TIMES / REDUX / LAIF

Weil eine gute Anlage eine gute Beratung braucht.

Finden wir für Sie die Anlagelösung, die am besten zu Ihnen passt.



Lena Kuske
Filialdirektorin

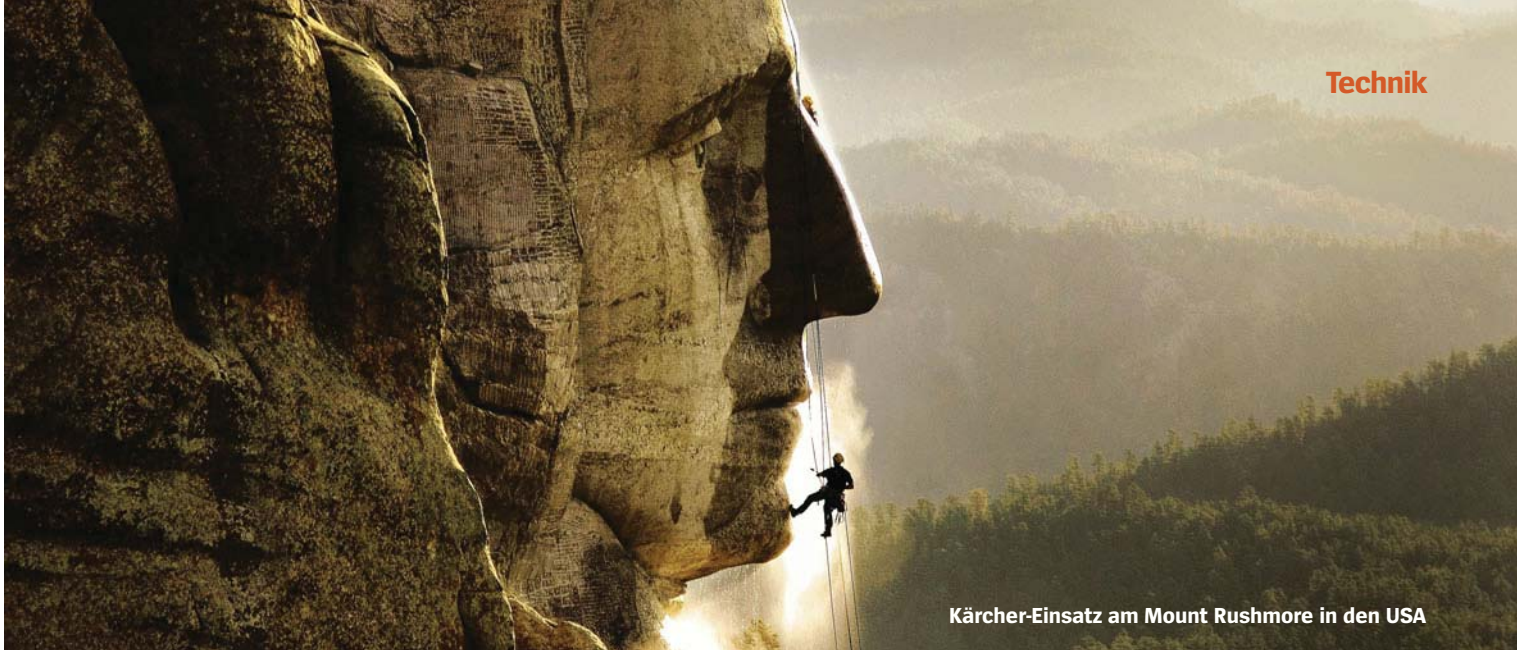
**Bis zu 500 €
bei Depotwechsel***

Das Komplettpaket für Ihre Anlage: Wechseln Sie jetzt zu unseren neuen Depotmodellen und sichern Sie sich neben ausgezeichneter Beratung attraktive Wechselprämien von bis zu 500 €. www.commerzbank.de

* Das Angebot ist bis zum 31. August 2014 gültig. Prämiiert wird die Übertragung von Depotwerten, die bislang nicht bei der Commerzbank AG oder deren Tochtergesellschaften angelegt waren. Die Höhe der Prämie ist abhängig vom Wert des übertragenen Depotvolumens: 100 € Prämie ab 10.000 €, 300 € Prämie ab 50.000 € und 500 € Prämie ab 250.000 € Depotvolumen. Die Kosten der Depotführung richten sich nach dem jeweils gewählten Depotmodell. Die vollständigen Aktionsbedingungen finden Sie unter www.commerzbank.de/depotaktion



COMMERZBANK 
Die Bank an Ihrer Seite



Kärcher-Einsatz am Mount Rushmore in den USA

Segen der Druckdusche

Denkmalpflege Mit der Reinigung von Monumenten treibt der Gerätehersteller Kärcher das Putzen auf die Spitze – und verfolgt jetzt ein ganz großes Ziel.

Dass die Kraft des steten Tropfens selbst den Stein schwinden lässt, ist erwiesen. Dass aber dieser Erosionsprozess auch noch beliebig beschleunigt werden kann, das demonstrierte die Alfred Kärcher GmbH & Co. KG kürzlich im Berchtesgadener Land.

Techniker des schwäbischen Geräteherstellers unterzogen die Fahrwinde der dortigen Bobbahn einer Druckstrahltherapie tiefgreifender Wirkung: Binnen wenigen Minuten war der Beton an den behandelten Stellen weg; Stahlskelett und Kühlleitungen lagen frei zur Reparatur.

Der Eingriff war Teil einer Generalsanierung und darf als wohltätiger Beitrag zur Erhaltung historischer Sportanlagen verstanden werden. Das Bauwerk aus dem Jahr 1968 ist die älteste Kunstseilbahn der Welt. Kärcher stellte das Gerät, einen 100 000 Euro teuren Profi-Apparat der Konzernmarke WOMA, gratis zur Verfügung.

Es ist das neueste Beispiel dafür, wie sich das Unternehmen, bei dem es vorwiegend um Oberflächenreinigung geht, für den Schutz ehrbarer Altbauten engagiert. Monumente aus der Oberliga des Kulturerbes – unter ihnen die Memnonkolosse von Theben, die amerikanischen Präsidentenköpfe am Mount Rushmore, die Christusstatue in Rio de Janeiro sowie die Säulengänge um den Petersplatz in Rom – profitierten bereits von der Putzkraft des Kärcher-Strahls, alles auf Firmenkosten.

Die Benefizspektakel sind die plausibelste Form von Werbung, die dieses Unternehmen treiben kann: Kärcher beherrscht den Weltmarkt der Hochdruckreinigung, gilt als Inbegriff dieses Gerätetyps und beschäftigt 11 000 Mitarbeiter auf allen Kontinenten. Firmengründer Alfred Kärcher schuf 1950 einen der ersten Apparate dieser Art, inspiriert durch die Wartung klobiger Reinigungsmaschinen der amerikanischen Besitzer. Der Cannstatter Ingenieur vereinigte die Heißwassertechnik mit einer Hochdruckpumpe: Der Dampfstrahler war geboren.

Das blaue Urmodell steht inmitten des Firmenmuseums am Stammsitz Winnenden bei Stuttgart, eines famosen Panoptikums der Putzgeräte, die inzwischen die weltbekannte Kärcher-Farbe Gelb tragen: Spezialstaubsauger, Kehrmaschinen, Wischroboter. Kärcher macht weit mehr als Dampfstrahler. Der Begriff sollte „oft genug für Verwirrung“, sagt Kurator Frank Schad.

Schad ist ein vornehmer Geisteswissenschaftler; er koordiniert das Kultursponsoring und leitet eine Art weltanschauliche Betriebsfeuerwehr. Unerfreulicherweise geht mit dem hygienischen Segen der Druckdusche manch fragwürdige Metaphorik einher. Als Frankreichs Innenminister und späterer Präsident Nicolas Sarkozy sich erbot, konfliktträchtige Siedlungsräume mit dem Kärcher zu säubern und die linke Intelligenzija ihn sogleich als „Le Kärcher“ verhöhlte, stand nicht nur der Politiker vor einer medialen Malaise. Schad schickte Briefe an Redaktionen und Parteibüros, sie mögen doch bitte die Firma aus solchen Streitigkeiten raushalten.

Auch dem Verb „kärchern“ vermag der Kurator keinen semantischen Genuss abzugewinnen, schon gar nicht im Zusammenhang mit dem Kultursponsoring. Wer sagt, der Jesus von Rio sei schon viermal gekärchert worden, liegt mit der Zahl zwar richtig, wird aber der Komplexität dieser Behandlungsmethoden nicht gerecht. Es handle sich um „restauratorische Reinigungs“, sagt Schad. Allein die Vorbereitung

und Absprache mit den Denkmalbehörden dauere zwei Jahre. Es gibt extreme Herausforderungen – etwa wenn der Schmutz härter ist als das Material darunter.

Die Christusstatue hat einen sehr weichen Speckstein und ist ein Dauerpatient, weil Tropenklima und Abgase ihr enorm zusetzen. Ohne Kärcher wäre sie dunkelgrün. An den amerikanischen Präsidentenköpfen klebten Flechten, Algen und Moose. Die waren schnell weg, allerdings mussten Kletterer ans Werk, da sich das Monument nicht in ein Gerüst packen lässt.

Den genauen Ursprung der Aktionen kennt Schad nicht; in den Siebzigern habe es eine Gratissäuberung des Stuttgarter Hauptbahnhofs gegeben – was zweifellos klüger war, als ihn nun für Milliarden unter die Erde zu legen. Seit Jahrzehnten jedenfalls ist Kärcher eine Institution der Denkmalwäsche und muss sich kaum noch um den Zugang zum Objekt bemühen. In Deutschland harren derzeit die Karls- und Hubertuskapelle des Aachener Doms, das Quedlinburger Rathaus und der Frankonia-brunnen in Würzburg einer Kärcher-Kur.

Nur im indischen Agra wirbt die Firma seit Jahren vergebens um die Lizenz zum Kärchern. Es geht um ein zeitraubendes Hin und Her zwischen Behörden und wechselnden Regierungen, und es geht um ein Grabmal, von dem viele Menschen mit gutem Grund sagen, es sei das schönste Bauwerk der Welt.

Staub und Abgase haben ihm eine gelbliche Patina verliehen, aber darunter, sagt Schad, sei makelloser, weißer Marmor. Schad gerät ins Flüstern, wenn er von seinem Traumprojekt spricht, als gälte es, keine bösen Geister zu wecken.

Es ist der erhabenste Wunsch des Kurators, dass der Tadsch Mahal unter den Kärcher kommt.

Christian Wüst



Video: Christian Wüst
kärchert

spiegel.de/app342014hochdruckreiniger
oder in der App DER SPIEGEL



Theater

Tokios Spaßguerilla

Sie gelten derzeit als verrücktester Avantgarde-Spaß im internationalen Theaterzirkus: Wie Pop-Groupies auf einem viel zu lauten Höllentrip wirken die Sängerinnen und Tänzerinnen der japanischen Theatergruppe „Miss Revolutionary Idol Berserker“, die an diesem Donnerstag in Hamburg erstmals ihr neues Performance-Spektakel „Noise and Darkness“ vorstellen. Die Truppe der in Tokio lebenden Choreografin Toco Nikaido, 28, kombiniert in ihren Shows den bunten Krach der japanischen Jugend- und Comic-Kultur mit bizarren Exerzier-

ritualen. „Diese Pop-Attacken sind radikale Befreiungsakte“, sagt Andrés Siebold, Leiter des Sommerfestivals der Kulturfabrik Kampnagel, der Toco Nikaido und ihre Gruppe vergangenes Jahr erstmals präsentierte und nun die „Noise and Darkness“-Premiere ausrichtet (danach wird die Show unter anderem auch in Berlin gezeigt). „Mit wunderbarer Leichtigkeit“, so Siebold, „demonstrieren sie, dass Kunst als Analysewerkzeug unserer Gegenwart funktionieren kann.“ Choreografin Nikaido bezeichnet ihre Mitspielerinnen gelegentlich als „Roboter“ und „Krieger“ und will in ihrem neuen Werk vor allem von den Zwangsneurosen der modernen japanischen Industriegesellschaft erzählen. hōb

Kunst

Redende Statuen

Das Denkmal Queen Victorias in der Innenstadt von Manchester ist von Hochhäusern umgeben. „Ich habe genug von diesem Ausblick“, klagt die kleine, dicke Königin aus Bronze, und es sei außerdem ermüdend, das schwere Zepter zu halten. „Talking Statues“ ist der Titel einer Kunstaktion, die in diesem Sommer in London und

Manchester stattfindet. Die Idee dafür hatte die Organisation „Sing London“, die auf diese Weise mehr Lebendigkeit in die Städte bringen will. Britische Schriftsteller haben 35 Monologe verfasst, die sie verschiedenen Statuen auf den Leib schrieben. Darunter ist



auch das Denkmal Sherlock Holmes' in Londons Baker Street oder Peter Pans in Kensington Gardens. Schauspieler haben die Texte gesprochen, und wenn nun Spaziergänger mit ihren Handys einen an der Statue angebrachten Code

scannen, erhalten sie Anrufe jener stummen steinernen Zeugen. In etwa zweiminütigen Monologen erzählen diese aus ihrem Leben. Manche der Monologe sind rein fiktiv, andere basieren auf historischen Fakten. In jedem Fall verleiten sie die Zuhörer dazu, für kurze Zeit stehen zu bleiben und ihre Aufmerksamkeit auf ein Kunstwerk zu richten, an dem die meisten Passanten einfach vorbeieilen. clv

FOTO: PETER HÖNNEMANN (O.)

Literatur

Roulette des Lebens

Stewart O’Nan hat in den vergangenen 25 Jahren 15 Romane veröffentlicht. Womöglich waren das zu viele. Seine Bücher werden von der Kritik gelobt und gelangen in die Bestsellerlisten, obwohl sie seit einigen Jahren so durchschnittlich sind wie das Leben ihrer Helden. In „Die Chance“ geht es um Marion und Art Fowler, ein Ehepaar aus dem Norden der USA, das mit einem Reisebus auf dem Weg zu den Niagarafällen ist. Hier haben die beiden vor 30 Jahren ihre Hochzeitsreise verbracht, und hier wollen sie nun ihr letztes Geld beim Roulette setzen, um ihren Bankrott vielleicht doch noch abzuwenden. Er würde zudem gern seine Ehe retten. Jedes Kapitel beginnt mit der Angabe einer statistischen Wahrscheinlichkeit, die im Zusammenhang zur folgenden Handlung steht: die Wahrscheinlichkeit, bei einem Bus-

unglück ums Leben zu kommen 1:436212 – und prompt gerät auf den nächsten Seiten der Reisebus ins Schleudern. O’Nan konstruiert seinen Roman vernünftig, er psychologisiert routiniert, doch alles an diesem Buch ist vorhersehbar und leicht zu interpretieren. Das gilt für die aufdringliche Metapher des Roulette-spiels und auch wenn Art im Hotelzimmer eine Eislaufkür im Fernsehen sieht und es heißt: „Es kam ihm ungerecht vor, dass ein einziger Ausrutscher eine lebenslange Hingabe zunichtemachen konnte ...“ Stewart O’Nan betreibt die Schriftstellerei als Handwerk. Aber schlägt man deshalb einen Roman auf? *clv*



Stewart O’Nan
Die Chance

Aus dem Englischen von Thomas Gunkel. Rowohlt Verlag, Reinbek; 224 Seiten; 19,95 Euro.

Kino

Aufbau West

Einst ein Stahlwerk, jetzt eine Goldgrube: In Dortmund-Hörde wird ein 200 Hektar großes Industriegebiet in ein Luxusviertel umgewandelt. Was das für die Stadt und ihre Bewohner bedeutet, zeigen die Regisseure Ulrike Franke und Michael Loeken in ihrer Langzeitdokumentation „Göttliche Lage“. Es ist die aberwitzige, manchmal auch traurige Chronik eines Strukturwandels und seiner sozialen Verwerfungen. Alle meinen es

gut, die Projektentwickler, der Heimatverein, vermutlich sogar die Investoren. Die meisten von ihnen sind sich so sicher, die Zukunft auf ihrer Seite zu haben, dass jede Abweichung vom Plan sie verwirrt: Was macht man mit diesen seltsamen Menschen, die sich keine Bauhaus-Villen leisten können? Und was passiert mit den Gänsen, die sich auf dem Gelände ansiedeln, obwohl Tiere hier gar nicht vorgesehen sind? Es geht in dem Film letztlich um die Frage, wie man eine Stadt mit Leben füllt. *lob*



FOTO: REAL FICTION; ILLUSTRATION: PETRA DUFKOVA / DIE ILLUSTRATOREN / DER SPIEGEL

Dirk Kurbjuweit Zur Lage der Welt

Wo Guardiola irrt



Als ich den vorletzten SPIEGEL durchblätterte, befahl mich eine Nieder geschlagenheit, die bis heute anhält. Es geschah auf Seite 99. Dort entdeckte ich ein Foto von Pep Guardiola, dem Trainer von Bayern München, und eigentlich bekomme ich immer gute Laune, wenn ich ihn sehe. Diesmal nicht.

Er trug ein T-Shirt, mit dem er dafür warb, dass die Katalanen über ihre Unabhängigkeit abstimmen können. Es sollen, las ich, „menschliche Türme für die Demokratie“ gebildet werden.

„Demokratie“ war lange eines meiner liebsten Wörter, jetzt geht es mir auf die Nerven, weil es so oft missbraucht wird. Wenn einer etwas durchsetzen will, schreibt er sich gern die Demokratie auf die Fahne. So ist es bei den Gegnern von Stuttgart 21, so ist es bei Separatisten, so ist es bei vielen, die sich lokal oder global irgendwie in der Mehrheit wähnen und deshalb Abstimmungen fordern. In Dave Eggers’ Roman „Der Circle“ reißt ein Unternehmen, das Facebook ähnelt, im Namen der Demokratie die Demokratie an sich und macht daraus eine Diktatur, die Demokratie genannt wird.

Ich glaube, dass man irrt, wenn man davon ausgeht, die Demokratie sei vor allem dafür gut, eigene Interessen durchzusetzen. In Wahrheit ist es eher umgekehrt. Für mich gibt es dazu drei entscheidende Sätze.

Der erste: Wenn ich die CDU wähle, bin ich froh, dass andere die SPD wählen, und andersrum. Würden alle so ankreuzen wie ich, könnte sich der Bundeskanzler oder die Bundeskanzlerin auf eine Zustimmung von 100 Prozent stützen. Das wäre die Macht eines Kim Jong Un oder eines Erich Honecker, und sie würde missbraucht.

Der zweite: Wenn ich zweimal hintereinander dieselbe Partei gewählt habe, und sie gewinnt, bin ich bei der nächsten Wahl geneigt, für eine andere Partei zu stimmen, weil ich den Wechsel für sinnvoll halte, damit sich Macht nicht verfestigt wie in einer Diktatur.

Der dritte: Ich bin unzuverlässig. Ich kenne meine Irrtümer, auch bei politischen Einschätzungen. Ich bin daher erleichtert, dass es die anderen als Korrektiv für mich gibt. In einer Diktatur geht man davon aus, dass ein Mensch oder eine Partei auf Dauer recht haben kann.

Das verbindende Wort zu diesen drei Punkten ist: andere. Rosa Luxemburg hat gesagt, Freiheit sei immer Freiheit der Andersdenkenden. Das gilt auch für die Demokratie. Deshalb stört es mich, wenn Leute dieses Wort gebrauchen, um für ihre Interessen zu werben. Sie können selbstverständlich dafür werben, aber nicht im Namen der Demokratie. In deren Namen, finde ich, wirbt man allenfalls für die Interessen der anderen. Deren Wertschätzung macht den Unterschied zur Diktatur aus.

Beim Fußball, lieber Pep, gelten natürlich andere Prinzipien. Nach zwei Meisterschaften für Bayern München käme ich nicht im Traum auf die Idee, den anderen, also Borussia Dortmund, den nächsten Titel zu gönnen.

An dieser Stelle schreiben drei Kolumnisten im Wechsel. Nächste Woche ist Claudia Voigt an der Reihe, danach Elke Schmitter.

A close-up portrait of Gerd Harry Lybke, a middle-aged man with thinning hair, wearing thick black-rimmed glasses and a grey plaid jacket over a patterned shirt. He is smiling slightly and looking directly at the camera. The background is blurred, showing what appears to be an indoor setting with a yellow handrail.

„Du fühlst dich unsterblich“

SPIEGEL-Gespräch Der Galerist Gerd Harry Lybke über seine Sicht auf die DDR 25 Jahre nach dem Mauerfall, über Erfolge und Schwierigkeiten im Kunstgeschäft und den anhaltenden Neid der Konkurrenten

Der gebürtige Leipziger **Lybke**, 53, ist einer der bekanntesten deutschen Galeristen – und eine historische Figur. Er führte in der DDR eine illegale Galerie und wurde nach der Wende international erfolgreich. Die Malerei Neo Rauchs machte er zu einem Gut, nach dem der Weltmarkt gierte. Längst sind beide, Galerist und Maler, Teil der Kunstgeschichte.

SPIEGEL: Herr Lybke, Sie waren der junge Typ aus der alternativen Leipziger Kunstszene, der als Galerist nach der Wende eine unvergleichliche Karriere machte. Hat sich Ihr Blick auf die DDR im Laufe der Zeit verändert, erscheint sie Ihnen aus der Distanz gefährlicher oder harmloser?

Lybke: Wenn ich zurückdenke, habe ich keinen Staat vor Augen. Ich erinnere mich dann erst einmal an den Ort, an dem ich aufwuchs, an Meusdorf, diesen Stadtteil von Leipzig, an meine Familie, an die Freunde, mit denen ich auf der Straße spielte. Wir waren eine echte Bande, ich musste den größten Unsinn machen, weil mir als dem Kleinsten keine Strafe drohte, und ich war irgendwie immer der Kleinste. Das sind Erinnerungen, die denen vieler anderer Menschen ähneln, gleichgültig, woher sie stammen.

SPIEGEL: Hatten Sie je den Wunsch, hinauszukommen aus diesem Staat?

Lybke: Lange nicht. Ich habe zwar einen Ausreiseantrag aufgesetzt, da war ich noch jung, aber den habe ich geschrieben, weil man das so machte. Man rauchte zum ersten Mal, trank den ersten Alkohol, stellte einen Ausreiseantrag, das gehörte zum Erwachsenwerden dazu, jedenfalls in meiner Gruppe.

SPIEGEL: Und?

Lybke: Habe ich nie abgeschickt, deshalb besitze ich ihn überhaupt noch. Mir war auch plötzlich nicht mehr so klar, warum ich weggehen sollte. Auf der anderen Seite der Mauer wollte mich niemand, so dachte ich jedenfalls. Mit 17 bin ich dann in eine Wohnkommune in Leipzig gezogen, so etwas gab es überhaupt nur zweimal in der Stadt.

SPIEGEL: Was sagte Ihre Familie dazu?

Lybke: Meine Mutter war begeistert. Sie hätte selbst gern ein solches Leben geführt, das war da alles ungezwungener. Es gab diese große Wohnung in einem wunderschönen, grandios heruntergekommenen alten Haus. Da lebte ein Paar, die Frau war aus dem Westen hergezogen, sie besaßen eine Bibliothek, ein Musikzimmer, ein Auto, sogar ein Telefon. Ein Russischstudent, ein paar andere Leute und ich zogen mit ein. Da war immer so ein Salongefühl. Und ich als 17-Jähriger mittendrin, der bunte Vogel, der den Kühlschrank leer aß.

SPIEGEL: Wurde über Politik diskutiert?

Das Gespräch führte die Redakteurin Ulrike Knöfel.

Aufgrund der Persönlichkeitsmerkmale kann eingeschätzt werden, daß der Lybke aus Geltungsbedürfnis und Kunstinteresse, verbunden mit einem guten Organisations-talent o. g. Aktivitäten entwickelt. Durch seine ungefestigte Persönlichkeitsentwicklung und einen labilen Charakter ist eine negative Beeinflussung des Lybke durch Drittpersonen zum Mißbrauch der Ausstellungstätigkeit ständig gegeben.

Auszug aus Lybkes Stasiakte, 1987

Lybke: Nein, es ging auch später eigentlich nie um Politik, sondern darum, zu leben, und da wurde es doch schnell politisch. Jörg Herold, ein Kumpel von mir, der dann Künstler in meiner Galerie wurde und es bis heute ist, hat in den frühen Achtzigern überall in Leipzig an Mauern geschrieben: „Ich“. Überall in der Stadt: „Ich“. Die Betonung des eigenen Ich war in der DDR die größte Frechheit, die sich jemand erlauben konnte. Eine Kampfansage. Das hat jeder sofort verstanden.

SPIEGEL: Sie hatten während Ihres Wehrdienstes an die Kaserne geschrieben: „Macht Liebe, nicht Krieg“. Das war mutig.

Lybke: Oder blöd. Ich musste zeigen, dass ich eigentlich nicht dazugehörte, nichts mit dieser Armee am Hut hatte. Dabei wollte ich, wenn ich eine Waffe in der Hand hatte, das auch können, dieses Schießen. Das mit den Schießübungen war schnell vorbei. Ich wurde in die Bibliothek versetzt.

SPIEGEL: Wenn von Ihrer Geschichte in der DDR die Rede ist, klingt alles wie ein einziger Streich, ein Schelmenroman. Auch weil Sie selbst es so klingen lassen. Der Kerl, der Kosmonaut werden wollte, der durchaus gern bis zum Mond geflogen wäre, aber nicht einmal Lust hatte, im strengen Moskau zu studieren. Stattdessen haben Sie ziemlich öffentlich in Leipzig eine illegale Galerie geführt und das System überlistet.

Lybke: Weil ich das Angebot abgelehnt hatte, in Moskau Kraftwerktechnik zu studieren, durfte ich auch nichts anderes studieren. Ich durfte nicht einmal mehr Aufsicht im Museum werden, das war im Grunde ein Berufsverbot. Obwohl ich eigentlich nichts anderes wollte als ein ganz normales Leben, ein Studium, einen akademischen Beruf. Die Stasi hat allen gesagt, lasst den nicht arbeiten. Und die Gefahr war die: Du wirst nach einem Jahr Nichtarbeiten zum Asozialen ernannt, eingesperrt und vielleicht irgendwann in den Westen verkauft.

SPIEGEL: Hatten Sie also eher Angst?

Lybke: Ich fühlte mich wie gelähmt. Ich beschloss, von mir aus zur Polizei zu gehen, mich denen auszuliefern, wollte eine Strafe antreten. Ich bin tatsächlich losgelatscht. Auf dem Weg wurde mir klar, dass das Schwachsinn ist und ich nichts Falsches gemacht habe. Das war eine Befreiung. Ich dachte, dann bin ich eben asozial, und

plötzlich merkte ich, dass noch viele andere in der Stadt genauso asozial und ohne Arbeit waren. Eine ganze Parallelwelt.

SPIEGEL: Wie sah Ihr Alltag aus in einem Land, in dem Arbeitslosigkeit nicht vorge-sehen war?

Lybke: Bei mir ja auch nicht. Ich wollte dann Schauspieler werden. Deshalb spielte ich im Studententheater mit. Ich war zwar kein Student, aber das war da keiner. Wir hatten vormittags Sprecherziehung, Bewegungstraining. Danach bin ich in den Studentenklub Moritzbastei gegangen, habe Billard gespielt, gegen Geld. Ich habe mal bei der Post ausgeholfen, war jahrelang Aktmodell an der Hochschule. Ohne Anstellung natürlich. Abends traten wir auf der Bühne auf, und zwar auf der, auf der unter anderem auch Heiner Müller inszeniert wurde, Stücke quasi ausprobiert wurden.

SPIEGEL: Von Ihren Auftritten gibt es Videofilm-Mitschnitte. Da kommen Seitenhiebe auf den Staat vor, auf die fehlende Freiheit. Das war riskant, oder?

Lybke: Ich war nur der, der das auf sagte. Das Leben war für uns aber durchaus eine Mutprobe.

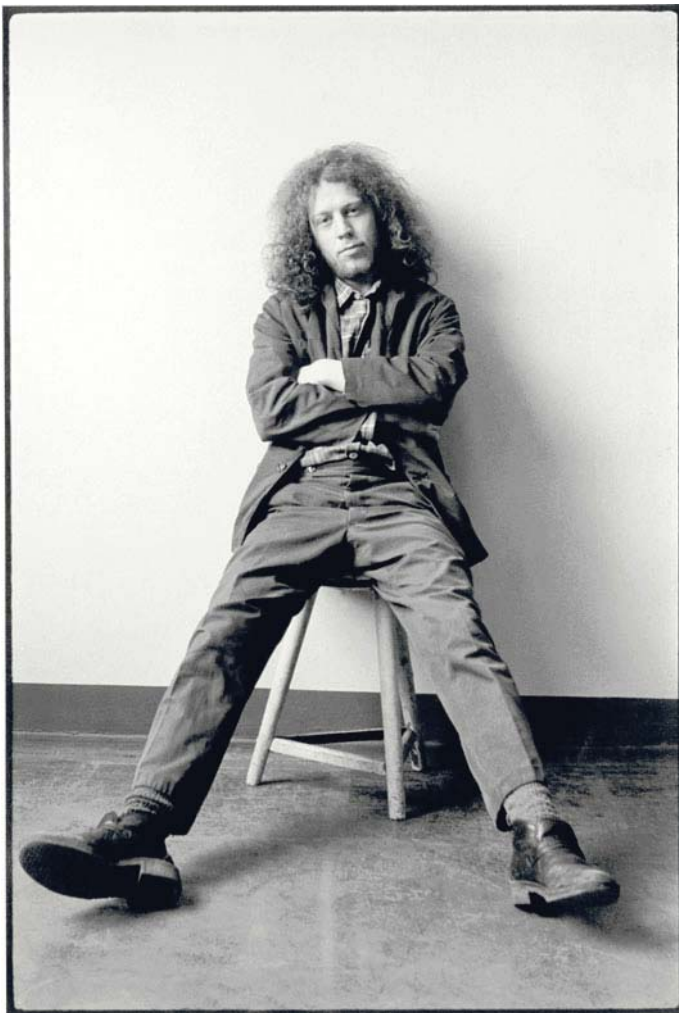
SPIEGEL: Sie absolvierten Aufnahmeprüfungen an Theaterhochschulen.

Lybke: Ich wäre, wie ich später erfuhr, angenommen worden, die Stasi hat das verhindert.

SPIEGEL: Nach der Wende wurde klar, wie der Staat Ihr Leben zu steuern versucht hatte. Viele andere wirken wegen ähnlicher Vorgänge verbittert.

Lybke: Es gibt viele Gründe, weshalb ich nicht verbittert war oder bin. Einer davon ist, dass ich ahnungslos war. Ich wusste beispielsweise nicht, dass ich auf einer schwarzen Liste stand. Darauf zu stehen hieß: Ich war vorgesehen, im Ernstfall, wenn dem Staat größere Gefahr drohte, interniert und eliminiert zu werden. Man nahm, wie auch immer, diese Geruchsprüben von mir, um mich im Falle des Falles eindeutig zu identifizieren. Wenn ich von den Perversitäten gewusst hätte – ich hätte mit allem aufgehört, sofort. Ein Gespräch hätte gereicht, dann wäre ich zurück ins Kirow-Werk an die Maschine, da hatte ich ja früher die Ausbildung zum Monteur gemacht. Ich war nicht lebensmüde.

SPIEGEL: Aber Sie provozierten. Der Beruf des selbstständigen Galeristen, der aus-



Galerist Lybke in Leipzig 1985, mit Künstlern in seiner Galerie 1986 und in seiner Wohnung 1983
 „Die DDR war ein surrealistisches Theaterstück“

stellt, was er will, war in der DDR nicht wirklich vorgesehen, der Kunsthandel war staatlich organisiert. Wie kam es dazu, dass Sie Kunst präsentierten, zu Vernissagen einluden, selbst an Kunstaktionen teilnahmen?

Lybke: Über die Leute, die ich kannte, ausschließlich über sie. Ich hatte keine Arbeit, keine Aussichten, ich war 21, 22. In dem Alter dreht sich der Motor hochtourig. Also haben wir Partys gemacht. Das hat aber irgendwann nicht mehr gereicht. Deshalb veranstalteten wir an den Wochenenden in meiner Dachwohnung Themenpartys.

SPIEGEL: Die im Grunde Performances waren?

Lybke: Ja, wir haben dann eine Gruppe gegründet, PIG, das stand für Plagwitzer Interessengemeinschaft. Wir gingen in leer stehende Fabriken und simulierten einen Acht-Stunden-Arbeitsalltag, und das haben wir gefilmt. Dieses Dokumentieren war uns wichtig. Wenn wir hinausgefliegen wären aus der DDR, hätten wir etwas vorzuweisen gehabt, was nach einem künstlerischen Beruf aussah. Wir haben einen Preis ausgelobt und verliehen, auch für Performances. Wir haben uns Anzüge besorgt, sogar Smokings, falls die Polizei auftauchen würde, die waren da

leicht zu beeindrucken, die hatten so eine Hörigkeit.

SPIEGEL: Dann, von 1985 an, die Galerieräume in einem Hinterhofgebäude. Offiziell war das ein Atelier, in dem sich immer andere Künstler einen Monat lang einmieteten und eben auch ihre Werke zeigten. Sie tricksten den Staat aus. Und der Staat hat Sie dabei beobachtet. War Ihnen das bewusst?

Lybke: Leute kamen zu mir, erzählten, dass sie über mich ausgefragt worden seien, die sind richtig unter Druck gesetzt worden. Mir war klar, die Stasi interessiert sich für mich, mir war nicht klar, dass sie mehrere Leute auf mich angesetzt hatte, dass sie in meiner Gegend einen Beobachtungstützpunkt eingerichtet hatte. So wichtig erschien ich mir nicht.

SPIEGEL: Warum ließ man Sie gewähren?

Lybke: Die DDR war ein surrealistisches Theaterstück, das war uns klar. Wir wussten aber nicht, wie weit das ging. Die Stasileute haben in den Berichten mal etwas weggelassen, manchmal etwas hinzuerfunden, wir durften nicht zu gefährlich, nicht harmlos erscheinen, sonst wären die abgezogen worden. Das wollten die offenbar nicht. Die Galerie, diese Eröffnungen, das war ein super Job für die. Immer was los, gute Stim-

mung. Später wollten die uns sehr wohl auf-fliegen lassen, aber da löste sich der Staat schon selbst auf. Und noch einmal: Solange du nicht so genau weißt, was dir tatsächlich passieren könnte, denkst du nicht so viel nach. Du fühlst dich jung, schön und sowieso unsterblich. Außerdem habe ich mich im Gegensatz zu anderen nie politisch geäußert, war nicht bei der Friedensbewegung. Und wir waren nicht Berlin.

SPIEGEL: Und das hieß?

Lybke: Da lebten unserer Meinung nach die echten Revolutionäre, wir fuhren hin, wollten wie die im Café sitzen, sinnieren, etwas in irgendwelche Hefte schreiben und uns im Grunde wie in Paris fühlen. Uns hat aber in Berlin keiner beachtet, wir haben sächsisch gesprochen, waren Provinz, würden nie dazugehören. Das hat uns frustriert. Also sind wir zurück nach Leipzig und feierten weiter unsere Partys. Leipzig war eben Spaß. Wir hatten Jazzfestivals, Festivals für Dokumentarfilme, wir haben uns da eine Woche reingesetzt und von früh bis spät alles gesehen. Keine Minute wurde ausgelassen.

SPIEGEL: Sie sollen laut Stasiakten einen Mitarbeiter der US-Botschaft gut gekannt und überhaupt „umfangreiche Diplomatikenkontakte“ gehabt haben.

Lybke: Zur Leipziger Messe konnten Leute aus dem Westen leichter einreisen, es kamen dann aber auch Industrielle bei mir vorbei. Wenn ich das Gefühl hatte, die Stasi könnte mir gefährlich werden, die schließen mir vielleicht doch bald die Bude, habe ich solche Besucher weggeschickt. Auf der anderen Seite haben mich diese Kontakte geschützt. Im Westen erschienen, wenn es notwendig wurde, Artikel über mich, das hat geholfen. Manchmal, wenn sich was zusammenbraute, habe ich mich von den Mitarbeitern ausländischer Botschaften in den Urlaub an die Ostseeküste einladen lassen. Amerikanische Botschaft, französisches Kulturzentrum. Das war wichtig für uns.

SPIEGEL: In den Akten wird auch Sascha Anderson erwähnt, der Mann, der die junge DDR-Bohème verraten hat.

Lybke: Den habe ich nur oberflächlich kennengelernt, der war zum Glück zu hochnäsiger, der wollte nichts mit mir zu tun haben.

SPIEGEL: Ihre damalige Lebensgefährtin kommt ebenfalls in den Berichten vor, auch sie wurde observiert und belauscht. So kam heraus, dass Sie ihr Telefon benutzten, um Ihre Galerie zu organisieren. Heute ist sie eine bekannte Schauspielerin.

Lybke: Sie war früh meine Freundin, ihre Eltern waren nach New York zur Uno geschickt worden, wir hatten sturmfreie Bude, wir haben die wildesten Partys gefeiert, die waren legendär.

SPIEGEL: War es in gewisser Hinsicht sogar das bessere, weil intensivere Leben damals?

Lybke: Es war ein Leben auf einem viel zu kleinen Billardtisch, die Kugeln haben keine Chance, einander auszuweichen, die knallen ständig gegeneinander. Das hatte keine Zukunft. Wir haben uns 1985, 1986 gesagt, wer 1990 am 1. Mai nicht in Paris ist, hat sich selbst betrogen. Ich war mir sicher, ich würde bis dahin hinausgeworfen werden. Das war fast ein Antrieb. Und dann ging, was wir nicht ahnten, die DDR unter.

SPIEGEL: Und trafen sich alle in Paris?

Durch unsere DE erfolgt weiterer IM-Einsatz zur Aufklärung der Person und der Aktivitäten des Lybke, Gerd. In Abstimmung mit der Abt. XX/7 der BV Leipzig ist zu verhindern, daß er für ein Schauspielstudium an der Theaterhochschule "Hans Otto" zugelassen wird.

Auszug aus Lybkes Stasiakte, 1985

Lybke: Wir waren 30, 40 oder vielleicht noch mehr Leute, die sich das geschworen hatten. Am 1. Mai 1990 bin ich wie verabredet um zehn Uhr morgens unter dem Eiffelturm erschienen. Es kam nur noch ein Paar, wir waren zu dritt. Das war's. Alle anderen waren längst in der gesamten Welt versprengt, für die bestand keine Notwendigkeit mehr zu erscheinen. Stattdessen kam ein Journalist von *Le Monde*, drückte der Freundin von meinem Freund Schneeglöckchen in die Hand, sie und ich sollten uns küssen, es gehe um eine französische Tradition. In der nächsten Ausgabe erschien ein Foto von uns, es hieß dazu: „Junge Franzosen küssen sich immer noch am 1. Mai unter dem Eiffelturm.“ Die Zeitung habe ich natürlich noch.

SPIEGEL: Der Westen Deutschlands schaute auf den Osten herab, war auf arrogante Art mitleidig. Haben Sie bewusst entschieden, die Ihnen zugewiesene Rolle nicht anzunehmen, nicht der arme Kerl aus dem Osten zu sein? Lieber der amüsante?

Lybke: Ich wollte jedenfalls nicht ständig als Ossi wahrgenommen werden, man ist ja mehr, ein Individuum mit einer Geschichte. Deshalb bin ich mit der Galerie für einige Zeit nach Japan gegangen, da war das mit ost- und westdeutsch egal. Es war lustig, und wir sind mit mehr Selbstbewusstsein zurückgekommen. Dann 1991 nach Paris, auch für ein paar Monate. Da war es auch gleichgültig, ob aus dem Osten oder Westen Deutschlands. Die haben mich deshalb ignoriert, weil ich in meiner Kurzzeit-Galerie keinen Franzosen zeigte. Ich habe bei einem Bekannten in der Rue Saint-Denis gewohnt, unten in den Läden

lauter Peepshows. Kurz bevor wir abgefahren sind, habe ich einen Typen gefragt, ob wir Dias auf die Mädchen projizieren dürfen, da kamen alle. Schließlich Berlin-Mitte, ein Projekt in dem gerade gegründeten Ausstellungshaus Kunst-Werke, und 1993 New York. Dort wollte ich die ostdeutsche Karte dann ausspielen, und es hat nicht funktioniert.

SPIEGEL: Warum nicht?

Lybke: Die hatten nicht mitbekommen, dass die Mauer gefallen war oder dass es die überhaupt mal gegeben hat. Ich war einfach der Deutsche, der sich während der Wirtschaftskrise nach New York traute. Der Frühlingsbote. First Bird. Wir waren dort in einem Gebäude im Galerienviertel, 16 Stockwerke standen darin leer, nur unten der berühmte Leo Castelli mit seiner Galerie. Ich sagte, ich schalte immer überall das Licht an, dann wirkt das Gebäude bewohnter, dafür zahle ich keine Miete. Verkauft habe ich nichts, die anderen Galeristen damals aber auch nicht.

SPIEGEL: Aber Sie fielen in New York, der wichtigsten Kunststadt der Welt, auf. Man war beeindruckt von Ihnen. Das bekam man auch in Deutschland mit, dort besaßen Sie zwei Galerien, in Leipzig und Berlin-Mitte. Das Geschäft lief.

Lybke: Bis 1996 habe ich unterm Strich trotzdem nur Miese gemacht.

SPIEGEL: Dann aber setzte ein regelrechter Rausch ein, auf dem halben Globus wurde über Sie berichtet, die Leute kamen aus allen möglichen Ländern mit Jets und teuren Autos nach Leipzig. Die vielen superreichen Sammler. Wieder eine andere Welt.

Lybke: So anders ist die nicht. Ich war bei Dustin Hoffman eingeladen, der zieht abends beim Essen genauso gern unter dem Tisch die Schuhe aus wie ich. Diese Leute sind keine Gegner, das muss man verstehen.

SPIEGEL: Nun war das Ostdeutsche der Standortvorteil. Alle wollten die neue Leipziger Malerei. Neo Rauch ist der berühmteste Vertreter dieser Richtung.

Lybke: Er war mit seiner Malerei der Star einer Messe in New York. Die haben sich gefragt, was ist da in Leipzig los? Warum wird da wieder gemalt?

SPIEGEL: Wie lange kennen Sie ihn?

Lybke: Seit 1981, 1982, ich war fünf Jahre lang sein Modell. Er ist ein Künstler, der 200 Bilder im Jahr hätte verkaufen können,

Inoffiziell wurde bekannt, daß der L. am Abend (ca. 23.00 Uhr) des 29. 10. 89 mit dem Zug nach Berlin gefahren ist. Er reiste hier weiteren Personen hinterher, die bereits vorgefahren waren. Beachtenswert ist dabei, daß L. diese Fahrt als sehr dringlich einschätzte, obwohl er sich äußerte am nächsten Morgen (30.10.89) um 7.00 Uhr schon wieder aus Berlin "raus sein" müsse. Die Quelle sieht einen Bezug zum "Neuen Forum".

In unserer Dienstseinheit liegen Hinweise zu umfangreichen Diplomatenkontakten vor.

AKG informiert KD Leipzig-Stadt.

u.



Galerist Lybke, Künstler Rauch 1987, 2013*

„Wir haben auf die Möglichkeit verzichtet, in kürzester Zeit für uns auszusorgen“

aber so etwas nicht mitmachte. Ich gestehe, ich hätte vielleicht nichts dagegen gehabt. Er aber hat an der Hochschule in Leipzig gelernt, dass man nur Werke schafft, die nötig sind. Sein Atelier verlassen 15 bis 20 Werke im Jahr, mehr nicht. Wir haben Kunden verprellt, wir haben auf die Möglichkeit verzichtet, in kürzester Zeit für uns auszusorgen. Aber es war richtig so.

SPIEGEL: Bilder von Rauch und einigen Malern Ihrer Galerie erinnerten allerdings an den Sozialistischen Realismus, den Stil des Ostblocks – aus dem Sie mal hinausgeschmissen werden wollten.

Lybke: Es ging unseren Künstlern nie um die politische Botschaft des Sozialistischen Realismus. Wenn man genau hinsieht, erkennt man das auch ziemlich schnell.

SPIEGEL: Viele Sammler fanden aber diese ostdeutsche Einfärbung sehr aufregend, den Stil einer Diktatur.

Lybke: Es war vielleicht eher das Ungeübte, das sie faszinierte, die Malerei, noch dazu gegenständlich. Der Begriff „Neue Leipziger Schule“, den jeder im Munde hatte ...

SPIEGEL: ... und der an den Begriff „Leipziger Schule“ anknüpfte, die für die Malerei der DDR stand ...

Lybke: ... hat geholfen. Er war ein Transportmittel für eine Gruppe von Leuten, aber wenn die Türen aufgingen, stiegen sehr unterschiedliche Künstlerpersönlichkeiten aus. Und einige von ihnen kamen ja auch aus dem Westen. Aber was man vergisst, ist, wir hatten immer auch andere Künstler. Wir arbeiten nicht mit Vertretern eines bestimmten Stils zusammen, sondern mit Menschen. Carsten Nicolai hat am Anfang Zeichnungen und Holzschnitte gemacht, heute beschäftigt er sich mit der Visualisierung von Sound, bespielt in Hongkong die Skyline.

SPIEGEL: Der Neid der heimischen Konkurrenz wuchs und ist bis heute ungebrochen.

Lybke: Na klar.

SPIEGEL: Fühlt sich das an wie eine Anerkennung oder wie eine Ausgrenzung?

Lybke: Wir arbeiten, was die Vertretung unserer Künstler im Ausland betrifft, mit wenigen Galerien zusammen, aber mit den besten. Wir hatten lange Geduld, und das hat sich bewährt.

SPIEGEL: 2011 aber durfte Ihre Galerie Eigen + Art plötzlich nicht an der Art Basel teilnehmen, der wichtigsten Messe der Welt. Im Auswahlgremium saßen einige Ihrer Konkurrenten aus Berlin.

Lybke: Ich war dort immer Außenseiter, und es bleibt auch so.

SPIEGEL: Der Markt ist grausam, trotz der guten Geschäfte?

Lybke: Ach, der Rausch ist doch vorbei, schon länger, seit sechs, sieben Jahren.

SPIEGEL: Auf dem Auktionsmarkt werden ständig neue Rekorde erzielt.

Lybke: Aber nicht in den Galerien. Heute würde man seinem Kind raten, von zwei Sachen die Finger zu lassen, von Drogen und von Kunst. Galerist wird nur noch, wer das auch wirklich will. Man braucht viel Geduld.

SPIEGEL: Warum haben es die Galerien trotz des wachsenden Marktes denn schwer?

Lybke: Weil viele Sammler heute Werke kaufen wollen, die eine Million Dollar und mehr kosten. Werke von gesetzten Künstlern, die kein Risiko darstellen. Wenn du als Galerist nichts in dieser Preisklasse hast, wird es schwierig. Viele Galeristen weichen auf den Secondary Market aus, auf den Handel mit Werken, die es schon länger oder sogar sehr lange gibt und die schon den einen oder anderen Verkauf hinter sich haben. Das wollten wir nicht, wir wollen auch nicht größer sein. Wir wollen Wegbereiter sein, das können wir. Wir haben vor zwei Jahren zusätzlich zu unseren beiden Galerien ein sogenanntes Lab in Berlin aufgemacht, ein Labor für junge Kunst. Nächstes Jahr ziehen wir damit um, weil

die jetzige Adresse in der ehemaligen Jüdischen Mädchenschule zu schick geworden ist.

SPIEGEL: Ein Galerist wie der Amerikaner Larry Gagosian hat viele Weltstars, Sie haben einen. Gagosian hat ein Dutzend Filialen von London bis New York. Haben Sie eine Chance, da mitzuhalten?

Lybke: In New York musst du als Galerist das Riesenrad drehen. Ich will Kontakt zu den Künstlern und Sammlern haben, das kostet Zeit. Ich habe nicht den Anspruch, möglichst viel Macht zu besitzen, ich will lieber die Macht über mein Leben behalten.

SPIEGEL: Matthias Weischer, einer Ihrer Künstler, der auch sehr erfolgreich war, hat sich von Ihrer Galerie getrennt.

Lybke: Schade, es waren zehn gute Jahre. Wir waren seine erste Galerie, und vielleicht braucht er andere Erfahrungen. Fragen Sie ihn selbst. Die Künstler machen es sich nicht leicht. Wenn man ins Atelier geht und merkt, das alles kann auch ein Kampf sein, ein Kampf des Künstlers mit sich selbst, und dann kriegt er es doch in den Griff, wenn man diese Wegstrecke miterleben darf, ist das extrem spannend. Ich kann diese Leben mitleben.

SPIEGEL: Es fällt auf, dass Sie, dessen Leben so von politischen Entwicklungen und Zäsuren geprägt ist, keine Politik ausstellen.

Lybke: Aber wir haben auch keine Kunst, die unpolitisch ist. Das ist bei uns nur nichts Plakatives, keine Kunst, die an die „Tagesschau“ erinnert. Das eigene Ich, die eigene Biografie zu behaupten ist immer noch politisch und wichtig, und auf jeden Fall entsteht etwas Einzigartiges. Das ist es, was wir zeigen.

SPIEGEL: Herr Lybke, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Video:

Die Galerie Eigen + Art

spiegel.de/app342014galerie
oder in der App DER SPIEGEL

* Links: Lybke (2. v. r.), Rauch (r.) mit Ehefrau Rosa Loy (l.); rechts: Lybke (r.) in seiner Galerie Eigen + Art in Leipzig vor Rauch-Gemälde „Speertanz“.

Nur für Studenten:

12 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!

ABUS-Fahrradschloss

Das Kettenschloss mit spezialgehärteter 6-mm-Vierkantkette und Schlosskörper aus Stahl bietet guten Schutz gegen Fahrrad-diebstahl. Mittels Automatikzylinder bequem verschließbar. Inkl. zweier ABUS-Wendeschlüssel. Länge: ca. 75 cm, Gewicht: ca. 850 g.



Komplett
für nur
€ 19,90
Über 62 %
gespart!



SPIEGEL-Lenkdrachen „Sturmvogel“

Ein echter Hingucker! Der lenkbare Drachen garantiert mit zwei Spindeln und 40 m Leine Spaß für die ganze Familie. Material: 210T Polyester. Gewicht: ca. 170 g. Maße (B x H): ca. 120 x 55 cm.

Nutzen Sie alle Vorteile:

- 12 x den SPIEGEL ohne Risiko testen
- Nur im Testpaket über 62 % sparen
- Wunschgeschenk sichern
- UniSPIEGEL und KulturSPIEGEL gratis

Ich lese den SPIEGEL 12 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 19,90 statt € 52,80 im Einzelkauf. Wenn ich mich nach Erhalt der 10. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 38,35 pro Quartal (das entspricht € 2,95 pro Ausgabe) statt € 57,20 im Einzelkauf. Der Bezug ist jederzeit zum Monatsende kündbar. Mein Geschenk erhalte ich nach Eingang der Zahlung. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Eine Kopie meiner aktuellen Studienbescheinigung ist erforderlich und wird noch vom Verlag abgefordert.

Hinweise zu den AGB und Ihrem Widerrufsrecht finden Sie unter www.spiegel.de/agb

☐ Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis hierzu kann ich jederzeit widerrufen.

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Telefon: 040 3007-2700 E-Mail: aboservice@spiegel.de

Ja, ich bin Student und möchte mein SPIEGEL-Testpaket!

Mein Wunschgeschenk: ☐ ABUS-Fahrradschloss (4246) ☐ Lenkdrachen „Sturmvogel“ (4832)

☐ Frau ☐ Herr Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort Geburtsdatum 19

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg Gläubiger-Identifikationsnummer DE50ZZZ00000030206
SEPA-Lastschriftmandat: Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

D E IBAN Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

Datum, Unterschrift SP14-833 WT127

Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP14-833 WT127

Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Filmstar Hoffman, fotografiert von Corbijn, während der Dreharbeiten in Hamburg 2012

Außer Kontrolle

Kino Der Regisseur Anton Corbijn drehte mit dem Schauspieler Philip Seymour Hoffman den Thriller „A Most Wanted Man“. Es wurde Hoffmans letzter großer Auftritt.

Die Bilder bleiben. Wie er am Heck einer Fähre im Hamburger Hafen sitzt, den Blick ins Nichts gerichtet. Wie er im T-Shirt auf dem Bett liegt, eine Zigarette in der Hand, ein Glas mit Whisky auf dem Nachttisch. Wie er hinter dem Hauptbahnhof in einem Dönerrestaurant wartet, das einst ein Lieblingslokal von Mohammed Atta war, dem Anführer der Attentäter vom 11. September 2001.

Die Bilder stammen aus dem Spielfilm „A Most Wanted Man“, einem Agenten-thriller nach dem Roman von John le Carré, gedreht im Herbst 2012 in Hamburg. Anfang dieses Jahres hatte der Film beim Festival von Sundance Premiere, am 11. September kommt er in die Kinos. In der Hauptrolle als deutscher Geheimdienstmann: Philip Seymour Hoffman, der Oscar-Preisträger, der Mann auf der Fähre

mit dem leeren Blick. Es ist, es war Hoffmans letzte große Rolle.

Am 2. Februar 2014, einem Sonntag, zwei Wochen nach der Premierenfeier in Sundance, wurde Hoffman tot in seiner Wohnung in New York gefunden. In seinem linken Arm steckte noch die Spritze. Todesursache war eine Überdosis Heroin, aber bei der Obduktion stellte man in seinem Körper auch Kokain und diverse Beruhigungs- und Aufputzmittel fest.

Hoffman wurde 46 Jahre alt, er hinterlässt eine Frau, drei Kinder und unzählige traurige Kollegen und Fans in aller Welt. Niemand konnte Verlierer, Außenseiter und charismatische Arschlöcher so überzeugend verkörpern wie er. Die *New York Times* ernannte Hoffman posthum zum „größten Schauspieler seiner Generation“.

„A Most Wanted Man“ ist damit mehr als nur ein Kinofilm, er ist Hoffmans Ver-

mächtnis als Schauspieler, seine Abschiedsvorstellung, auch wenn es natürlich nie so geplant war.

„Es war ein Unfall“, sagt Anton Corbijn über Hoffmans Tod. Corbijn ist der Regisseur von „A Most Wanted Man“. Knapp drei Monate hat er mit Hoffman in Hamburg gedreht, oft saßen sie nach der Arbeit gemeinsam in einem Restaurant im Stadtteil St. Georg. Zuletzt trafen sie sich beim Sundance-Festival in Utah, beim Dinner nach der Premiere.

Diese Nähe macht den Regisseur jetzt zu einer Art Nachlassverwalter: Viele Menschen wollen Erklärungen von ihm hören, Theorien, Beobachtungen, Interpretationen zu Hoffmans Leben, zu seinem Ende. Hat Corbijn etwas geahnt?

Eine undankbare Rolle für den Regisseur, der eher ein großer Schweiger ist. Wenn er überhaupt reden will, dann ei-

FOTO: ANTON CORBIJN / COURTESY SCHIRMER / MOSEL MÜNCHEN



gentlich nur über seine Arbeit – als ob sich das trennen ließe. Zumal Philip Seymour Hoffman nicht der erste Drogentote in Corbijns Karriere war.

Corbijn, Jahrgang 1955, ist Holländer, sein Vater war Pastor der Niederländisch-Reformierten Kirche, ein Mann, der schon von Amts wegen ständig über den Tod redete und noch öfter über das, was möglicherweise danach kommt. Ein Elternhaus, das eine stille Rebellion befördert haben dürfte.

Als junger Mann begann Corbijn zu fotografieren, er machte Bilder von einem Freund namens Herman Brood, der von einer Karriere als Rockstar träumte. Corbijn fotografierte ihn auf der Bühne, aber auch privat, sogar dann, wenn Brood Heroin nahm. Es gibt ein Foto aus dem Jahr 1977, das Corbijn auf der Toilette eines Zuges aufgenommen hat, wie der Musiker

mit einer Heroinspritze hantiert. Broods Blick fixiert die Nadel.

„Künstler sind anders als normale Menschen, sie neigen zu Experimenten“, sagt Corbijn. „Und Holland war in den Siebzigerjahren viel liberaler als heute. Wer damals Drogen nehmen wollte, bitte sehr. Die Polizei hat Herman ein paarmal festgenommen, aber hinterher haben sie ihm die Drogen, die sie beschlagnahmt hatten, zurückgegeben. Weil er sich ohnehin neuen Stoff besorgt hätte.“

Brood wurde einer der berühmtesten Rockmusiker Hollands, auch dank der Fotos von Corbijn. „Herman mochte die Publicity. Die Drogen haben seiner Karriere geholfen. Für ihn hat es sehr gut funktioniert. Bis es irgendwann eben nicht mehr funktionierte“, sagt Corbijn.

2001 sprang Brood im Alter von 54 Jahren vom Dach des Amsterdamer Hilton Hotels in den Tod. In seinem Abschiedsbrief schrieb er, dass ihm ein Leben ohne Drogen sinnlos erscheine.

Heute, sagt Corbijn, würde er Fotos wie die von Herman Brood nicht mehr machen, „weil ich nicht den Anschein erwecken möchte, es sei in Ordnung, Drogen zu nehmen“.

Ende der Siebzigerjahre war Corbijn nach London gezogen, auf der Suche nach der britischen Band Joy Division, die den Punkrock für Melancholiker neu erfunden hatte. Er schoss Fotos von den Musikern und ihrem Sänger Ian Curtis, in Schwarz-Weiß mit harten Kontrasten, passend zu Curtis' aggressiv-schermütigen Texten. Curtis war Epileptiker und litt unter Depressionen, er musste unzählige Tabletten nehmen. 1980, im Alter von 23 Jahren, erhängte er sich in der Küche seiner Wohnung. Joy Division wurde durch den Tod des Sängers zur Legende, die übrigen Mitglieder gründeten eine neue Band, New Order, sie wurden Popstars.

Seine Aufnahmen von Joy Division machten aus dem Autodidakten Corbijn einen gefragten Fotografen. Er arbeitete jetzt für Musikzeitschriften und gestaltete Plattencover, oft grobkörnige Fotos, teilweise unscharf oder kunstvoll verwackelt; er drehte Musikvideos. Mit einigen der Künstler freundete er sich an. Immer wieder gelang es Corbijn, Musiker als geheimnisvolle, erhabene Popstars zu inszenieren: Die Mitglieder von U2 im Death Valley in Kalifornien oder Dave Gahan, Sänger von Depeche Mode, wie er im Video zu „Enjoy the Silence“ mit einer Plastikkrone auf dem Kopf durchs Gebirge schreitet. Corbijn drehte auch ein Video mit Nirvana, „Heart-Shaped Box“, nur wenige Monate bevor sich Kurt Cobain, der Frontmann, heroinsüchtig und depressiv, das Leben nahm.

2007 gab Corbijn sein Debüt als Spielfilmregisseur, er erzählte die Geschichte von Ian Curtis, natürlich in Schwarz-Weiß.

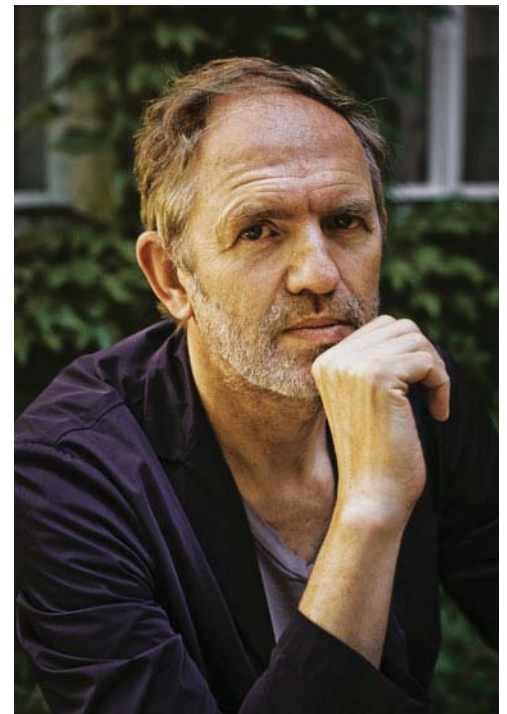
Herbert Grönemeyer, seit Langem mit Corbijn befreundet, übernahm eine Nebenrolle: Er spielte jenen Arzt, der Curtis die Tabletten verschreibt. Corbijn nannte seinen Film „Control“, frei nach einem Song von Joy Division. Doch der Begriff beschreibt wohl auch seine Haltung, jene Selbstdisziplin, die ihm geholfen haben dürfte, Jahrzehnte in der Musikbranche zu überstehen.

Er selbst habe nie Drogen genommen, sagt Corbijn, „ich mag es nicht, wenn ich keine Kontrolle habe“. Er achtet auf seine Gesundheit, er ernährt sich vegan.

Vor ein paar Jahren lernte Corbijn den Schauspieler Philip Seymour Hoffman bei einem Fototermin für die *Vogue* kennen. Hoffman hatte da bereits einen Oscar gewonnen für die Titelrolle in „Capote“, in dem er den Schriftsteller Truman Capote verkörpert; er hatte auch schon in Sidney Lumets Krimi „Before the Devil Knows You're Dead“ einen Mann gespielt, der im Anzug ins Büro geht und seine Heroinsucht lange perfekt verheimlichen kann.

Kaum jemand wusste, dass Hoffman als junger Mann selbst Probleme mit Alkohol und harten Drogen gehabt hatte. Nach der Schauspielschule ließ er sich in eine Entzugsklinik einweisen, es funktionierte. Mehr als 20 Jahre lang blieb er clean und nüchtern, und anders als der vergangene Woche verstorbene Hollywood-Star Robin Williams redete er in der Öffentlichkeit nicht über seine Drogenvergangenheit. Hoffman machte Karriere und gründete eine Familie.

2011 drehte Hoffman „The Master“, er spielt darin den Anführer einer Sekte,



Regisseur Corbijn

„Einzelgänger, das hat etwas Romantisches“

einen diabolischen Verführer. Auf der Party zum Abschluss der Dreharbeiten soll Hoffman einen Drink angenommen haben, möglicherweise der Anfang vom Ende.

„Menschen, die süchtig sind, bleiben ihr Leben lang süchtig“, sagt Corbijn. „Es ist ein täglicher Kampf, der Sucht nicht nachzugeben. Wenn die Sucht in einem steckt, kann sie jeden Tag zurückkehren.“

Über Hoffmans Verfassung während der gemeinsamen Dreharbeiten vor zwei Jahren in Hamburg möchte Corbijn nicht reden. Wie es Hoffman seinerzeit ging, ob er clean war?

„Sagen wir so: Ich weiß es nicht. Vielleicht hat er damals Heroin genommen, vielleicht auch nicht. Ich mag die Spekulationen nicht. Wir haben jedenfalls gut zusammengearbeitet.“

Hoffman verkörpert in „A Most Wanted Man“ einen Agenten namens Günther Bachmann, strafversetzt nach Hamburg, weil er bei einem Einsatz in Beirut versagt haben soll. Kollegen sind aufgefliegen, es gab Tote. In Hamburg muss Bachmann potenzielle Terroristen überwachen, Paranoia nach Aktenlage. Ein Debakel wie vor dem 11. September 2001, als sich Mohammed Atta zum Massenmörder radikalisierte, ohne dass die Behörden etwas merkten, darf sich nicht wiederholen. Dass Bachmann trotzdem einen verdächtigen frommen Muslim nicht gleich verhaften will, macht ihn zum Außenseiter.

Hoffmans Bachmann wirkt wie der einsamste Mensch der Stadt: Als einziger Agent hat er sich entschieden, kein Zyniker zu werden, obwohl er allen Grund dazu hätte. Er verstellt sich nur, wenn es sein muss, häufig genug, aber eben nicht immer. Dass er Schnaps in seinen Kaffee kippt, dass er wütend wird, wenn seine Vorgesetzten oder die lieben Kollegen von der CIA ihm ins Handwerk pfuschen: Jeder soll es sehen.

Corbijn hat während der Dreharbeiten nebenbei auch fotografiert. Eine Sammlung von Schnappschüssen ist so entstanden, „mein kleines Tagebuch“, sagt Corbijn, es erscheint jetzt als Bildband*. Es zeigt Momente, aufgenommen in den Drehpausen, in denen die Konzentration von Hoffman abfiel, wenn er sich unbeobachtet wähnte, auf der Hafenfähre zum Beispiel. Es ist heute unmöglich, diese Bilder unvoreingenommen zu betrachten, aber man ahnt, welche Kraft ihn die Rolle gekostet haben



Martin Wuttke, Hoffman in „A Most Wanted Man“



Musiker Cobain in Seattle 1993



Band Joy Division in London 1979

Corbijn-Fotos: „Mein kleines Tagebuch“

muss. „Philip verausgabte sich völlig vor unseren Augen“, schrieb John le Carré über seinen Besuch am Set.

In welche Abgründe sich Hoffman begeben haben mag, um die Aura der völligen Einsamkeit zu erschaffen, wird für immer sein Geheimnis bleiben. Corbijn erzählt, dass Hoffman E-Mails an ihn mit „Günther“ unterschrieb. Aber das sei ein

Scherz gewesen, kein Hinweis auf eine Überidentifikation mit der Figur. Hoffmans Spiel ist es jedenfalls zu verdanken, dass „A Most Wanted Man“ nicht nur ein guter Thriller geworden ist, sondern vor allem eine großartige Charakterstudie, ein Schauspieler auf dem Höhepunkt seiner Kunst.

Wer mag, kann in „A Most Wanted Man“ auch die Fortsetzung einer Serie erkennen, vielleicht sogar eine Art Selbstporträt des Regisseurs. Wie in „Control“ über Ian Curtis, wie in „The American“, Corbijns zweitem Film, in dem George Clooney einen Profikiller darstellt, geht es erneut um einen von seiner Arbeit besessenen, wortkargen Einzelgänger.

„Die meisten Menschen sind Einzelgänger“, sagt Corbijn, „ich kann mich damit durchaus identifizieren. Ein Einzelgänger, das hat etwas Romantisches. Aber vielleicht verkläre ich das Ganze auch zu sehr.“ Die makabre Ironie besteht darin, dass in „A Most Wanted Man“ erstmals bei Corbijn die Hauptfigur überlebt.

Hoffmans Zustand verschlechterte sich nach Ende der Dreharbeiten. Im Frühjahr 2013 suchte er Hilfe, er begann in einer Klinik einen Entzug. Letztlich vergebens: Im Herbst trennte sich seine Lebensgefährtin von ihm, offenbar wegen seiner Sucht. Hoffman zog aus der gemeinsamen Wohnung aus, er besuchte Treffen der „Narcotics Anonymous“, vergleichbar mit den Anonymen Alkoholikern.

Auf Fotos vom Januar beim Festival von Sundance wirkt Hoffman leicht verwahrlost. Man könnte ihn für einen Menschen halten, der einfach ein bisschen zu viel gefeiert hat. Ein Journalist, der Hoffman auf der Straße traf, erkannte ihn nicht gleich. Was er denn so mache, fragte der Journalist. „Ich bin ein Heroinabhängiger“, sagte Hoffman.

Anton Corbijn arbeitet mittlerweile an seinem nächsten Film, „Life“. Der Film spielt 1955, Corbijns Geburtsjahr; es geht darin, Zufall oder nicht, um die Freundschaft zwischen dem Hollywood-Star James Dean und Dennis Stock. James Dean ist heute vor allem

für seinen frühen Tod berühmt. Und Dennis Stock war jener Fotograf, dessen Porträts James Dean bis heute unsterblich machen.

Martin Wolf



Video:

„A Most Wanted Man“

spiegel.de/app342014kino
oder in der App DER SPIEGEL

* Anton Corbijn: „Looking at A Most Wanted Man“. Verlag Schirmer/Mosel, München; 180 Seiten; 49,80 Euro.

**„24 STUNDEN SPORTNEWS
IN ECHTZEIT — WANN UND WO ICH WILL!“**



ANNA KRAFT. MODERATORIN SPORT 1.

**ALLES FÜR DIE BUNDESLIGA.
ALLES FÜR DICH.**

RUND UM DIE UHR AUF ALLEN KANÄLEN.



.DE



APP



.FM



TV

sport1

Mein Land krankt

Essay Ich lebe in Russland. Ich schäme mich. Von *Ljudmila Ulitzkaja*



Autorin Ulitzkaja, prorussische Kämpferin: „Der Mensch schafft das Böse aus eigener Kraft“

Am 26. Juli erhielt **Ulitzkaja**, 71, eine der bekanntesten Schriftstellerinnen Russlands, im Rahmen der Salzburger Festspiele den Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur. Ulitzkajas Bücher wurden in 17 Sprachen übersetzt, zuletzt erschien auf Deutsch ihr Roman „Das grüne Zelt“ (2012).

Salzburg, eine zauberhafte Schatulle, eine ideale Touristenstadt, in der die Zeit stehen geblieben scheint – die Fantasie malt das nostalgische Bild eines ausgestorbenen schönen Lebens. Die grünlich schimmernde Salzach, schroffe Felswände, die Burg hoch über der Stadt, Klöster und Kirchen, die Universität – das alles ist genauso wie im Mittelalter. Eine mythische Stadt, ein Phantom, ein Fantasieort. Die Einwohner tragen Uniform – als Portier, Kellner oder Zimmermädchen, hin und wieder huscht eine hohe Kochmütze vorbei. Auf der Straße ein paar als Mozart verkleidete Bettler mit synthetischer Perücke und kleiner Geige, aber auch Bettler ohne Verkleidung, Roma aus Osteuropa. Nur sie erinnern an die Gegenwart.

Vom Flughafen zum Hotel bringt mich ein Chauffeur von so makelloser Erscheinung, dass ich mich scheue, ihm ein Trinkgeld zu geben. Man hat mir ein Zimmer im Hotel Sacher reserviert, einem alten, luxuriösen Haus von der Art, die mir als Intellektueller fremd ist. Es riecht nach altem Geld, nach altmodischem Luxus, nach Österreich-Ungarn, nach der einstigen heimlichen Romanze zwischen Aristokratie und Bürgertum. Die Erinnerung an das alte Imperium beginnt beim Eintritt in das Hotel, und sie endet bei der Premiere von „Don Giovanni“.

Dazwischen liegt die Eröffnung der Salzburger Festspiele. Ihr Thema ist der Erste Weltkrieg und seine nicht beherzigten Lehren. Davon will ich erzählen.

Der Festakt beginnt mit der österreichischen Bundeshymne. Alle Zuschauer stehen auf, auch ich. Ihr Österreicher habt es gut, denke ich mit leisem Neid – den Text zu eurer Hymne hat 1947 die unbescholtene Dichterin Paula von Preradovic verfasst. Für unsere russische Hymne schämen wir uns seit Langem. Den

ersten Text zur Musik von Alexander Alexandrow schrieb der Hofdichter Sergej Michalkow 1943. Er enthielt die mächtigen Zeilen: „Und Stalin erzog uns zur Treue dem Volke, beseelt uns zum Schaffen, zur heldischen Tat“. Nach Stalins Enthronung wurde sie ohne Text gespielt, unter anderem jeden Morgen im Radio als Weckruf für das ganze Land. 1977 dann korrigierte Michalkow den Text; nun rühmte die Hymne „die Partei“. Dann kam die Jahrhundertwende, und im Jahr 2000 wurde ein erneut korrigierter Text sanktioniert: Derselbe Michalkow, Profi durch und durch, hatte „Partei“ durch „Gott“ ersetzt, wie es in unserem neuorthodoxen Land jetzt üblich ist.

Autor und Komponist „ruhen“ inzwischen „in Gott“, es ist also schwer zu sagen, wer die nächste Korrektur vornehmen wird. Allerdings entwickelt sich unser Land in derartigen Spiralen und Zickzacklinien, dass eine Neufassung der Hymne womöglich wieder zu Stalin zurückkehrt.

Während ich darüber nachdenke, tragen zwei großartige Schauspieler einen Dialog aus dem 800-Seiten-Drama „Die letzten Tage der Menschheit“ von Karl Kraus vor, einem prophetischen Werk über den Untergang der Menschheit, entstanden zwischen 1915 und 1917.

Was ist mit der Welt geschehen, dass sie sich erneut auf hundert Jahre alte Prophezeiungen besinnt?

Ich höre den Reden der österreichischen Politiker zu – des Salzburger Landeshauptmanns, des Kulturministers, des Bundespräsidenten. Und mich erfüllt ein wachsendes Erstaunen, das Bürger europäischer Staaten vermutlich nicht verstehen können. Denn da sprechen kulturell gebildete Menschen, ihre Reden erinnern eher an Vorlesungen von Universitätsprofessoren als an die Phrasen von Parteifunktionären, an die wir von klein auf gewöhnt sind.

Es geht um die Gegenüberstellung zweier historischer Momente – der Situation vor dem Krieg zu Beginn des 20. Jahrhunderts und der heutigen, zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Alle Redner betonen den nationalen Enthusiasmus der Bevölkerungen, die

FOTOS: ANITA SCHIFFER-FUCHS / SÜDDEUTSCHER VERLAG (L.); TAR-TASS / IMAGO (R.)

lebhaft Unterstützung des Krieges durch europäische Intellektuelle zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, die wenigen Stimmen des Protests. Beim Vergleich der beiden historischen Zeitpunkte fällt eine gefährliche Ähnlichkeit auf: die gleiche Steigerung des Nationalismus in einigen Ländern, die Ausbeutung des Begriffs Patriotismus, die Förderung von Stimmungen nationaler Einmaligkeit und Überlegenheit.

Da ich in Russland lebe, spüre ich das besonders deutlich. Ich bin nicht politisch aktiv, aber ich sage, was ich denke, wenn ich danach gefragt werde. Deshalb werde ich der „Fünften Kolonne“ zugerechnet und beschuldigt, mein Land zu hassen. Mich zu rechtfertigen erscheint mir so fruchtlos wie dumm. Ich empfinde keinerlei Hass, nur Scham und Hilflosigkeit. Die gegenwärtige Politik Russlands ist selbstmörderisch und gefährlich und in erster Linie eine Bedrohung für Russland selbst, könnte aber durchaus zu einem Auslöser eines Dritten Weltkriegs werden. Der im Grunde bereits begonnen hat. Die lokalen Kriege in Tschetschenien, in Georgien und jetzt in der Ukraine sind der Prolog. Den Epilog wird wohl niemand mehr schreiben können.

Während ich die Reden der österreichischen Politiker verfolge, kehren meine alten Gedanken über das Wesen des Staates zurück, über seine Ähnlichkeit mit einem Krebsgeschwür. Er wuchert metastatisch in Bereiche hinein, die nicht sein Metier sind, in die Kultur, die er seinen Interessen unterordnen will, und in das Privatleben der Menschen, deren Bewusstsein er manipuliert. In der heutigen Zeit, da mit den Massenmedien ein mächtiger Mechanismus zur Beeinflussung der Bevölkerung entstanden ist, strebt der Staat danach, sämtliche Medien unter seine Kontrolle oder in seinen Besitz zu bringen. Genau das ist in unserem Land geschehen.

Die österreichischen Politiker sprechen über das, was mich am meisten beschäftigt: über das Verhältnis zwischen Politik und Kultur. Der australische Historiker Christopher Clark, Autor des Buches „Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog“, hält eine klare, fundierte Rede über die Situation in Europa vor dem Ersten Weltkrieg.

Die Euphorie, die sogar herausragende Intellektuelle Europas zu Beginn des Ersten Weltkriegs empfanden, zeugt davon, dass selbst der hoch entwickelte Intellekt der in der Natur des Menschen-Tieres angelegten Aggression nichts entgegenzusetzen hat, dass er leicht in die Fänge des Nationalismus, der Idee von der Einzigartigkeit des eigenen Volkes gerät. In jenen Jahren teilten auch Thomas Mann, Robert Musil und Hugo von Hofmannsthal die militärische Begeisterung, weil sie den Krieg als Reinigung von bürgerlichem Mief und Stagnation betrachteten.

So verrieten Kulturschaffende, die stets als Gegengewicht zur Politik gewirkt hatten, ihre eigentliche Bestimmung und missachteten ihre eigenen moralischen Prinzipien. Heute stehen wir nicht mehr vor der Wahl zwischen Krieg und Frieden, sondern vor der Wahl zwischen Frieden und vollständiger Auslöschung der Menschheit.

Die heutige Welt ist nicht mehr in Weiße und Schwarze, in Juden und Araber, in Muslime und Christen, in Arme und Reiche, in Gebildete und Ungebildete gespalten, sondern in diejenigen, die das begreifen, und diejenigen, die das nicht begreifen wollen.

Die Zivilisation steckt in einer Sackgasse: Wissenschaft, Aufklärung, Erkenntnis und Kunst haben es nicht vermocht, die in der Natur des Menschen angelegte Aggression zu zähmen. Es schien, als könnte die Kultur dieses Streben nach Selbstauslöschung bezwingen, aber ich fürchte, die Menschheit hat keine Zeit mehr. Die Zivilisation und ihre herausragenden technischen Leistungen haben leider nur dazu geführt, dass wir uns in kürzester Zeit gegenseitig vernichten können.

Wir können die Schuld nicht mehr auf mystische Kräfte des Bösen schieben, auf den Teufel und seine Gesellen. Der groß-

artige Regisseur Alexander Sokurow stellt in seinem Film „Faust“ dem Menschen ein ganz anderes Zeugnis aus als Goethe: Das Böse im Menschen übersteigt alles, was die christliche Theologie dem Teufel jemals zugeschrieben hat. Die These von der infernalischen Natur des Bösen hat ausgedient, der Mensch schafft das Böse aus eigener Kraft – und er übertrifft den Teufel darin.

Der österreichische Kulturminister Josef Ostermayer erinnert an jene, die ihre Stimme gegen den Ersten Weltkrieg erhoben haben: wie Stefan Zweig und Bertha von Suttner. Niemand kann heute sagen, ob Europa damals eine andere Entwicklung genommen hätte, wäre die Mehrheit der Intellektuellen von Anfang an auf ihrer Seite gewesen.

Ich erlebe zum ersten Mal, dass ein Politiker an die Kultur appelliert. Vielleicht zu spät.

Der Festakt zur Eröffnung der Salzburger Festspiele geht weiter. Musik von Richard Strauss und Anton Webern. Die Musik setzt das Thema Leben und Tod fort. Die heutige Kunst gilt nur noch diesem einen Thema.

Schließlich sagt der Landeshauptmann von Salzburg, Wilfried Haslauer, etwas sehr Wichtiges. Kultur und Politik seien heute keine unversöhnlichen Gegensätze mehr, sondern eher wie

langjährige Ehepartner – sie stritten sich, trügen Konflikte miteinander aus, könnten aber nicht ohneeinander leben. „Die Kunst rettet die Welt nicht, das müssen wir schon selbst besorgen, aber: Ohne Kunst wird uns das kaum gelingen.“

Ich erlebe zum ersten Mal, dass ein Politiker an die Kultur appelliert. Vielleicht zu spät.

Ich lebe in Russland. Ich bin eine russische Schriftstellerin jüdischer Herkunft und christlicher Prägung. Mein Land hat gegenwärtig der Kultur, den Werten des Humanismus, der Freiheit der Persönlichkeit und der Idee der Menschenrechte, einer Frucht der gesamten Entwicklung der Zivilisation, den Krieg erklärt. Mein Land krankt an aggressiver Unbildung, Nationalismus und imperialer Großmannssucht.

Ich schäme mich für mein ungebildetes und aggressives Parlament, für meine aggressive und inkompetente Regierung, für die Staatsmänner an der Spitze, Möchtegern-Supermänner und Anhänger von Gewalt und Arglist, ich schäme mich für uns alle, für unser Volk, das seine moralische Orientierung verloren hat.

Die Kultur hat in Russland eine schwere Niederlage erlitten, und wir Kulturschaffenden können die selbstmörderische Politik unseres Staates nicht ändern. Die intellektuelle Gemeinschaft unseres Landes ist heute gespalten: Wie zu Beginn des Jahrhunderts äußert sich erneut nur eine Minderheit gegen den Krieg.

Mein Land bringt die Welt mit jedem Tag einem neuen Krieg näher, unser Militarismus hat bereits in Tschetschenien und Georgien die Krallen gewetzt, und nun trainiert er auf der Krim und in der Ukraine.

Leb wohl, Europa, ich fürchte, wir werden nie zur europäischen Völkerfamilie gehören. Unsere große Kultur, unser Tolstoi und unser Tschekow, unser Tschaikowski und unser Schostakowitsch, unsere Maler, Schauspieler, Philosophen und Wissenschaftler konnten die Politik der religiösen Fanatiker und der kommunistischen Ideen in der Vergangenheit ebenso wenig verhindern wie die der machtbessenen Wahnsinnigen heute. 300 Jahre lang haben wir uns aus denselben Quellen genährt – es waren auch unser Bach und unser Dante, unser Beethoven und unser Shakespeare – und nie die Hoffnung aufgegeben. Heute können wir russischen Kulturschaffenden, der kleine Teil von ihnen, zu dem ich gehöre, nur noch eines sagen: Leb wohl, Europa!

Aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt

ENTDECKEN SIE IHRE HEIMAT NEU!



25 JAHRE NACH DEM MAUERFALL

Reiseberichte, Reportagen und
Sehenswertes entlang der ehe-
maligen innerdeutschen Grenze.

DAS NEUE MERIAN DEUTSCHLAND.
Ab dem 21.08. im Handel!

Deutschland, Land der Superlative! Es gibt kaum ein zweites Land, das auf kürzere Entfernung stärkere Kontraste bietet. Gehen Sie mit uns auf eine Reise durch Deutschland – 25 Jahre nach dem Fall der Mauer – und entdecken Sie neue Ansichten mit Egon Bahr, Gregor Gysi, Wolfgang Schäuble, Juli Zeh und Roger Willemsen. Oder machen Sie neue Grenzerfahrungen mit Achill Moser und Matthias Politycki entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze von der Ostsee bis nach Bayern. Deutschland ist anders, verschiedenartig, spannend – und MERIAN hält die aufregendsten Seiten Deutschlands für Sie bereit. **DER NEUE MERIAN DEUTSCHLAND, AB DEM 21. AUGUST 2014 IM GUTEN BUCH- UND ZEITSCHRIFTEN-HANDEL. PER TELEFON UNTER 0 40/87 97 35 40 ODER ÜBER WWW.MERIAN.DE**

MERIAN

Die Lust am Reisen

SPIEGELBESTSELLER

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin *buchreport*; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 (2) **Jan Weiler**
Das Pubertier Kindler; 12 Euro
- 2 (1) **Diana Gabaldon**
Ein Schatten von Verrat und Liebe Blanvalet; 24,99 Euro
- 3 (3) **Kerstin Gier**
Silber – Das zweite Buch der Träume Fischer JB; 19,99 Euro
- 4 (5) **Donna Tartt**
Der Distelfink Goldmann; 24,99 Euro
- 5 (7) **John Williams**
Stoner dtv; 19,90 Euro
- 6 (4) **Kerstin Gier**
Silber – Das erste Buch der Träume Fischer JB; 18,99 Euro
- 7 (19) **Isabel Allende**
Amandas Suche Suhrkamp; 24,95 Euro
- 8 (14) **Robert Seethaler**
Ein ganzes Leben Hanser Berlin; 17,90 Euro

Gegenentwurf zur Globalisierung: Ein einfacher Mann verbringt die Zeit, die er auf Erden hat, am selben Ort – in einem Bergdorf
- 9 (6) **Frank Schätzing**
Breaking News Kiepenheuer & Witsch; 26,99 Euro
- 10 (8) **Marc Elsberg**
ZERO – Sie wissen, was du tust Blanvalet; 19,99 Euro
- 11 (9) **Jonas Jonasson**
Die Analphabetin, die rechnen konnte Carl's Books; 19,99 Euro
- 12 (10) **Hanns-Josef Ortheil**
Die Berlinreise Luchterhand; 16,99 Euro
- 13 (12) **Donna Leon**
Das goldene Ei Diogenes; 22,90 Euro
- 14 (15) **Anna Gavalda**
Nur wer fällt, lernt fliegen Hanser; 18,90 Euro
- 15 (16) **Graeme Simsion**
Das Rosie-Projekt Fischer Krüger; 18,99 Euro
- 16 (13) **Veronica Roth**
Die Bestimmung – Letzte Entscheidung cbt; 17,99 Euro
- 17 (11) **Timur Vermes**
Er ist wieder da Eichborn; 19,33 Euro
- 18 (–) **Stewart O'Nan**
Die Chance Rowohlt; 19,95 Euro
- 19 (20) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn Oetinger; 18,95 Euro
- 20 (18) **Simon Beckett**
Der Hof Wunderlich; 19,95 Euro

Sachbuch

- 1 (1) **Wilhelm Schmid**
Gelassenheit – Was wir gewinnen, wenn wir älter werden Insel; 8 Euro
- 2 (3) **Matthias Weik / Marc Friedrich**
Der Crash ist die Lösung Eichborn; 19,99 Euro
- 3 (4) **George Packer**
Die Abwicklung S. Fischer; 24,99 Euro
- 4 (2) **Susanne Fröhlich / Constanze Kleis**
Diese schrecklich schönen Jahre Gräfe und Unzer; 17,99 Euro
- 5 (6) **Volker Weidemann** **Ostende – 1936, Sommer der Freundschaft** Kiepenheuer & Witsch; 17,99 Euro
- 6 (5) **Roger Willemsen**
Das Hohe Haus S. Fischer; 19,99 Euro
- 7 (8) **Peter Hahne**
Rettet das Zigeuner-Schnitzel! Quadriga; 10 Euro
- 8 (10) **Christopher Clark**
Die Schlafwandler DVA; 39,99 Euro
- 9 (–) **Andreas Englisch**
Franziskus – Zeichen der Hoffnung C. Bertelsmann; 19,99 Euro
- 10 (9) **Frank Schirrmacher**
Ego – Das Spiel des Lebens Blessing; 19,99 Euro
- 11 (11) **Dieter Hildebrandt**
Letzte Zugabe Blessing; 19,99 Euro
- 12 (7) **Christian Wulff**
Ganz oben Ganz unten C. H. Beck; 19,95 Euro
- 13 (12) **Guido Maria Kretschmer**
Anziehungskraft Edel Books; 17,95 Euro
- 14 (13) **Florian Illies**
1913 – Der Sommer des Jahrhunderts S. Fischer; 19,99 Euro
- 15 (14) **Glenn Greenwald**
Die globale Überwachung Droemer; 19,99 Euro
- 16 (15) **Hamed Abdel-Samad**
Der islamische Faschismus Droemer; 18 Euro
- 17 (16) **Peter Sloterdijk**
Die schrecklichen Kinder der Neuzeit Suhrkamp; 26,95 Euro
- 18 (–) **Jim Holt**
Gibt es alles oder nichts? Rowohlt; 24,95 Euro
Warum gibt es das Universum, und weshalb ist es entstanden? Der New Yorker Philosoph gibt pointierte Antworten

- 19 (20) **Peter Wensierski**
Die verbotene Reise DVA; 19,99 Euro
- 20 (–) **Jörn Leonhard**
Die Büchse der Pandora C. H. Beck; 38 Euro

>>

Eine unglaubliche Geschichte, die man ausgerechnet von zwei DDR-Bürgern wohl am wenigsten erwartet hätte.

<<

JAN JOSEF LIEFERS



Gebunden · 256 Seiten mit Abb. · € 19,99 (D)
ISBN 978-3-421-04615-4
Auch als eBook erhältlich.

Ein junges Liebespaar flüchtet 1987 aus der DDR nach Osten, um im Westen zu landen – über Moskau, die Mongolei und China. Die wahre Geschichte eines großen Abenteuers. Jetzt im Buchhandel!

© Jens Kesting

DVA
www.dva.de

SPIEGEL
BUCHVERLAG

Eine Art Äffchen

Schauspieler Zum Tod von Robin Williams. Von Antje Windmann

Der Sheriff von Marin County hatte uns für elf Uhr bestellt. Und nun standen wir da im Halbkreis, etwa hundert Journalisten aus aller Welt. NBC, ABC, Telemundo, Reuters. Die Mikrofone stapelten sich auf dem schmalen Rednerpult. Erstmals wollte sich die Polizei zum Tod von Robin Williams äußern.

Ein Lieutenant namens Keith Boyd leitete die Pressekonferenz an diesem Dienstag, dem 12. August. In seinen Händen hielt er mehrere Blätter, zusammenge-
rollt. Kurz zuvor noch hatte er mit dem Rechtsmediziner telefoniert.

Boyd kondolierte der Familie in einem Halbsatz. Er bestätigte den Suizid von Mr. Robin McLaurin Williams. Dass sich Williams wegen Depressionen habe behandeln lassen. Dass er sich erhängt habe. Ob er Alkohol und Drogen im Blut gehabt habe, müssten die toxikologischen Tests noch zeigen.

In Deutschland wären viele Pressekonferenzen jetzt vorbei gewesen. Aber Boyd hatte noch schlimmere Details: Wann, wie und wo Feuerwehrmänner den toten Schauspieler am Vortag in seinem Haus gefunden hatten. Als Boyd um Fragen bat, riefen einige Kollegen: Wie viel wog Williams zum Schluss? War er abgemagert? Wie viele Schnitte hatte er sich mit einem Messer beigebracht?

Nach 20 Minuten saß ich wieder in meinem Auto, ermattet, niedergeschlagen. Der Lieutenant hatte mit seinen Worten Bilder gezeichnet, die nicht mehr zu löschen sind. Ob die Familie von Robin Williams das alles jemals hatte erfahren wollen? Was werden diese Nachrichten mit seinen Kindern machen?

Im Auto sehnte ich mich nach schönen Bildern. Ich schaltete das Radio an. Sie redeten über die Pressekonferenz. Ich schaltete das Radio aus. Und entschied mich, zu dem Haus von Robin Williams zu fahren. Ich wusste jetzt, wie er gestorben war. Nun wollte ich sehen, wie er gelebt hatte.

Die Hügel Kaliforniens, der Pazifik, in der Ferne schimmerte die Skyline San Franciscos. Die Straßen Tiburons, einer Halbinsel in der Bucht von San Francisco, heißen Antilles Way, Trinidad Drive, Martinique Ave. Und schließlich Paradise Cay, eine Villenanlage im Wasser, jedes Haus mit eigenem Bootsteg und meist eigener Jacht. Die Bewohner leben mitten im Pazifik. Die Schönheit und der Wohl-

stand dieses Paradieses müssen schwer auszuhalten sein, wenn alles in einem schwarz ist.

Vor Williams' braun getünchter Villa standen die Vans der Fernsehsender. Gepuderte Anchormen verkündeten die News aus der Pressekonferenz in alle Welt. Touristen streckten Digitalkameras in die Höhe.

Nach wenigen Schritten endete die Straße in einer Sackgasse. Hinter dem Fenster einer Villa sah ich eine Gestalt. Ich klin-

Es ist alles sehr entspannt. Hier muss niemand dem anderen etwas beweisen.“ John lächelte entschuldigend.

„Es war schwer, ihm nahezukommen. So, wie wir hier gerade sitzen, uns unterhalten, das war mit Robin nicht möglich.“ Jedes ernste Thema habe er gleich mit einer lustigen Story abgewürgt, auf jede lustige Story sei noch eine gefolgt. Am Ende lachten alle, und niemand erinnerte sich, worum es eigentlich gegangen war.

„Robin konnte nie still sitzen. Immer in Bewegung. 20 Charaktere in einer Minute? Kein Problem. Wie groß die Dämonen in ihm waren, ich wusste es nicht. Ob es überhaupt jemand wusste?“

Dass er öffentlich über seine Suchtprobleme gesprochen hatte, dafür hätten ihn alle bewundert. „Privat hat er das ausgeklammert. Wenn sich jemand ein Bier aufmachte, sagte er: ‚Brrrr, Teufelsgebräu, geh mir bloß weg.‘ Mehr kam dann nie.“

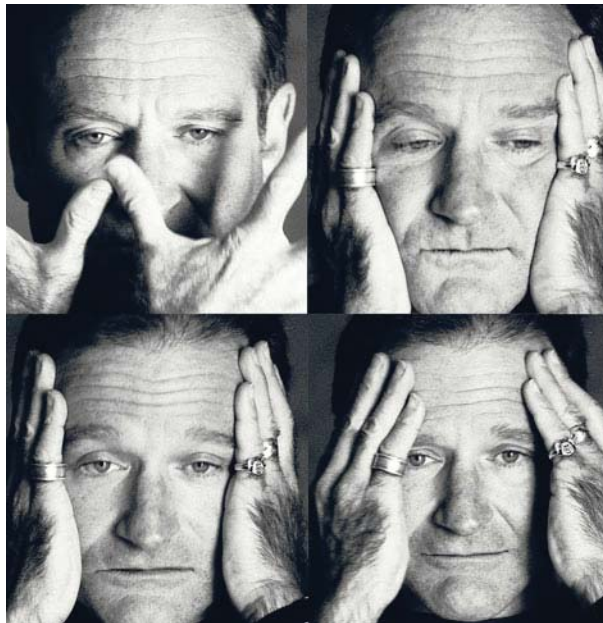
Manchmal, erzählte John, tollte Williams mit Nachbarskindern auf der Straße rum. Oder er versteckte sich hinter den Autos und imitierte den Flaschengeist aus „Aladdin“, dem er in dem Disney-Film seine Stimme geliehen hatte. „Im Grunde genommen war er selbst ein Kind. Über seine Ehe mit Susan hat er mal gesagt, es sei wunderbar, mit ihr verheiratet zu sein. Nur für Susan sei es nicht lustig: Sie ist mit einer Art Äffchen zusammen, sie weiß nie, was ich als Nächstes mache.“

Das letzte Mal hat John ihn eine Woche zuvor gesehen. Einer der Nachbarn sei schwer an Krebs erkrankt. Williams, der, wie sich später herausstellte, selbst an Parkinson erkrankt war, sei ihm im Auto entgegengekommen, als der Nachbar gerade auf dem Weg in die Klinik war. „Robin hielt mitten auf der Straße an, sprang aus seinem Landrover, rannte zu dem Mann und umarmte ihn.“

Der Notruf ging bei der Polizei vergangenen Montag um 11.55 Uhr ein. Die Nachbarn verständigten sich untereinander per SMS: RW passed away.

„Wir alle hier hatten abgemacht, nicht mit der Presse zu sprechen. Aber irgendwie wollte ich ihn jetzt beschützen.“ Dann verabschiedete sich John. Er weinte.

SPIEGEL-Redakteurin Antje Windmann arbeitet derzeit als Stipendiatin des Arthur F. Burns Fellowship für die *Oakland Tribune* in Kalifornien.



Hollywood-Star Williams

„20 Charaktere in einer Minute? Kein Problem“

gelte. Niemand öffnete. Ich klingelte noch mal. Ein großer Mann in Jeans und T-Shirt machte die Tür auf, barfuß. Er kniff die Augen zusammen, sein Blick war skeptisch. Er sagte: nichts.

Ich entschuldigte mich, sagte meinen Namen, woher ich komme. Der Mann hatte die Pressekonferenz im Fernsehen verfolgt. „Niemand von uns wusste, wie Robin gestorben ist. Ich bin mir nicht mal sicher, ob seine Kinder es wussten. Es ist ekelhaft. Dabei gibt es so viel Gutes über ihn zu sagen.“

John, wie ich ihn nenne, trat vor die Haustür, setzte sich auf die Stufen und machte Platz. Er will anonym bleiben. Wie alle, die hier leben, ist auch er ziemlich wohlhabend. „Ich habe Robin vor sechs Jahren kennengelernt, als er herzog. Er lebte mit Susan und ihren beiden Söhnen zusammen. Ich glaube, er hat sich hier schnell wohlfühlt. Alle laufen in Jeans und T-Shirt rum, wir grillen oft zusammen.



Hänschen klein

Literaturkritik Der Tenor Rolando Villazón hat seinen ersten Roman geschrieben: ein autobiografisches Bekenntnis.

Bei Weitem nicht alle Vorurteile stimmen: Frauen kaufen angeblich am liebsten Schuhe ein, Tenöre sind nicht die Hellsten, und Clowns sollen tief in ihrer Seele sterbens- traurige Melancholiker sein.

Nun hat der mexikanische Tenor Rolando Villazón, 42, einen Roman geschrieben. Er heißt in deutscher Übersetzung „Kunststücke“ und handelt von dem Clown Macolieta. In Wahrheit handelt das Buch sogar von zwei Clowns. Denn Macolieta, der ziemlich erfolglos ist, träumt sich in einen anderen Spaßmacher hinein, in Balancín, der weltweit vor vollen Häusern auftritt.

Auch Villazón hat eine Weltkarriere, nun ja, hinter sich. Um die Jahrtausendwende wurde er berühmt, immer mehr bedeutende Opernhäuser engagierten den Sänger. Sein Temperament, seine Bühnenpräsenz und seine ungebremste Art, die jeweilige Rolle auszufüllen, als wäre sie seine letzte, verschafften ihm schnell Zuspruch bei Kritik und Publikum.

Weil aber ein Tenor allein keine Oper trägt, fehlte ihm zum vollkommenen Glück noch ein adäquater Sopran. Der kam aus Russland, hatte früher Fußböden im Mariinski-Theater in Sankt Petersburg gewienert und hieß Anna Netrebko.

2005 sangen beide in „La Traviata“ bei den Salzburger Festspielen, und seit diesem Triumph galten sie als ideale Gesangspaarung. Platten- und Filmaufnahmen folgten, Galaauftritte auf den Plätzen und in den Parks dieser Welt, nichts schien diese Parallelkarrieren erschüttern zu können.

Doch Villazón verausgabte sich, er nahm ein paar Monate Pause vom Opernbetrieb, kam zurück, sang wieder ein paar Monate, pausierte wieder. Mit einem solch unsicheren Kantonisten ließ sich nicht mehr richtig rechnen. Die Arbeitsgemeinschaft mit Anna Netrebko zerbröselte.

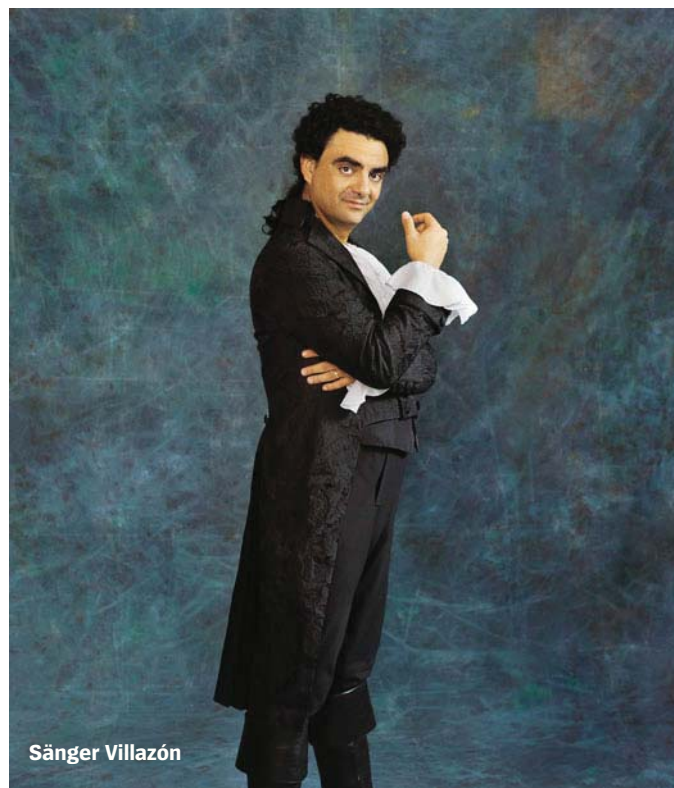
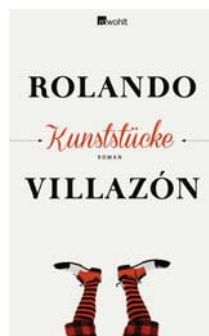
Die große Krise des Rolando Villazón kam im April 2009. Da musste er bekannt geben, dass eine Zyste auf den Stimmbändern ihn zum temporären Rückzug zwang. Alle Versuche, an die alte Form und an den alten Erfolg anzuknüpfen, scheiterten. Ein Jammer.

Der Name des Sängers hat inzwischen mehr Strahlkraft als seine Stimme. Unlängst sang Villazón den Belmonte in Mozarts „Entführung aus dem Serail“ in Baden-Baden. Die Presse schrieb von „Fehlbesetzung“, die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* verklausulierte ihr Urteil wenig elegant: Der Tenor brauche einen guten Freund, der ihm rate, mit dem Singen aufzuhören. Dem Publikum hat die Darbietung in Baden-Baden übrigens gefallen, der Mexikaner bekam Ovationen.

Seinen Roman „Kunststücke“ könnte man als Aufarbeitung all des Elends lesen. Vor einem Jahr kam er im spanischen Original heraus. Der große Pianist und

Rolando Villazón Kunststücke

Aus dem Spanischen
von Willi Zurbrüggen.
Rowohlt Verlag, Reinbek;
276 Seiten; 19,95 Euro.



Sänger Villazón

Dirigent Daniel Barenboim, der oft mit Villazón zusammengearbeitet und ihn auch für die Zukunft engagiert hat, wird auf der Rückseite des Buchumschlags mit den Worten zitiert, der Roman erinnere ihn an „die großen lateinamerikanischen Schriftsteller wie Borges, García Márquez und Vargas Llosa“. Das ist maßlos übertrieben. Es ist so, als höbe der Dirigent „Hänschen klein“ auf die Stufe von „Tristan und Isolde“.

Was will uns der Autor mit seinem Roman eigentlich sagen?

Villazóns Held stolpert durch sein trauriges Leben, fährt mit einem gelben Kleinwagen und zwei Kumpels zu Kindergeburtstagen, auf denen die Clowns den Affen machen, spielt Schach und leidet an sich und an der Welt. Gelegentlich führt er philosophische Gespräche mit seinem Freund Claudio, der Zitate von Platon, Kant und Wittgenstein in die schleppende Konversation streut wie Pizzabäcker den Käse über die Teigfladen.

Und immer wieder greift Macolieta zu seinem kleinen blauen Buch und schreibt die Geschichte seines Alter Ego Balancín weiter. Schon gleich zu Beginn lässt er die dramaturgische Katze aus dem Sack: „Er ist sich sicher“, heißt es über Macolieta, „nicht in seiner eigenen Haut zu stecken, fremde Träume geträumt zu haben und in einem Zimmer aufzuwachen, das die Erinnerungen eines anderen birgt, in dem die Minuten eines Lebens dahinkriechen, das nicht das seine ist.“

Früh keimt im Leser ein hässlicher Verdacht: Könnte es sein, fragt er sich, dass Villazón es darauf angelegt hat, uns zu zeigen, dass Erfolg und Misserfolg ganz nah beieinanderliegen, zwei Seiten derselben Medaille sind, dass Macolieta und Balancín möglicherweise zueinander gehören wie Sonne und Mond, Wasser und Feuer, Mann und Frau? Und wer die rund 270 Seiten überstanden hat, wird mit der Erkenntnis belohnt: Ja, so war es wohl gemeint.

Man wird sich wieder auf viele schöne Talkshow-Auftritte von Rolando Villazón freuen dürfen. Man wird ihn lebhaft gestikulierend sein Buch anpreisen sehen. Warum auch nicht?

Aber eine Erkenntnis sei vorher verraten. Rolando Villazón kann immer noch besser singen als schreiben.

Joachim Kronsbein



DIENTAGS | 20:15

DIE HÖHLE DER LÖWEN

SHOWTIME FÜR GUTE IDEEN



MACH DEN DEAL DEINES LEBENS

Unterhaltung

„Es ist anstrengend, man schwitzt“



Ralf Reichert, 39, Chef der Electronic Sports League, über Zocken als Leistungssport

SPIEGEL: Sie veranstalten Computerspiel-Turniere, kürzlich haben Sie das Frankfurter Stadion mit Spielefans gefüllt. Sind Sie der Bernie Ecclestone der Gaming-Branche?

Reichert: Die Grundidee, einen weltweiten Turnierzirkus aufzubauen, ist der Formel 1 tatsächlich sehr ähnlich. Wir organisieren die Wettkämpfe und verdienen unter anderem am Verkauf von Tickets, Rechten und mit Werbeeinnahmen.

SPIEGEL: In Südkorea werden Computerspiel-Turniere im Fernsehen übertragen.

Warum nicht in Deutschland?

Reichert: Die Diskussion um Computerspiele und Gewalt hat die Entwicklung des Unterhaltungsformats behindert. Ego-Shooter wie „Counter-Strike“ sind in Deutschland erst ab 16 Jahren freigegeben. Das ist ein ökonomischer Nachteil. Allein die Logistik auf Messen wie der Gamescom ist dadurch viel komplizierter.

SPIEGEL: Ist Computerspielen überhaupt Sport?

Reichert: Es ist natürlich nicht so physisch wie Fußball, aber athletischer als Schach. Gute Gamer betätigen pro Minute 200- bis 400-mal Maus und Tastatur. Gleichzeitig müssen sie Informationen verarbeiten und Entscheidungen treffen. Das ist anstrengend, man schwitzt.

SPIEGEL: Wer sich von Pizza ernährt, wird es also kaum in die Weltspitze schaffen?

Reichert: Noch kann er es, aber die Sportart professionalisiert sich immer mehr – ähnlich wie der Fußball innerhalb der letzten Jahrzehnte. Dort hätte ein pummeliger Diego Maradona heute keine Chance mehr. akn



ARD

Miosga will mehr

Es war nur eine Geste, die „Tagesthemen“-Moderatorin Caren Miosga diese Woche selbst zur Nachricht machte: Als Hommage an den verstorbenen US-Komiker Robin Williams stellte sie sich auf den Moderationstisch – in Anlehnung an den Williams-Film „Club der toten Dichter“. Dass Miosga mehr kann und mehr will, als es die „Tagesthemen“ normalerweise zulassen, wissen auch die ARD-Intendanten. Einige von ihnen wünschen sich schon länger, dass Miosga als journalistische Marke im Programm präsenter wird – ähnlich wie es das ZDF mit „heute-

journal“-Moderatorin Marietta Slomka vornimmt. Die Gelegenheit dazu gäbe es. Schon vor Monaten entwickelte Miosga gemeinsam mit der Produktionsfirma von Frank Plasberg das Filmformat „Die Inlandskorrespondentin“. Einen Pilotfilm fanden mehrere ARD-Entscheider zwar gut – einen Sendeplatz boten sie Miosga jedoch nicht an, was auch daran liegt, dass mögliche Programmplätze bereits mit der neuen Reportagesendung von Reinhold Beckmann verplant sind. NDR-Boss Lutz Marmor fördert das Format der NDR-Frau jedenfalls nicht. „Derzeit“ habe man kein Interesse, teilt der Sender mit. Das Miosga-Projekt werde damit „wohl versanden“, heißt es in ARD-Kreisen. bra

Netzwirtschaft

Amazon auf den Fersen

Es schien so, als habe Amazon alle abgehängt. Nicht beim Onlinehandel mit Büchern, sondern beim boomenden Milliarden-Geschäft mit Cloud-Computing. Dabei werden in riesigen Serverfarmen Daten verarbeitet und gespeichert; die Nutzer – zum Teil Konzerne oder sogar Behörden – sitzen manchmal Tausende Kilometer entfernt und sind über eine Datenleitung damit ver-

bunden. Zwar beherrscht Amazon dieses Geschäft und machte damit im vergangenen Quartal laut einem Bericht der Synergy Research Group fast eine Milliarde Dollar Umsatz. Doch Microsoft holt auf, seine Cloud-Sparte wuchs im Vergleich zum Vorjahresquartal um 164 Prozent auf 370 Millionen Dollar, IBM erwirtschaftete 259 Millionen Dollar, ein Wachstum von 86 Prozent. Auch aus China droht Amazon Konkurrenz: Der dort ansässige Onlinegroßhändler Alibaba hat ebenfalls das Ge-

schäft entdeckt. 2013 verdiente er 102 Millionen Dollar mit seinem Cloud- und Infrastrukturgeschäft. mum

Cloud-Anbieter

zweites Quartal 2014

	Umsatz mit Cloud-Diensten in Mio. \$	Veränderung zum Vorjahr
Amazon	962	+49%
Microsoft	370	+164%
IBM	259	+86%
Salesforce	203	+38%
Google	169	+47%

Quelle: Synergy Research Group



Szene aus „Die Staatsaffäre“ mit Schauspielerin Ferres als Kanzlerin Bremer

Würstchen an der Macht

TV-Filme US-Serien zeigen Politik als episches Drama. Im deutschen Fernsehen taugen die Regierenden meist nur zur Klamotte – wie jetzt bei Veronica Ferres als Kanzlerin.

Dieser Frau würde man nicht einmal einen Kaktus zur Pflege anvertrauen, dennoch trägt sie Sorge für ein ganzes Land. Wie sie an dessen Spitze gelangen konnte, ist ein Rätsel. Offenbar auch für sie selbst.

Wenn Bundeskanzlerin Anna Bremer über ihr Amt spricht, klingt das wie die Erklärung einer Dreijährigen: „Mein Beruf ist vielleicht etwas ungewöhnlich, zumindest gibt es ihn im ganzen Land nur einmal.“

Was in der Welt los ist, erfährt Kanzlerin Bremer nicht etwa dank diplomatischer Beziehungen, sondern aus den Sat.1-Nachrichten. Erschreckt sie etwas, fällt ihr schon mal die Kaffeetasse aus der Hand. Ihr politisches Handeln besteht darin, im Gehen Briefe und Akten abzuzeichnen oder mar-

kige Sätze zu sagen wie: „Wir ziehen die Energiewende durch. Jetzt.“

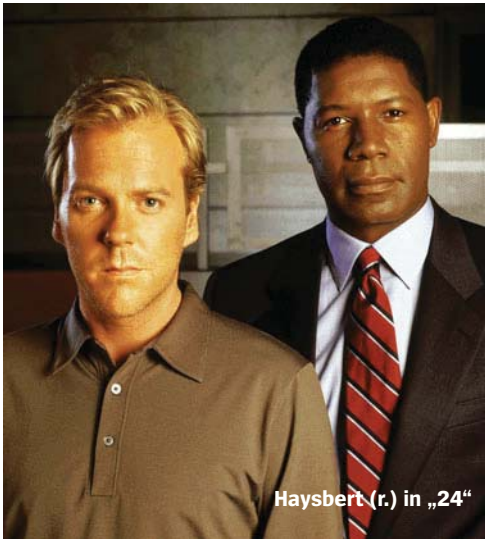
Die meiste Zeit jedoch zieht Kanzlerin Bremer gar nichts durch, sondern verläuft sich auf der Suche nach sich selbst. Ihr Ziel ist es, Beruf und Privates zu vereinen. Doch privat ist da nichts. Schon gar kein Mann. Als endlich einer aufkreuzt, ist der natürlich nicht irgendwer, sondern der französische Präsident, ein Schönling mit Pierre-Brice-Akzent, wodurch die TV-Komödie „Die Staatsaffäre“ vollends zur Klamotte wird. In der Hauptrolle: Veronica Ferres, die Tränendrüse der Nation. Zu sehen im September auf Sat.1.

Man könnte über dieses peinliche Stückchen Fernsehkunst diskret hinwegsehen, wäre es nicht so symptomatisch für die Art, wie in deutschen TV-Filmen und Seri-

en Macht dargestellt wird. Wie das hiesige Fernsehen sich gern um die Herausforderung herummogelt, etwas Substanzielles zur Gegenwart zu sagen. Und wie es erzählerisch kapituliert.

Im amerikanischen Fernsehen dürfen die fiktiven Präsidenten Schurken und Helden sein, echte Heilige und wahre Teufel – nur eines nicht: harmlos.

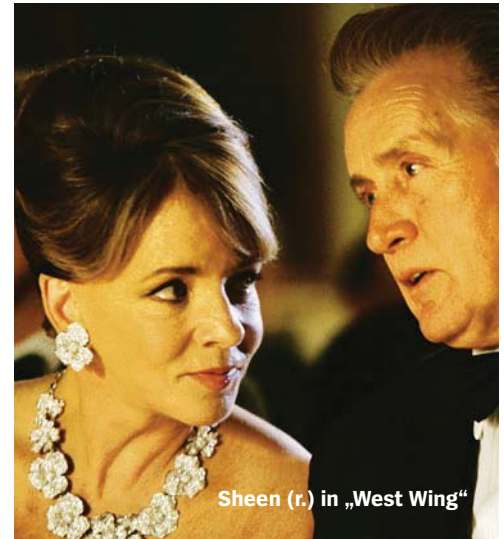
Kevin Spacey spielt seinen Frank Underwood in der Serie „House of Cards“ als neomachiavellistisches Genie. Martin Sheen gab in „West Wing“ seinen Josiah Bartlet als Ikone der Gerechtigkeit. Die verschiedenen Präsidenten in den acht Staffeln von „24“ waren beides: mal kluge Retter der Nation wie Dennis Haysbert; mal Irre, die mit dem Leben von Millionen spielten.



Haysbert (r.) in „24“



Spacey in „House of Cards“



Sheen (r.) in „West Wing“



Behrendt in „Kanzleramt“



Berben (l.) in „Frühstück mit einer Unbekannten“



Atzorn in „Küss mich, Kanzler“

Deutsches Fernsehen dagegen zeigt Kanzler und Kanzlerinnen, ja Politiker allgemein, als arme Würstchen. Bestenfalls handelt es sich um ein Würstchen in Dauererektion, so hatte der Schauspieler Matthias Brandt seinen weibstollen Bundespräsidentenanwärter neulich im ARD-Film „Männertreu“ angelegt. Meist aber werden ahnungslose und blasse Gestalten präsentiert, die beim Zuschauer nicht einmal Ärger hervorrufen.

An den Darstellern allein liegt es sicher nicht. Denn egal, ob nun Manfred Zapatka im ARD-Drama „Spiele der Macht“ (2005) den Regierungschef gab, Robert Atzorn in der ARD-Schmonzette „Küss mich, Kanzler“ (2004) oder Klaus J. Behrendt in der ZDF-Serie „Kanzleramt“ (2005). Ob 2007 Iris Berben die Kanzlerin spielte im Sat.1-Film „Frühstück mit einer Unbekannten“ oder nun eben Ferres: Das Ergebnis ist stets dasselbe.

All diese Produktionen bleiben bei der Hälfte ihrer Möglichkeiten stecken. Entweder imitieren sie die Realität im Setzkastenformat, wie im ZDF-„Kanzleramt“, in dem Behrendt das jovial-kumpelige Auftreten von Gerhard Schröder imitierte, alderdings ohne dessen unbändige Lust auf

Macht. Oder sie unterbinden jegliche Fallhöhe, indem sie die Räume der Macht als Kulisse für eine handelsübliche Komödie missbrauchen.

Gutes Fernsehen erzählt immer auch von seinem Publikum, es berührt seine Emotionen, weiß von seinen Ängsten und Sehnsüchten. Gutes Fernsehen, das von Politik handelt, wüsste eben auch davon zu erzählen, wie wir Deutschen uns die Macht und die Mächtigen wünschen oder was wir an ihr und an ihnen fürchten. Die deutschen Filme wagen sich nicht einmal in die Nähe dieser Fragen.

Das hat viel zu tun mit der Körperlichkeit der Macht. Man muss sich nur ansehen, wie in den amerikanischen Produktionen die Kamera an den Präsidenten heranfährt, wie sie ihn nicht einfach nur im Oval Office, im räumlichen Zentrum der Macht, herumstehen lässt, sondern ihn selbst, seinen Körper, als eigentliches Zentrum der Macht anblickt. Wenn sich Kevin Spacey als Frank Underwood am Ende der zweiten Staffel von „House of Cards“ hinter dem Schreibtisch aufrichtet, erhebt sich in ihm die gesamte Staatsgewalt.

Dieses Fernsehbild des 21. Jahrhunderts ist wie ein Nachhall der Theorie von den

zwei Körpern des mittelalterlichen Königs, wie sie der deutsche Historiker Ernst Kantorowicz beschrieben hat. Der Herrscher ist demnach einerseits sterblicher Mensch wie alle, zugleich aber in seinem Amt auch die konkrete, anfassbare Verkörperung des Staates.

Auch im demokratischen Staat ist diese Spannung zwischen Funktion und Person der Ursprung aller Dramen. Der Mächtige, der sich selbst mit der Macht verwechselt, ihr nicht gewachsen ist oder von ihr nicht lassen kann, weil er ohne sie ein Niemand ist.

Im US-Fernsehen ist diese Spannung spürbar. Im deutschen Fernsehen ist sie nicht einmal zu erahnen. Übrig bleibt nur der sterbliche Teil des Mächtigen, der private, kleine, potenziell peinliche.

Das ist sogar dort so, wo aus realen Ereignissen Spielfilme destilliert werden. Etwa in den Sat.1-Produktionen über Karl-Theodor zu Guttenberg und Christian Wulff aus den vergangenen Jahren. Es sind zwei Verlierergeschichten, aber auch zwei Geschichten von Männern, die in ihren Ämtern sich selbst verlieren.

Wie Christian Wulff fröstelnd mit hochgeschlagenem Mantelkragen durch den



Szene aus dänischer TV-Serie „Borgen“: Sehnsucht des Publikums nach einer anderen Art der Politik

Park stakst und mit einer PR-Beraterin über seine Zukunft räsoniert, die längst Vergangenheit ist; wie Guttenberg, im Film heißt er Donnersberg, am Frühstückstisch von einer Freundin Margarine ins Haar geschmiert bekommt und so zu seiner typischen Frisur kommt – das ist die Vorführung des Politikers als Flitzpiepe.

Natürlich haben es amerikanische Produzenten einfacher. Das Amt des US-Präsidenten ist eine verschwenderische Inszenierung, sie wird aufgeführt in herrschaftlichen Kulissen: im Oval Office, in der Präsidentenmaschine Air Force One, im Situation Room als Ort der verschlüsselten Kommunikation, im Sommersitz Camp David. Das Bild der deutschen Macht besteht fast nur aus Pressekonferenzen im Kanzleramt. Der Rest ist Talkshow.

Doch die deutschen TV-Filme bemühen sich nicht, die Strukturen hinter der Inszenierung erzählerisch ernst zu nehmen. Dabei funktionieren politische Serien nicht nur, wenn sie von einer Weltmacht handeln und die Hauptperson Flugzeugträger verschieben kann anstatt nur Beitragsbemessungsgrenzen. Dänemark hat mit „Borgen“ eine exzellente Politikserie hervorgebracht. Und der dänische Regierungschef befiehlt keine Arsenale von Atomraketen.

Doch „Borgen“ nimmt die Macht ernst, es zeigt die Spannung zwischen Privatperson und Amt. Die Hauptperson Birgitte Nyborg ist ein glaubwürdiger politischer Charakter, der sich auf dem Weg zur Macht und durch die Macht verändert. Das eigentliche Wagnis aber ist, dass die Geschichte als politisches Märchen beginnt. Als eines, das die Sehnsüchte des Publikums nach einer anderen Art des Politikgeschäfts berührt.

Das wird einfach, aber intelligent erzählt. Nyborg gewinnt eine Wahl, weil sie im entscheidenden TV-Schlagabtausch die vorbereiteten Texte ihres PR-Strategen verwirft und eine ehrliche Rede hält. Und „Borgen“ bleibt nicht beim Märchen, es wird zum Drama von Ideal und Wirklichkeit in der Politik.

In den deutschen Tralala-Filmen à la „Die Staatsaffäre“ oder „Küss mich, Kanzler“ sind am Ende immer alle verliebt, alle glücklich, haben für alles Verständnis. Die Kanzlerin bekommt den französischen Prä-

Es gäbe Stoff genug für eine pralle Politserie, die das Verhältnis der Deutschen zur Macht neu auslotet.

sidenten, der Kanzler seine kasachische Putzfrau. Nur die Politik ist ihnen seltsam schnurz.

In „Borgen“ verändert die Macht dagegen alles. Die Ehe der Politikerin zerschellt an der Realität des Amtes. Selbst für die idealistisch gestartete Nyborg geht es irgendwann nur noch um die Macht.

Zwar kennt auch die amerikanische Kultur das Genre der Präsidenten-Schmonzette, wie „Dave“ oder „Hello, Mr. President“, doch stehen ihnen viele Filme entgegen, die weit darüber hinauswachsen. Deutsche Fernsehfiktionen über die Macht dagegen werden ausnahmslos nach dem Würstchen-Prinzip gebaut.

Mit das Frappierendste ist, dass die deutschen Fernsehmacher regelmäßig beweisen, dass sie den filmischen Umgang mit den Dramaturgien der Macht beherrschen – wenn es ein wenig historischen Abstand gibt.

Da darf ein Kanzler Schmidt dann auch in deutschen Fernsehfilmen Stärke zeigen.

Die Entführung Hanns Martin Schleyers und der Lufthansa-Maschine „Landshut“, die Erpressung des Staats durch die RAF – das waren Stoffe für Heinrich Breloers Drama „Todesspiel“ oder den ARD-Thriller „Mogadischu“.

In Filmen wie „Deutschlandspiel“ durfte Helmut Kohl im Ringen um die deutsche Einheit weltmännische Cleverness zeigen.

Doch wenn es um die Gegenwart geht, ringen Kanzler im Abendprogramm um nichts. Außer vielleicht um ihre Ehe oder die Vertuschung einer Affäre.

In den US-Politikserien wird in der Figur des Präsidenten stets die Frage mitverhandelt, wie sich Amerika selbst in der Welt sehen möchte. Meist lautet die Antwort: als starker Retter.

Die deutsche Antwort auf diese Frage war lange: Niemand soll mehr Angst vor Deutschland haben.

Und vielleicht zieht sich das deutsche Fernsehen immer wieder auf diese schmalbrüstigen Kanzlerfiguren und lebensuntüchtigen Kanzlerinnen zurück, weil es Deutschland vor allem als ungefährlich zeigen will.

Politisch mag das sympathisch sein, doch es ist dramaturgisch öde – und wahrscheinlich ist dieses Selbstbild nicht einmal mehr ehrlich.

In Wahrheit ist die Frage nach der Macht der Deutschen gerade eine der spannendsten. Die ökonomische Dominanz der Deutschen empfinden etwa die Länder Südeuropas schon länger als bedrohlich. Eine Kanzlerin, die als mächtigste Frau des Planeten gilt und mit dem russischen Präsidenten auf Konfrontationskurs geht, ist

alles andere als harmlos. Und der Einsatz deutscher Soldaten in Kriegsgebieten ist jedenfalls kein Tabu mehr.

Das alles wäre genug Stoff für eine pralle Politserie, die das Verhältnis der Deutschen zur Macht neu auslotet. Ein Stoff, nach dem Fernsehmacher geradezu süchtig sein müssten. Und was macht das deutsche Fernsehen?

Der NDR arbeitet gerade an dem Film „Die Eisläuferin“, der im kommenden Jahr ausgestrahlt werden soll. Iris Berben spielt darin zum zweiten Mal eine deutsche Regierungschefin. Der auf einem Roman basierenden Komödie gelingt das Kunststück, eine Staatsfrau zu zeichnen, die den geistigen Zustand der Ferres-Kanzlerin von Sat.1 noch dramatisch unterschreitet.

Schuld ist ein Bahnhofsschild, das der Kanzlerin im Urlaub auf den Kopf fällt, woraufhin sie ihr Gedächtnis verliert. Von da an müssen ihre Vertrauten ihr täglich neu erklären, was eigentlich ihr Job ist.

Markus Brauck, Alexander Kühn

FOTO: ARTE

Den digitalen SPIEGEL entdecken.

5 Ausgaben für €9,90 mit über 50% Ersparnis testen!



-  **Neu** im Digital-Abo: Alle E-Books aus dem SPIEGEL-Verlag inklusive.
-  Noch vor Erscheinen der Print-Ausgabe. Schon sonntags ab 8 Uhr.
-  Mit zusätzlichen Videos, interaktiven Grafiken und 360°-Panoramabildern.
-  Ausgaben auch offline lesen.
-  App für Tablets, Smartphones sowie für PC/Mac.*
-  Mit SPIEGEL-ID bequem auf allen Ihren Geräten lesen.

* App für iPad, iPhone, Android, Kindle-Geräte, Windows, BlackBerry Z10 sowie für PC/Mac und als PDF.

Jetzt bestellen: www.spiegel.de/digitaltesten
oder anrufen: **040 3007-4848**

SPIEGEL-Leser
wissen mehr.



Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) **E-Mail** spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein
(1923 – 2002)

CHEFREDAKTEUR Wolfgang Büchner
(V. i. S. d. P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE
Klaus Brinkbäumer, Clemens Höges

MITGLIED DER CHEFREDAKTION
Nikolaus Blome
(Leiter des Hauptstadtbüros)

ART DIRECTION Uwe C. Beyer

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEUR
Rüdiger Ditz

Politischer Autor: Dirk Kurbjuweit

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO
Stellvertretende Leitung: Christiane Hoffmann, René Pfister. *Redaktion Politik:* Nicola Abé, Dr. Melanie Amann, Horand Knap, Ann-Katrin Müller, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski

Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Cornelia Schmegal, Gerald Traufetter, Reporter: Alexander Neubacher, Christian Reiermann

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

DEUTSCHLAND *Leitung:* Alfred Weinzierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Veebeet (stellv.), Hans-Ulrich Stoldt (Meldungen). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhlingdorf, Hubert Gude, Carsten Holm, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühn, Günther Latsch, Udo Ludwig, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darnstadt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Katja Thimm, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro *Leitung:* Frank Hornig. *Redaktion:* Sven Becker, Markus Deggicher, Maximilian Popp, Sven Böll, Jörg Schindler, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer, Konstantin von Hammerstein

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Susanne Amann (stellv.), Marcel Rosenbach (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Ann-Kathrin Nezik, Jörg Schmitt. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Michaela Schießl

AUSLAND *Leitung:* Britta Sandberg, Juliane von Mittelstaedt (stellv.), Mathieu von Rohr (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Jan Puhl, Sandra Schulz, Samiha Shafy, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Ralf Hoppe, Susanne Koelbl, Dr. Christian Neef, Christoph Reuter

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Rafaela von Bredow, Olaf Stampf. *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Manfred Dworschak, Katrin Elger, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Frank Thadeusz, Christian Wüst. *Autor:* Jörg Blech

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorris, Susanne Beyer (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Katharina Stiegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Dr. Martin Doerry, Wolfgang Höbel, Thomas Huetlin, Dr. Joachim Kronsbein, Dr. Romain Leick, Elke Schmitter, Dr. Susanne Weingarten

KULTURSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich), Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT *Leitung:* Ulrich Fichtner, Matthias Geyer, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Fiona Ehlers, Ozlem Gezer, Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Anselbert Kneip, Katrin Kuntz, Djalila Neufeld, Bettina Stiekel, Jonathan Stock, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Guido Mingels, Cordt Schnibben, Alexander Smoltczyk

SPORT *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Rafael Buschmann, Lukas Eberle, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großbongardt (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Eva-Maria Schnurr

MULTIMEDIA Jens Radü; Alexander Epp, Roman Hofner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Anke Jensen (stellv.), Katharina Lücken (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Bianca Huneck, Ursula Junger, Sylke Kruse, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basillon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt, Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anne Wellnitz

E-Mail: bildred@spiegel.de
SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. +1 212 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumann, Luder Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, André Stephan, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhold Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufe, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rödriger, Doris Wilhelm

Sonderhefte: Rainer Sennewald

TITELBILD Suze Barrett, Arne Vogt; Iris Kuhlmann, Gershon Schwallenberg

Besondere Aufgaben: Stefan Kiefer

REDAKTIONSVERTRETUNGEN

DEUTSCHLAND
BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Steffen Winter, Wallgänschen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fidelius Schmid, Benrather Straße 8, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Salden, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Anna Kistner, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Büchsenstraße 8/10, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
BOSTON Johann Grolle, 25 Gray Street, 02138 Cambridge, Massachusetts, Tel. +1 617 9452531

BRÜSSEL Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. +32 2 2306108, Fax 2311436

KAPSTADT Bartholomäus Grill, P.O. Box 15614, Vlaeberg 8018, Kapstadt, Tel. +27 21 4261191

LONDON Christoph Scheuermann, 26 Hanbury Street, London E1 6QR, Tel. +44 203 4180610, Fax +44 207 0929055

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. +34 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Glasowskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. +7 495 22849-61, Fax 22849-62

NEW YORK Alexander Osang, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. +1 212 2217583, Fax 3026258

PARIS 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. +33 1 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. +86 10 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. +55 21 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Walter Mayr, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. +39 06 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Thomas Schulz, P.O. Box 330119, San Francisco, CA 94133, Tel. +1 212 2217583

TEL AVIV Julia Amalia Heyer, P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. +972 3 6810998, Fax 6810999

TOKIO Dr. Wieland Wagner, Asagaya Minami 2-31-15 B, Suginami-ku, Tokio 166-0004, Tel. +81 3 6794 7828

WARSAU P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. +48 22 6179295, Fax 61793365

WASHINGTON Markus Feldenkirchen, Marc Hujer, Holger Stark, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. +1 202 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahl (stellv.), Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Johannes Eltschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensicki, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Sandra Ofner, Thorsten Oltmer, Dr. Vassilios Papadopoulos, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Saubier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Teufos Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szymm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windebandt, Anika Zeller, Malte Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 68 vom 1. Januar 2014
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Ahrensburg / Prinovis, Dresden

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffie

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 **E-Mail:** leserbriefe@spiegel.de

Hinweise für Informanten

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, finden Sie unter der Webadresse www.spiegel.de/briefkasten Hinweise, wie Sie die Redaktion erreichen und sich schützen. Wollen Sie wegen vertraulicher Informationen direkt Kontakt zum SPIEGEL aufnehmen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung:
Post: DER SPIEGEL, c/o Briefkasten, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
PGP-verschlüsselte Mail: briefkasten@spiegel.de (den entsprechenden PGP-Schlüssel finden Sie unter www.spiegel.de/briefkasten)
Telefon: 040-3007-0, Stichwort „Briefkasten“

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte, Fotos, Grafiken

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronischen Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.
Deutschland, Österreich, Schweiz:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de
übriges Ausland:
New York Times News Service/Syndicate
E-Mail: nysyn-paris@nytimes.com Tel.: +33 1 41439757

Nachbestellungen SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN können unter www.amazon.de/spiegel versandkostenfrei innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

Historische Ausgaben Historische Magazine Bonn
www.spiegel-antiquariat.de Telefon: (0228) 9296984

Abonnement für Blinde Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V. Telefon: (06421) 606265
Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde
Telefon: (069) 955124

Abonnementspreise

Inland: 52 Ausgaben € 218,40
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl. sechsmal UNISPIEGEL
Auslandspreise unter www.spiegel.de/ausland
Der digitale SPIEGEL: 52 Ausgaben € 202,80 (der Anteil für das E-Paper beträgt € 171,60)
Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Kundenservice Persönlich erreichbar

Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr, Sa. 10.00 – 16.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg
Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de



Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an:
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg –
oder per Fax: (040) 3007-3070, www.spiegel.de/abo



Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 4,20 pro gedruckte Ausgabe

☐ für € 3,90 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 3,30)

☐ für € 0,50 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,48) zusätzlich zur gedruckten Ausgabe. Eilboten-zustellung auf Anfrage. Jederzeit zum Monatsende kündbar mit Rückerstattung des Geldes für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte. Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

E-Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung.
Hinweise zu den AGB und meinem Widerrufsrecht finde ich unter www.spiegel.de/agb

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP14-001, SD14-006
SD14-008 (Upgrade)

INTERNET www.spiegel.de
REDAKTIONS BLOG spiegel.de/spiegelblog
TWITTER @derspiegel
FACEBOOK facebook.com/derspiegel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is \$ 370 per annum. K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631. Periodicals postage is paid at Paramus, NJ 07652. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, P.O. Box 9868, Englewood, NJ 07651.



LAUREN BACALL, 89

Sie wirkte wie das Inbild der modernen Frau, selbstbewusst, cool und unglaublich schnell im Kopf. Dass sie ihre Schönheit lässig überspielte, machte sie umso betörender. Sie war die ideale Partnerin für Humphrey Bogart, mit dem sie in vier Filmen spielte und den sie 1945 heiratete. Bacall war erst 19, als sie die Hemingway-Adaption „Haben und Nichthaben“ drehten, Bogart mehr als doppelt so alt. Und doch wirkte sie schon damals wie eine Frau, der nichts Männliches fremd ist. Ein Mädchen schien sie nie gewesen zu sein. Die Dialoge zwischen Bacall und Bogart wurden zu den schönsten Duetten und Duellen der Kinogeschichte. Bacall war eine Großmeisterin des Hintersinns, nie wirkte Ironie auf der Leinwand so sexy wie bei ihr. In den Fünfzigerjahren, in einem Hollywood, das die Frauen wieder zurück an den Herd schickte, schien sie ein wenig deplatziert. Bacall kommentierte dies in dem Film „Wie angelt man sich einen Millionär?“ (1953), in dem sie sich über eine ebenso schlichte wie heiratswütige Blondine (Marilyn Monroe) lustig macht. Später übernahm Bacall immer wieder Gastrollen, so auch in Lars von Triers Gangsterepos „Dogville“ (2003). Jeder Satz, den sie mit ihrer unverkennbaren Whiskey-Stimme sprach, war das reine Vergnügen. Lauren Bacall starb am 12. August in New York. lob



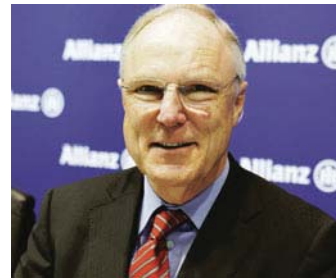
GÜNTER JUNGHANS, 73

„Alle haben sich totgelacht“, erinnerte sich der gelernte Schlosser aus Leipzig später, als er in schönstem Sächsisch bei der Aufnahmeprüfung zur Filmhochschule in Potsdam-Babelsberg etwas Klassisches vorsprach. Aber Junghans wurde angenommen – und zu einem der beliebtesten Schauspieler in Ostdeutschland. Die klassischen Helden waren

nie das Fach des bodenständigen Künstlers, dessen Witz eher von der Straße kam: An der Berliner Volksbühne gab er mehr als 20 Jahre lang – unter Regisseuren wie Fritz Marquardt, Benno Besson und Matthias Langhoff – die Zwielfichtigen und Bösen, den Jago in „Othello“ oder den Franz Moor in Schillers „Räubern“. Rund 150 Kino- und TV-Auftritte zählte Junghans während seiner Karriere. Mehrmals war er in Krimireihen wie „Polizeiruf 110“ oder „Tatort“ zu sehen. Im September sollte der Schauspieler wieder als Generaloberst Koweitz, den er in der ARD-Serie „Weissensee“ gab, vor der Kamera stehen. Günter Junghans starb am 10. August in der Nähe von Berlin. kle

GERHARD RUPPRECHT, 65

Fast sein ganzes Berufsleben verbrachte der gebürtige Nürnberger beim größten deutschen Versicherungskonzern Allianz. 1979 heuerte Rupprecht bei der Allianz Lebensversicherung in Stuttgart an, 1991 übernahm er dort den Vorstandsvorsitz, den er 15 Jahre lang innehatte. Mithilfe des leidenschaftlichen Versicherungsmathematikers schaffte es die Allianz Leben, ohne größere Probleme auch



durch schwierige wirtschaftliche Zeiten zu kommen. 2006 übernahm Rupprecht die komplizierte Aufgabe, als Deutschland-Chef des Konzerns eine Radikalkur zu verantworten, in deren Verlauf mehrere Tausend Arbeitsplätze abgebaut wurden. 2011 ging er in den Ruhestand. Gerhard Rupprecht verunglückte am 8. August auf einer Bergtour in Vorarlberg. kle

RAYMOND BERTHILLON, 90

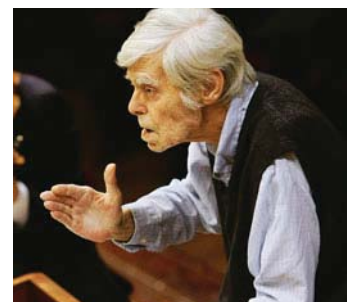
Ein Besuch in seinem Eissalon steht auf dem Plan vieler Touristen in Paris. 1954 hatte der Bäckersohn das Café seiner Schwiegermutter in ein Eisgeschäft umgewandelt. Bereits sieben Jahre später wurde es von den Gastrokritikern Henri Gault und Christian Millau „als erstaunlicher Eisladen, versteckt in einem Bistro auf der Ile Saint-Louis“, gelobt. Mittlerweile wird Berthillon zu den besten Eisherstellern der Welt gezählt. Nur mit Qualitätszutaten mache er sein Eis, „mit Vollmilch, Eiern, Crème fraîche“, so warb er dafür. Zu den Favoriten unter den 70 Sorten gehört das Walderdbeersorbet. Der Laden und die Eisproduktion werden von der Familie weitergeführt. Raymond Berthillon starb am 9. August. kle

MENAHEM GOLAN, 85

Hollywood blickte auf den israelischen Produzenten zunächst herab wie auf einen Emporkömmling mit zweifelhafter Herkunft und dubiosen Absichten – um ihn dann mit wachsendem Neid genau zu beobachten. Der frühere Kampfpilot Golan und sein Partner Yoram Globus wurden mit den Sexfilmchen der „Eis am Stil“-Reihe reich und drehten mit Kampfsportstars wie Jean-Claude Van Damme oder Chuck Norris ebenso wüste wie einträgliche Actionkracher. Mit ihrer Firma Cannon kauften sie in Europa Kinoketten auf, laut und knallig sollten ihre Filme sein. Die beiden drehten Spektakel wie „Missing in Action“, in denen alles erlaubt war, was Männern Spaß macht, aber auch nur das. Als sie auf die Idee kamen, intellektuelle Regisseure wie Jean-Luc Godard anzuheuern, ging es mit Cannon bergab. Menahem Golan starb am 8. August in Jaffa. lob

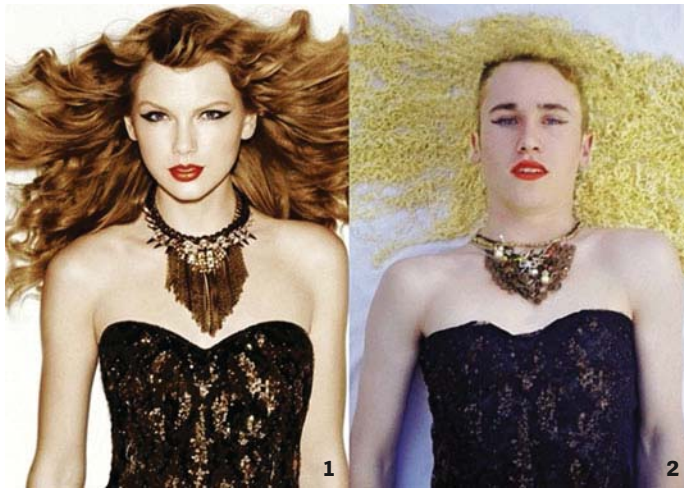
FRANS BRÜGGEN, 79

Schon als Kind faszinierte ihn das Spiel mit der Blockflöte; im Alter von 21 war er bereits Professor am Konservatorium von Den Haag. Seine Liebe zur Flöte führte dazu, dass er



sie als Konzertinstrument wieder salonfähig machte. Brüggen war einer der Pioniere der historischen Aufführungspraxis, gab aber auch Aufträge an Avantgardekomponisten. In den Achtzigerjahren startete der Starflötist, der viele Musiker geprägt hat, eine neue Karriere als Dirigent und gründete das Orchester des 18. Jahrhunderts. Frans Brüggen starb am 13. August in Amsterdam. kle

Personalien



Bestürzend amüsant

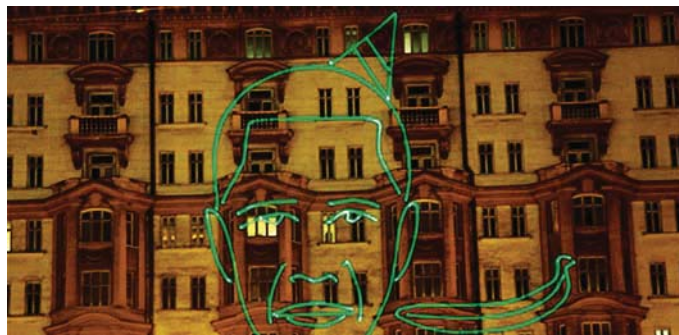
Er zieht Glitzerkleider und Damenunterwäsche an, trägt Nudeln auf dem Kopf oder simuliert mit Obst und Gemüse weibliche Brüste: **Liam Martin** (2, 4) aus Auckland in Neuseeland stellt Fotos von Popstars wie Taylor Swift (1) und Nicki Minaj (3) nach. Der 17-Jährige lässt sich dabei – oft von sei-



ner Mutter – fotografieren und postet die mit Photoshop bearbeiteten Bilder zusammen mit den Vorlagen auf Instagram. Liams Mutter Karen sagt, sie sei manchmal bestürzt über seine Ideen, aber auch immer wieder beeindruckt von den Ergebnissen. Inzwischen hat Liam mehr als 1,6 Millionen Follower auf Instagram. ks

Böse Grüße

Anlässlich seines 53. Geburtstags vor zwei Wochen porträtierten selbst ernannte russische „Kunstaktivisten“ den amerikanischen Präsidenten **Barack Obama** mit albernem Hütchen, Banane essend. Mit grünem Laser projizierten sie die rassistische Karikatur ausgerechnet an die Fassade der ehemaligen US-Botschaft in Moskau. Mit dieser antiamerikanischen Rhetorik drückt die Künstlergruppe die Gefühle einer Bevölkerungsmehrheit von 74 Prozent aus. Seit die Krise in der Ukraine eskaliert, verschlechtert sich das Ansehen der USA kontinuierlich. red



Barbra Streisand, 72, amerikanische Sängerin, holt nach, was sie schon 1976 tun wollte: Sie singt im Duett mit Elvis Presley. Damals fragte sie den King of Rock 'n' Roll, ob er in ihrem Musical-Film „A Star Is Born“ mitmachen wolle, doch dazu kam es nicht. Jetzt ließ sie mithilfe digitaler Technik – und dem Einverständnis von Elvis' Nachlassverwaltung – Aufnahmen der Stimme des 1977 verstorbenen Musikers mit ihrem Gesang mischen; als Ergebnis ist nun ihre neue Platte „Partners“ erschienen, auf der Streisand auch mit Stevie Wonder oder Andrea Bocelli zu hören ist. ks

Ein Mädchen für Kim

Ihr gelang, wovon westliche Journalisten träumen: **Mariana Naumowa**, 15, russische Gewichtheberin, durfte nach Nordkorea reisen. In einem Brief an den Diktator Kim Jong Un bat sie darum, Nordkorea besuchen zu dürfen, um „junge Sportler zu treffen und mehr über das Land zu erfahren“. Sie wollte einmal dorthin reisen, „wo noch keiner meiner Freunde war“, sagte Naumowa, auch bekannt als „stärkstes Mädchen der Welt“, der *Moscow Times*. Nach zwei Wochen kam die Antwort; das nordkoreanische Sportministerium lud sie ein und übernahm alle Kosten. Für Nordkorea, eines der ärmsten Länder der Welt, hat sich die PR-Maßnahme gelohnt. Kaum zurück in Moskau, berichtete Naumowa: „Ich habe Kinder Eis kaufen sehen. Leute tun das nicht, wenn sie arm sind.“ red



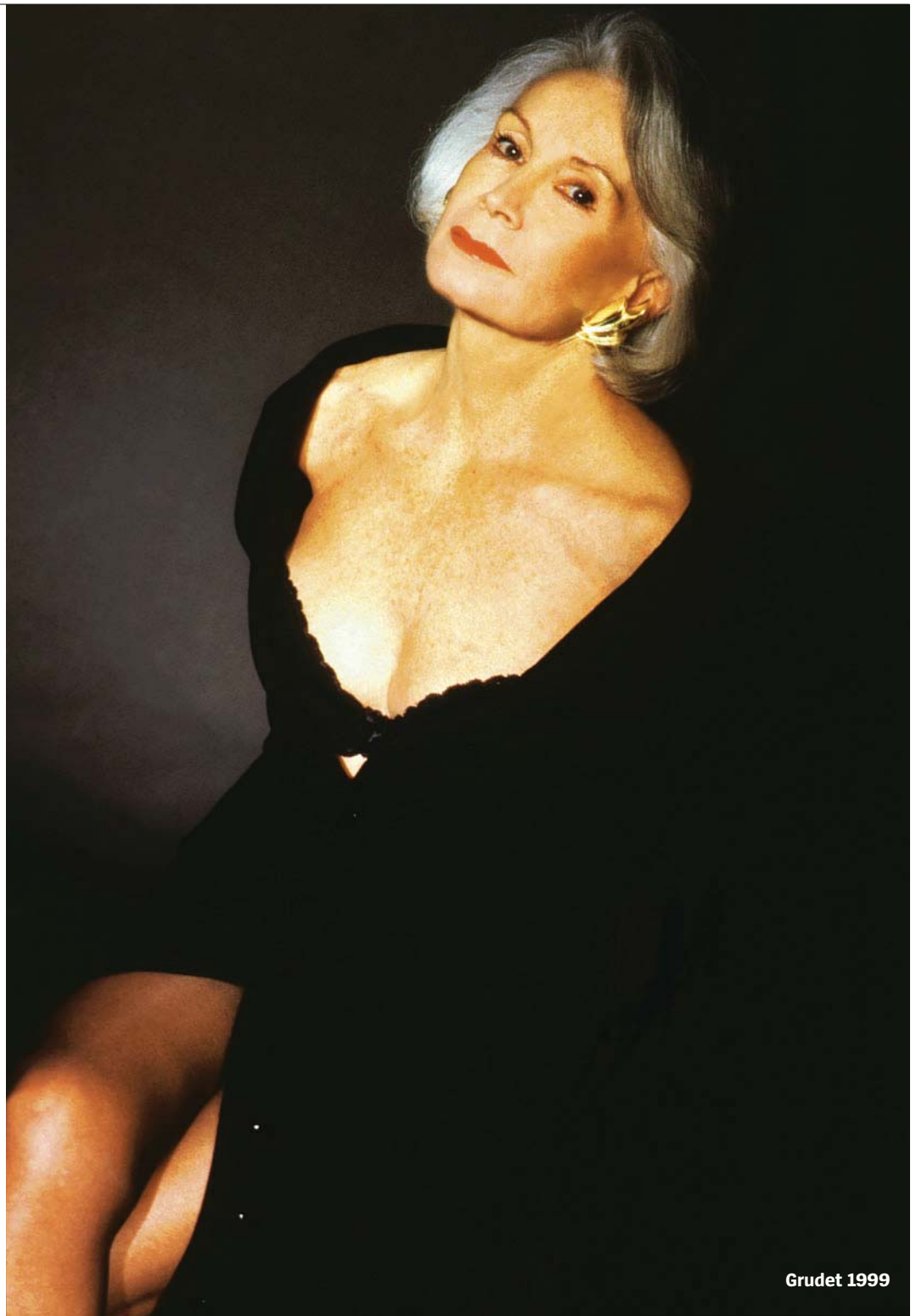
Julien Bocher, 39, französischer Schauspieler, hat den wohl ersten Radiosender für Babys gegründet. Vor fünf Monaten schaltete der dreifache Vater „Radio Doudou“ im Internet frei, heute hat er um die 50 000 Zuhörer. Radio Doudou richtet sich an unter Dreijährige und ihre Eltern, kann auch über die gleichnamige App empfangen werden und sendet ausschließlich Musik. Investiert hat Bocher bisher 15 000 Euro, er hofft in einem Jahr eine schwarze Null zu schreiben. Die App kostet jetzt 1,79 Euro, und auf der Website wird Werbung für alles rund ums Baby geschaltet. ks

FOTOS: MARIANA NAUMOWA FÜR MT (M.R.); INTERTOPICS (L.U.); PHOTOGRAPHONLINE.FR (R.L.)

Madame mag keinen Sex

Madame Claude war im Paris der Sechzigerjahre eine feste Größe, ihr Bordell im 16. Arrondissement eine Institution. Dass zu den Kunden der heute 91 Jahre alten **Fernande Grudet** berühmte, reiche, auch mächtige Männer gehörten, war bekannt, aber über die Namen gab es nur Gerüchte. Mitte der Achtzigerjahre traf Madame den amerikanischen Journalisten William Stadiem, der ein Buch über sie schreiben wollte. Dazu kam es nicht. Nun berichtet Stadiem in *Vanity Fair* erstmals von den Erzählungen Grudets. Demnach zählten zu ihren Gästen Muammar al-Gaddafi, Mosche Dajan, Marlon Brando und Rex Harrison. Auch Marc Chagall sei Kunde gewesen und habe von den Prostituierten Skizzen angefertigt, nachdem er ihre Dienste in Anspruch genommen hatte. John F. Kennedy habe nach einem Mädchen verlangt, das seiner Ehefrau Jackie ähnlich sei, „aber heiß“. Auch Jackies zweiter Mann Aristoteles Onassis habe ihr Etablissement besucht. Er sei mit Maria Callas aufgetaucht, und die beiden hätten Wünsche geäußert, die Madame „erröten ließen“. Es heißt, Madame Claude habe Sex gehasst. ks

FOTOS: CHRISTOPHE MOURTHE / BUREAU233 (O.); GAUTAM SINGH / AP (L.U.); FUTURE IMAGE / IMAGO (R.U.)



Grudet 1999



Venkaiah Naidu, 65, Minister für Stadtentwicklung in Neu Delhi, beschäftigt Menschen in Affenkostümen: Sie sollen die wilden Rhesusaffen vom Parlamentsgebäude fernhalten. Wie andere indische Städte leidet auch die Hauptstadt unter einer Affenplage. Beamte berichten von mittäglichen Essensdiebstählen und Aktenklau, Schulkinder werden von Affenbanden terrorisiert. Die Tiere gelten als heilig; weder die organisierte Verdrängung durch die größeren Hanuman-Languren noch der Einsatz von Affenfängern hat den Zehntausenden Tieren bisher Einhalt gebieten können. red



Stefan Dettl, 33, Frontmann der bayerischen Kultband LaBrassBanda, wurde als „sprachkultureller Tabubrecher“ vom Bund Bairische Sprache mit der „Bairischen Sprachwurzel 2014“ ausgezeichnet. Dettl habe mit seinen ausschließlich in Mundart gegebenen Interviews in „allen medialen Lebenslagen“ der Generation Facebook in Bayern ein neues dialektales Selbstbewusstsein gegeben, so die Jury. Außerdem habe der Musiker gegen „die Schwindsucht des Bairischen“ mehr bewirkt als einer seiner Vorgänger, der emeritierte Papst Benedikt XVI., Preisträger 2006. red

Aus den *Badischen Neuesten Nachrichten*:

„Wenn ein Hotel wissen möchte, wo es mit der Sauberkeit oder dem Service hapert, ruft es inkognito einen Hoteltester zur Hilfe.“

Ja zu Toilettenbenutzung

Aus dem *Oberbayerischen Volksblatt*

Unter der Überschrift „Tierschützer stürmen Planungsbüro in Brinkum“ aus dem *Weser-Kurier*: „Die Protestanten veranstalteten daraufhin vor dem Gelände eine spontane Kundgebung.“

Fisch im Fett doch nicht gesünder

Aus der *B.Z. am Sonntag*

Aus der *Welt am Sonntag*: „Ohne die FDP hätten weder CDU noch SPD eine Koalition mit der FDP bilden können.“



Am Strand liegen und nichts tun - das ist für viele der perfekte Urlaub.

Aus dem *Mindener Tageblatt*

Aus der *Augsburger Allgemeinen*: „Gebaut wurden die Luxus-Modellautos von Triebträgern im Maßregelvollzug, angeführt von einem Dreifachmörder, der seinen Opfern die Geschlechtsteile abzuschneiden pflegte. Allein dieses Geschäftsmodell empfinden manche CSU-Politiker und die gesamte Opposition als ungehörig.“

Stadt-Mitarbeiter zu radikalen Salafisten geschult

Aus der *Westfälischen Rundschau*

Kinder SPIEGEL-Leser wissen mehr.

„Dein SPIEGEL“, das aktuelle Nachrichten-Magazin für Kinder, die unsere Welt verstehen wollen. Verständlich, sachlich und auf Augenhöhe schreiben SPIEGEL-Redakteure über Politik und Wirtschaft, berichten über Menschen und Kultur und erklären, was es Neues aus Natur und Technik gibt. So macht Wissen Spaß.

Jetzt im Handel
oder im Abo unter
www.deinspiegel.de/abo



Das Nachrichten-Magazin
für Kinder.

Zitate

Die Deutsche Presseagentur zum SPIEGEL-Bericht „Wurm drin“ über Kostenexplosionen bei Großprojekten des Bundes (Nr. 32/2014):

Bundesbauministerin Barbara Hendricks (SPD) kündigt mehr Personal für die Bauverwaltungen an, um gegen steigende Kosten bei öffentlichen Bauvorhaben vorzugehen ... Hendricks will zudem die Verantwortung am Bau stärker bündeln. Auftragnehmer sollten ihre Leistungen zu einem größeren Teil selbst erbringen, statt sie an Subunternehmer weiterzugeben, sagte die SPD-Politikerin. Streitigkeiten dürften Baustellen nicht lahmlegen und müssten schneller gelöst werden – etwa durch vertraglich vereinbarte Schlichtungsstellen. DER SPIEGEL hatte in der vergangenen Woche berichtet, dass die größten Bauvorhaben des Bundes insgesamt rund eine Milliarde Euro mehr kosten als geplant. Von den 40 größten Projekten lägen nur 14 im Kostenrahmen.

Der Branchendienst „Horizont“ über DEIN SPIEGEL, das Nachrichten-Magazin für Kinder:

Bei der SPIEGEL-Gruppe, an was denkt man da? Als am Zeitgeschehen Interessierter sicher ans Hauptobjekt SPIEGEL samt SPIEGEL ONLINE und SPIEGEL TV. Als vom Mediengeschehen Faszinierter vielleicht auch an den turnusmäßigen Führungszoff. Als am Wirtschaftsleben Teilhabender und Impressum-Leser möglicherweise ans MANAGER MAGAZIN, gar an den HARVARD BUSINESS MANAGER. Und als Kind? An DEIN SPIEGEL. Seit fünf Jahren ist der Monatstitel auf dem Markt und schenkt sich zum Geburtstag einen optischen Relaunch und erstmals eine Tablet-App. DEIN SPIEGEL versteht sich als Nachrichten-Magazin für Kinder ... Auch Nutzwertthemen, etwa „33 Ideen für einen tollen Sommer“, schaffen es bisweilen aufs Cover – ganz ähnlich wie beim Mutterblatt ... Um die monatlich 76 Seiten zu füllen, stammen etliche Texte von dessen Schreibern, die hier – in kurzen Sätzen und ohne Ironie – auf 80 Zeilen den Euro-Stabilitätsmechanismus ESM erklären. Was, das weiß man aus Zuschriften, auch bei manchen Eltern für Erhellung sorgt. Doch die meisten Zuschriften kommen von den Kindern, rund 500 pro Heft, fast alle per E-Mail: Beteiligungen an Umfragen und Rätseln, Bewerbungen als Kinderreporter – ein festes Format in jedem Heft –, Kommentare und Fragen zu Artikeln sowie Themenvorschläge. Das Involvement der jungen Leser zeigt, dass DEIN SPIEGEL bei ihnen ankommt.

Die Schwerkraft ist leichter zu überwinden als mancher Bordstein.

In den vergangenen 50 Jahren hat sich vieles verändert. Vieles, aber noch nicht alles. Engagieren wir uns gemeinsam für eine inklusive Gesellschaft. www.aktion-mensch.de

Schon viel erreicht. Noch viel mehr vor.



DAS WIR GEWINNT



AKTIONSPREIS!

1&1 ALL-NET-FLAT

✓ **FLAT** FESTNETZ

✓ **FLAT** ALLE
HANDY-NETZE

✓ **FLAT** INTERNET

14,99 ~~19,99~~
ab €/Monat*
Volle 12 Monate,
danach 19,99 €/Monat



Unsere gesamte Smartphone-Auswahl finden Sie im Internet.



☎ 02602/96 96



1und1.de

* 24 Monate Vertragslaufzeit. Einmaliger Bereitstellungspreis 29,90 €, keine Versandkosten. Auf Wunsch mit Smartphone für 10,- € mehr pro Monat.
1&1 Telecom GmbH, Elgendorfer Straße 57, 56410 Montabaur